# Geschichten

und

# Charakterzüge

## der deutschen Kaiserzeit

von 843—1125.

---

Nach den Quellen erzählt

von

Dr. O. Klopp.



Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1852.

# Vorwort.

Die günstige Beurtheilung, welche meinen Geschichten u. s. w. aus der Völkerwanderung im literar. Centralblatt 1851 Nr. 25 S. 404, in der pädag. Monatsschrift von Löw 1851 VII. Heft S. 545, im Zuschauer der neuen preuß. Zeitung 1851 Nr. 197, im (sächsischen) Volksblatt für Stadt und Land 1852 Nr. 15, in der kölnischen Zeitung 1852 Nr. 70, in den Blättern für literarische Unterhaltung 5. Mai 1852, in den Feuilletons der Weserzeitung, der Zeitung für Norddeutschland und anderen Blättern zu Theil geworden ist, haben die Herren Verleger und mich ermuthigt in ähnlicher Weise fortzufahren und in dem vorliegenden Werke Geschichten und Charakterzüge der Deutschen von 843—1125 darzubieten. Mein Zweck ist, dem Lehrer der deutschen Jugend, dem die Berufsgeschäfte eine Einsicht der Quellen selber nicht verstatten, diese möglichst wenig abgeschwächt und doch in einer gebildeten Sprache vorzuführen; mehr noch war mein Ziel darauf gerichtet,

die reifere Jugend selber in anschaulichen Bildern ohne viel Räsonnement an die Thaten und Leiden unserer Vorfahren zu mahnen, in ihr die Gefühle und die Gedanken zu erwecken und zu beleben, deren Kräftigung nach meiner festen Ueberzeugung wesentlich mit erfordert wird, um nach der trüben Gegenwart eine beßere und ehrenhaftere Zukunft heraufzuführen. Des Vaterlandes Ehre und Macht und Größe fordert vor allen Dingen Bereitwilligkeit zur Hingebung an dieses eine große Ziel und die Kräftigung dieses Gefühls und Willens in den Herzen unserer Jugend würde ich als den schönsten Lohn meiner Arbeit ansehen. Endlich ist es meine Absicht, die Gebildeten unserer Nation überhaupt, die nur nicht eben aus der Geschichte ein Studium machen können, möglichst lebendig in dieselbe einzuführen. Die Geschichte unserer Nation tragen wir Alle in und an uns, äußerlich und innerlich ist jeder Einzelne das Ergebnis der Vergangenheit seiner Nation und doch wißen so Viele sich über andere auch ihnen selbst weit mehr entlegene Dinge viel genauere Rechenschaft zu geben, als über die Geschichte der Entwickelung ihrer Nation, auf welcher die jetzige Stellung derselben in der großen Völkerfamilie und mehr oder minder die staatliche Stellung des Einzelnen beruht.

Aber man möge seine Forderungen nicht zu hoch spannen und nicht ein wißenschaftlich vollständiges Geschichtswerk, sondern nur das erwarten, was der Titel sagt, freilich quellengemäß. Mein Zweck bringt es mit

sich, daß ich unsere Geschichte am meisten von der sittlichen Seite ins Auge faße und vorwiegend den dazu geeigneten Stoff ausgewählt habe. Wenn ich einen Krieg, eine Belagerung oder dergl. ausführlicher erzähle, einen Ländererwerb oder Verlust berichte, so ist es mir dabei viel weniger um die Thatsache selber zu thun, als um die Gesinnungen und Handlungen der Menschen, die sich dabei offenbaren und die ich gern immer möglichst anschaulich zeichnen möchte. Aus demselben Grunde muste hier wie bei der Völkerwanderung die biographische Behandlungsweise vorherrschend sein. Dieß ist minder schwer in den ersten Jahrhunderten, wo die Quellen selber die Sache erleichtern und kurz das Faktum erzählen ohne Reflexion, schwieriger dagegen wird es bei der Zeit Heinrichs IV., aus welcher alle Berichte vom Parteihaße angesteckt sind. Was das sagen will, weiß ja unsere Zeit am allerbesten. Der Reichthum der Quellen machte bei diesem unglücklichen Manne eine so weitläufige Darstellung nicht bloß möglich, sondern, wie mir schien, nothwendig. Daß ich meine Ansicht über ihn nicht durch Citate unterstütze, wird man mir nicht verdenken. Ich habe es dieß Mal selbst unterlaßen, meine Quellen anzugeben; denn es würde fast ein Buch im Buche sein. Der Leser, welcher sich an meiner Arbeit erholen und dadurch belehren will, wird ihrer nicht bedürfen, sondern sich auf meine Glaubwürdigkeit verlaßen; der Kritiker, der mein Buch zur Hand nehmen sollte, wird sie kennen. Sie sind sämmtlich ent-

weder in den Monumenten von Pertz, oder in den frühe-
ren Sammlungen von: Pistorius, Eccard, Mencken, Ur-
stisius, Freher, Meibom, Reuber u. s. w.; den Annalen
von Muratori, Baronius u. s. w., u. s. w. zu finden.
Vorzüglich ist mir das Werk von Leibnitz: annales Imperii
sehr zu Statten gekommen.

Der Verfasser.

# Inhalt.

Seite

## III. Das sächsische Kaisergeschlecht. 919—1024.

# Die Karolinger.

## Ludwig, Karl, Arnulf, Ludwig das Kind.

### 1. Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle von Frankreich.

Das fränkische Reich Karls des Großen war durch den Vertrag von Verdun 843 in seine Theile zerfallen; aber doch kehrte mit diesem Vertrage Ruhe und Friede nicht wieder ein in die habsüchtigen Gemüther seiner Enkel und die alten Chroniken erzählen uns fast nur von Krieg und Zwietracht unter ihnen. Als der König Karl der Kahle nach langen Bemühungen seinen Neffen Pipin, den Sohn seines verstorbenen Bruders Pipin, endlich gefangen bekam, ließ er ihm die Haare abschneiden, ein Mönchskleid anlegen und steckte ihn dann in das Kloster des heil. Medardus zu Soissons. Auch seinen eigenen Sohn Karlmann brachte Karl ins Kloster und als er darin nicht bleiben wollte, sondern entsprang und sich durch ein Heer von Freunden und Genoßen zu schützen suchte gegen seinen Vater, nahm dieser ihn gefangen und stach ihm die Augen aus. Aber die Westfranken, denn also hießen damals die Franzosen, liebten den König Karl nicht, weil er grausam und feige war; darum luden die Großen den König Ludwig von Ostfranken und Sachsen d. i. von Deutschland ein, er möge das Land seines Bruders in Besitz nehmen; denn sie würden sich ihm bereitwil-

lig unterwerfen. Wie denn nun einmal das Gemüth der Könige immer nach größerer Herrschaft begierig ist, so kam auch Ludwig alsbald mit einem Heere über den Rhein und die Großen des westfränkischen Reiches giengen ihm entgegen und huldigten ihm. Aber es dauerte nicht gar lange, da sahen sie, daß nicht ein großer Unterschied zwischen den beiden Brüdern war, drum ließen sie wieder ab von Ludwig und wandten sich Karl dem Kahlen zu und Ludwig floh mit Schimpf und Schande wieder heim in sein eigenes Land.

In solcher Zeit der Zwietracht der Könige erneuerten sich Jahr auf Jahr die Einfälle der Normannen. Mit ihren leichten Schiffen durchsegelten und durchruderten sie sowohl das Meer, als auch fuhren sie die Ströme hinauf bis tief in das Land und kamen so unerwartet, daß sie die Priester überraschten am Altare. So schifften sie im Jahre 853 die Loire hinauf bis Nantes und traten in den Dom, als der Priester eben die Hand ausstreckte zum Einsegnen der Kinder nach der Taufe. Dann entgieng auch Nichts ihrem Mordstahle und das Feuer vollendete, was das Schwert begonnen hatte. Die Grafen Robert und Ramnolf in Westfranken leisteten ihnen mannhaften Widerstand; aber als diese im Kampfe gegen sie gefallen waren, thaten die Normannen, als wäre nun Niemand mehr da gegen sie. Als sie nun einmal an die Stadt Amboise kamen, diese ganz verlaßen fanden und erkannten, wie fest die Lage dieser Stadt sei, zogen sie mit Weibern und Kindern dahinein, als wollten sie dort wohnen. Sie befestigten sie aufs neue mit Wall und Graben und zogen dann oft von da auf Raubzüge aus durch die ganze umliegende Gegend. Um solcher Noth ein Ende zu machen, entbot Karl der Kahle aus ganz Westfranken die wehrhaften Männer zum Heerbann und umlagerte in weitem Kreiße die Stadt Amboise. Auch Salomon, der König der Britten, welche längst vorher vor den Angelsachsen aus ihrer Heimat

nach der nordwestlichen Ecke Frankreichs, nach der Bretagne, geflohen waren, kam auf Karls Gebot ihm zu Hülfe und lagerte sich oberhalb am Fluße Medon, welcher die Stadt Amboise bespült. Aber trotz aller Anstrengungen konnte die vereinte Macht so vieler Tausende die Stadt nicht gewinnen und die Normannen vertheidigten sie mit ausdauernder Kühnheit. Da faßten die Britten den Entschluß den Fluß Medon abzugraben und in ein anderes Bette zu leiten, damit die Schiffe der Normannen trocken gelegt würden und also von ihnen erreicht werden könnten. Von ihren Mauern herab sahen die Normannen, wie ihre Feinde eifrig gruben und wie der Graben zunahm an Breite und Tiefe. Sie erkannten ihre gefährliche Lage und versuchten in solcher Noth ihr äußerstes Mittel: sie schickten einen Boten an den König Karl den Kahlen und ließen ihm heimlich eine große Summe Geldes versprechen, wenn er sie frei hinwegziehen laßen wollte aus seinem Lande. Das schnöde Gold leuchtete dem Könige in die Augen, er gewährte den Normannen ihr Gesuch. Da bestiegen diese ihre Schiffe und fuhren wieder den Strom hinab; aber sie lachten ihrer Versprechungen und des Königs Karl und plünderten und raubten aufs neue nach ihres Herzens Gelüsten.

Damit man aber erkenne, daß nicht ebenso wie aus dem Könige, so auch aus andern Männern jener Zeit aller Mannesmuth gewichen sei, wollen wir die That eines derselben erzählen. Als der König Salomon aus der Bretagne zur Winterzeit ein Lager gegen die Normannen aufgeschlagen hatte, fiel eines Tages dort die Rede auf die Verwegenheit und die Ausdauer der Normannen. Während dieses Gespräches sagte einer der Britten, Namens Wurfand: „wenn der König mit dem Heere sich zurückziehen sollte, so will ich mit meinem Gefolge nach seinem Abzuge allein hier noch drei Tage ausharren.“ Das Lager der Britten war aber von dem der Normannen nur etwa achttausend

Schritte entfernt. Die Worte Wurfands wurden Hasting, dem Normannenführer, hinterbracht. Als einige Zeit hernach Salomon es doch für gerathener hielt von den Normannen den Frieden für fünfhundert Kühe zu erkaufen und dann nach Stellung der Geiseln sich zum Abzuge anschickte, trat der Gesandte Hastings zu Salomon und sprach: „es ist Hasting, meinem Herrn, hinterbracht worden, daß unter deinem Heere ein Anführer sei, der sich gerühmt habe nach deinem Abzuge allein hier noch verweilen zu wollen. Wenn er nun denn wirklich ein solcher Held ist, wie er selber sich zu sein dünkt, so möge er ohne Zaudern dableiben; denn mein Herr will ihn sehen und wünscht einen solchen Mann kennen zu lernen.“ Als Wurfand vom Könige gefragt wurde, ob er so Etwas gesagt habe, bejahte er die Frage, beharrte dabei seine Worte durch die That bewähren zu wollen und bat sich dazu vom Könige die Erlaubnis aus. Dieser schalt ihn, wie er mit so thörichter Hartnäckigkeit an die Ausführung leichtsinnig hingesprochener Worte sein Leben setzen und selbst auch die Seinigen mit ins Verderben reißen wollte; allein Wurfand erwiederte dem Könige: wenn er ihm dazu die Erlaubnis nicht gäbe, so würde er ihm niemals wieder treu dienen können. Als Salomon den unerschütterlichen Muth des Wurfand sah, wollte er ihm wenigstens aus seinen Kriegern eine Anzahl dazu geben; aber Wurfand lehnte dieß Anerbieten ab und sprach: „wenn ich andere Krieger als die meinigen mit hinzunähme, so hätte ich ja das nicht mehr gehalten, was ich versprochen habe.“

So blieb denn Wurfand an dem Orte mit etwa zweihundert Männern und wartete fünf Tage lang. In der fünften Nacht entsandte Hasting, der Normannenfeldherr, einen Gefangenen zu Wurfand und forderte ihn auf, daß er zwischen der zweiten und dritten Stunde des folgenden Tages (zwischen sieben und acht Uhr Morgens) ihm bis zur Furt eines Gießbaches

entgegen kommen sollte. Wurfand zauderte nicht. Er gebot alsbald seinen Mannen ihre Waffen zu ergreifen und als er die Furt des Baches erblickte, der wie eine Scheidewand zwischen ihm und dem feindlichen Anführer sein sollte, beschloß er da nicht stehen zu bleiben, sondern schritt durch das rauschende Gewäßer und stellte sich am andern Ufer auf. Die Normannen staunten ob der Verwegenheit des Mannes, sie wichen zurück und wollten ihn nicht angreifen. Bis zum Mittag stand Wurfand an derselben Stelle, und als auch da die Feinde noch nicht näher kamen, kehrte er mit den Seinen unverletzt nach seinem vorigen Standorte zurück. —

Nach Salomons Tode rang Wurfand mit einem Andern, Namens Pastiquan, um die Herrschaft des Brittenlandes. Wurfand hatte diesen schon besiegt, da ward er krank bis zum Tode und auf diese Nachricht schöpfte Pastiquan wieder Muth und bedrängte die Anhänger des kranken Wurfand. Da traten diese in das Gemach des fast sterbenden Mannes und klagten ihm ihre Noth. Wurfand gebot ihnen, sie sollten gleich als wäre er selber da seine Fahne erheben und dann mit Macht auf die Feinde losstürmen, dann würde ihnen der Sieg gewis sein. Aber seine Freunde erwiederten ihm, daß sie nur dann den Kampf wagen könnten, wenn er selber in Wahrheit mit ihnen wäre. Auf diese Worte raffte Wurfand seine letzte Kraft zusammen und noch einmal gehorchten seine Glieder dem Gebote des Geistes. Zwar konnte er weder gehen, noch auf dem Pferde sitzen; aber er befahl, man solle ihn in einer Sänfte hinaustragen bis vor die Schlachtordnung und alsdann mit kühnem Muthe das Treffen wagen. Also geschah es und Furcht kam über die Feinde, daß sie bald in wilder Flucht davon eilten. Nach errungenem Siege hoben Wurfands Diener die Sänfte wieder auf, um sie heim zu tragen; aber seine Glieder waren schon kalt geworden und nur in der Brust athmete noch ein schwacher Rest des Lebens.

Also starb Wurfand. Solcher Tod zeigt uns, daß es auch damals Männer gab, die das Vaterland zu schützen vermochten gegen seine Dränger, und daß also nicht der Mangel solcher Männer, sondern vor allen Dingen die Unfähigkeit und Untüchtigkeit der Herrscher das Unglück der Völker ist. Denn von solcher Kraft zeigten sich in den Enkeln des einst mächtigen Karl nur wenige Spuren und darum litten die Völker namenloses Elend. Laster und Schande dagegen zerwühlten das einst so glorreiche Haus und damals vermochte nur die Macht der Kirche den Freveln und Sünden dieser Karolinger einen Damm entgegenzusetzen.

## 2. Der deutsche Dichter Otfried.

Zur Zeit des Königs Ludwigs des Deutschen lebte im Kloster Weißenburg im Elsaß ein Mönch Otfried. Er war ein Schüler der berühmten Klosterschule zu Fulda, an welcher einst Hrabanus Maurus gelehrt hatte, und von dort kam er erst nach St. Gallen, später nach Weißenburg im Elsaß. Wie alle Priester seiner Zeit hatte er nicht Gefallen an den alten deutschen Heldenliedern, die man damals noch kannte und noch sang, und darum versuchte er es dem deutschen Volke den Inhalt aller Evangelien des neuen Testamentes in deutscher Dichtung wieder zu erzählen. Er bediente sich dazu des Reimes, von dem wir nicht ein älteres Beispiel haben. Das ist der Hauptwerth an Otfrieds Dichtung, daß wir die hochdeutsche Sprache und die dichterische Form seiner Zeit daran erkennen, das Gedicht selber hat weder die Lebendigkeit der alten Heldenlieder, noch die innige Wärme des Sachsen, der dreißig Jahr vor ihm zur Zeit Ludwigs des Frommen seine Evangelienharmonie dichtete.*

*) Ein Bruchstück daraus habe ich in meinen Geschichten u. s. w. aus der Völkerwanderung Bd. 2 Seite 291 mitgetheilt.

Damit aber meine Leser erkennen, daß Otfried, wenn auch nicht die alten heidnischen Heldenlieder, so doch sein Vaterland und seine Landsleute liebte, und wie er diese Liebe aussprach, wollen wir aus dem ersten Kapitel das Lob der Franken hersetzen. Otfried gehörte zum fränkischen Stamme und überhaupt ward damals das Wort: deutsch in unserer Bedeutung noch nicht gebraucht; denn, wie wir ja wißen, nannte sich der deutsche König gemeiniglich König der Ostfranken und Sachsen.

## Lob der Franken.

| | |
|---|---|
| Sie sint so sáma kuani, | Sie sind eben so kühn, |
| sélb so thie Romàni; | gerade wie die Römer; |
| ni tharf man thaz ouh rédinon, | nicht darf (ein) Mann das auch sagen, |
| thaz Kríachi in thes giwidaron. | daß die Griechen ihnen dieß absprechen. |
| Se eígun in zi núzzi | Sie haben ihnen (sich) zu Nutzen |
| so sámalicho wízzi, | gleicher Weise Klugheit, |
| in felde ioh in wálde | im Felde und im Walde |
| so sint sie sáma balde. | da sind sie eben so kühn. |
| Richiduam ginúagi | (An) Reichthum genug |
| joh sint ouh fílu kuani, | und auch sind sie sehr kühn, |
| zi wáfane snelle; | zu den Waffen schnell; |
| so sint thie thégana alle. | so sind die Degen alle. |
| Sie búent mit gizíugon | Sie bauen mit Gezeug, |
| joh warun io thes giwón, | auch waren sie ja das gewohnt, |
| in guátemo lánte; | in gutem Lande; |
| bi thiu sint sie únscante. | dadurch sind sie schandlos. |
| Iz ist fílu feizit | Es ist viel fett |
| hárto ist iz giwéizit | sehr ist es versehen |
| mit managfalten éhtin, | mit mannigfaltgen Arten, |
| nist iz bi unsen fréhtin. | nicht ist es durch unsere Klugheit. |
| Zi núzze grébit man ouh thar | Zu Nutzen gräbt man auch da |
| ér inti kúphar | Erz und Kupfer, |
| ioh bi thia meina | auch nach der Meinung (wie ich meine) |
| ísine steina. | Eissteine. (Wahrscheinlich Krystalle.) |

| | |
|---|---|
| Ouh thára zua fúagi | Auch da zur Füge |
| sílabar ginúagi; | Silber genug; |
| jo lesent thar in lánte | Auch lesen (sammeln) sie da im Lande |
| góld in iro sante. | Gold in ihrem Sande. |

Dann beschreibt Otfried das Volk der Franken, wie es festmüthig zu manchem Guten, rasch gegen die Feinde sei und alle Völker Furcht vor ihnen hätten; denn das

| | |
|---|---|
| lértun sie mit svérton, | lehrten sie mit Schwertern, |
| náles mit then wórton, | nicht aber mit Worten, |
| mit spéron filu wáffo | mit Speeren, vielen Waffen u. s. w. |

### 3. Lothar II. und Papst Nicolaus.

Nach der Theilung des großen Frankenreiches zu Verdun erfreute der Kaiser Lothar sich nicht lange mehr der Herrschaft. Er berief die Großen seines Reiches (855) und theilte nach dem Brauche des Hauses der Merowinger und Karolinger das Land unter seine drei Söhne: Ludwig, Karl und Lothar. Von ihnen erhielt Ludwig Italien und die Kaiserwürde, Karl bekam das Land westlich von den Alpen und Lothar den Strich Landes, der daran sich schließt bis an die Nordsee und wovon ein Theil seinen Namen Lotharii regnum d. i. Lothringen behalten hat bis auf den heutigen Tag. Der alte Lothar aber ließ sich die Haare abschneiden und gieng ins Kloster Prüm in der Eifel und betrauerte dort die Irrthümer und Fehler seines Lebens.

Es waren ihm nur noch wenige Monate vergönnt, da starb er einsam als Mönch.

Als sein Sohn Lothar mehre Jahre regiert hatte, gefiel ihm seine Gemahlin Thietberge nicht mehr und er suchte sie los zu werden, um eine andere, Namens Waldrade, heirathen zu können. Er klagte sie der Untreue und des Ehebruchs an; aber die Königin erbot sich zum Gottesgerichte des kochenden Waßers. Ihr Vertreter, denn vornehme Personen konnten die

Probe durch einen Anderen für sie bestehen laßen, langte mit nacktem Arm in das Gefäß voll heißen Waßers und hob, wie die Chronik erzählt, den hineingeworfenen Ring unversehrt vom Boden auf. So scheiterte die Absicht Lothars, jedoch nicht für lange; denn bald erneute er seine Klage und wandte sich an den Erzbischof Guntar von Köln, dem er versprach seines Bruders Tochter heirathen zu wollen. Da beredete sich Guntar mit Thietgaudus, dem Erzbischof von Trier, einem einfältigen Manne, und diese beiden verabredeten zum Zweck der Scheidung des Königs von seiner Gemahlin eine Kirchenversammlung nach Metz. Vor diese führten sie nach dem Brauche der Kirche die Königin und brachten Schriften und Zeugen vor, daß Thietberge selber früher mancherlei todeswürdige Sünden und Frevel bekannt habe. Darum sprach die Versammlung der Bischöfe und Geistlichen über sie die Scheidung aus von ihrem Gemahle, dem König Lothar, verbot ihr jegliche andere Ehe und legte ihr noch dazu eine schwere Buße auf. So war der Wille des Königs Lothar erfüllt. Er berief eine Versammlung der Fürsten seines Reiches nach Aachen und sagte ihnen, daß er sich von seiner Gemahlin Thietberge niemals getrennt haben würde, wenn sie nicht durch das Zeugnis ihres eigenen Mundes vielfacher Frevel überführt gewesen sei. Aber nun komme es ihm zu sich eine andere Frau zu wählen. Die versammelten Großen seines Reiches stimmten ihm bei, daß Thietberge fernerhin nicht mehr würdig sei ihre Königin zu heißen und daß darum der König Lothar zu einer neuen Ehe schreiten müße. Für einige Tage schien es dann, als solle die Bruderstochter des Erzbischofs Guntar von Köln Königin des Lothringischen Hauses werden; aber sie ward sogleich wieder verstoßen und Spott und Hohn folgte ihr und ihrem Oheim; dagegen aber trat Waldrade als Königin auf und alle Große erkannten sie dafür an und dienten ihr.

Allein die Brüder der verstoßenen Thietberge klagten das Leid ihrer Schwester dem Papste Nicolaus II. und dieser säumte nicht ihr zu helfen. Er schickte seine Legaten Hagano und Rodoald nach Lothringen zur Erkundigung der Sache; aber diese wurden mit Geld bestochen und begünstigten die Sache des Königs. Lothar erwiederte ihnen auf ihre Frage, daß er nur den Spruch der versammelten Bischöfe seines Reiches ausgeführt habe, und Hagano und Rodoald riethen ihm darauf, er solle die Bischöfe, welche auf der Versammlung den Vorsitz gehabt hätten, an den Papst senden und ihm durch diese die Sache berichten laßen. Dann kehrten die Legaten reich beschenkt nach Rom zurück, erzählten dort viel von der Unwißenheit der lothringischen Bischöfe und sagten, es sei in diesem Lande auch nicht ein einziger Bischof bewandert im Kirchenrechte. Nach ihnen kamen auch Guntar und Thietgaudus nach Rom. Als sie vor den Papst Nicolaus hintraten, überreichten sie ihm eine Schrift, in welcher alles auf der Versammlung Verhandelte ausführlich aufgezeichnet war. Ein Notar las allen dort beim Papste Versammelten diese Schrift vor und dann fragte der inzwischen von der ganzen Sache wohl unterrichtete Papst die Erzbischöfe, ob sie nochmals diese Schrift mit einem Eide zu bekräftigen wagten. Sie erwiederten, es schiene ihnen ein sonderbares Verlangen, daß sie eine Schrift noch mit einem Eide bekräftigen sollten, die sie doch selber unterschrieben hätten. So ließ man sie in ihre Wohnung zurückkehren; aber nach einigen Tagen wurden sie wieder hergerufen und ihre Schrift vor ihnen verdammt und verflucht und sie selbst wurden in Gegenwart aller römischen Bischöfe und Geistlichen abgesetzt und aller kirchlichen Ehren beraubt.

Auf so schimpfliche Weise entehrt begaben sie sich zum Kaiser Ludwig in Italien und baten ihn um Hülfe; denn es sei wider alles Recht und wider allen Brauch, daß ein Erzbischof

ohne Wißen des Fürsten seines Landes und ohne Beisein der andern Erzbischöfe abgesetzt würde. Auch erzählten sie Vieles zur Unehre des Papstes Nicolaus, Guntar noch mehr, als Thietgaudus, der das Urtheil seiner Absetzung mit größerem Gleichmuth ertrug. Der Kaiser Ludwig war nicht abgeneigt ihnen zu helfen; aber er vermochte nicht beim Papste Etwas zu ihren Gunsten durchzusetzen. Sie kehrten darauf ins Lothringerland heim; doch es gelang ihnen nicht ihren erzbischöflichen Stuhl wieder einzunehmen. Darum begaben sie sich noch einmal nach Italien und baten und flehten bei Papst Nicolaus um Wiedereinsetzung in ihre Würde; aber Nicolaus blieb fest und unbeweglich und gestattete ihnen nur den Zutritt zum Abendmahl, wie jedem Laien. Kummer und Noth nagte an den beiden alten Männern und als arme Fremdlinge sind sie in Italien unbekannt im Elende verstorben.

Papst Nicolaus schickte an König Lothar einen andern Legaten, der also auftrat, als wäre er Papst Nicolaus selber. Er berief eine Versammlung von Bischöfen und als auch Lothar dort erschien, legte er ihm unter zweien Dingen die Wahl vor: entweder solle er sofort die Buhlerin Waldrade entlaßen und sich mit seiner rechtmäßigen Gattin Thietberge versöhnen, oder, wenn er sich dessen weigere, würde ihn sogleich der Bannfluch der Kirche treffen. Da gab Lothar nach und erwiederte, er wolle Thietberge wieder zu sich nehmen und sie als seine rechtmäßige Gemahlin ehren und behandeln. Ferner befahl der Legat des Papstes der Waldrade, sie solle nach Rom gehen und dort sich vor dem Papste Nicolaus um ihrer Frevel willen verantworten.

Aber kaum war der Legat des Papstes wieder nach Rom abgereist, da verstieß Lothar die Königin Thietberge zum zweiten Male und nahm Waldrade wieder zu sich und sie lebten wie zuvor. Thietberge floh zum Oheime ihres Gemahles, dem Kö-

nige Karl dem Kahlen von Frankreich, und als dieser sie gütig aufnahm, lobte ihn der Papst dafür in einem Schreiben, daß er ein Beschützer der Unterdrückten und Verfolgten sei. Den König Lothar aber ermahnte er nochmals ernstlich und warnte ihn, er möge sich hüten, daß er nicht behandelt werden müße, wie ein Heide und Zöllner. Doch Nicolaus starb kurze Zeit nachher und alsdann zog Lothar hin nach Italien, um sich bei dem neuen Papste Hadrian zu verantworten. Aber Hadrian beharrte bei dem Urtheile seines Vorgängers Nicolaus und Lothar nahm aus den Händen des Papstes das Abendmahl darauf, daß er niemals wieder Waldrade zu sich nehmen wollte. Es bedurfte dieses Eides nicht. Auf dem Rückwege brach unter dem Heere Lothars eine böse Krankheit aus und nur mit Mühe gelangte Lothar selber bis nach Piacenza, wo er starb im Jahre 869. Mit ihm erlosch sein Stamm.

Alsbald fiel der König Karl der Kahle von Frankreich über das Reich Lothringen her und nahm es in Besitz. Darüber ergrimmte der deutsche König Ludwig, der in Baiern krank danieder lag, und ließ seinem Bruder sagen, er solle aus Lothringen weichen; denn ihm allein käme das Land nicht zu, sondern es wäre billig, daß sie es theilten. Trotz seiner Krankheit reiste Ludwig hin in das Land Lothringen. Unterwegs stürzte in Flamersheim unter der Last des Königs und seiner Begleiter eine alte, vermoderte Treppe ein und dem Könige zerbrachen von dem Sturze zwei Rippen; aber so groß war sein Zorn gegen seinen Bruder, daß er schweigend dasaß und ihm kein Wort und kein Seufzer der Klage und des Schmerzes entfuhr. Dennoch kam es nicht wieder zum Kriege; denn Karl gab nach. Die Brüder kamen zusammen und theilten das Land ihres Neffen Lothar. Da bekam der König Ludwig den größeren Theil von Lothringen mit Strasburg, Basel, Köln, Trier, Aachen, Utrecht, Metz und vielen anderen Städten. Zwar kamen einzelne Theile

auf kurze Zeit zum französischen Reiche, doch im Wesentlichen blieben von da an die Grenzen Deutschlands etwa sieben hundert Jahre lang dieselben. Da erst, als die Macht des Reichsoberhauptes und mit ihr die Einheit des Reiches immer mehr zerrüttet ward, rißen sich die Niederlande völlig los und nach und nach gelang es auch den französischen Königen immer mehr Theile von Deutschland abzutrennen. Der schreiendste Frevel ward von dem französischen Könige Ludwig XIV. verübt, der in frechem Uebermuthe, trotzend auf die Erbärmlichkeit deutscher Fürsten und die traurige Zersplitterung und den versunkenen Zustand der deutschen Nation, Strasburg und einen großen Theil des ehemaligen Lothringens von Deutschland mitten im tiefen Frieden wegnahm.

## 4. Der Kampf Karls des Kahlen mit seinen Neffen in Deutschland.

Im Jahre 876 starb der König Ludwig der Deutsche und hinterließ das Reich seinen drei Söhnen Karl, Ludwig und Karlmann, die alsbald es wieder unter sich theilten. Ueber diese Nachricht freute sich Karl der Kahle nicht wenig; denn er meinte, er könne sich nun sofort des ganzen Lothringens bemächtigen, welches er früher mit seinem Bruder Ludwig dem Deutschen getheilt hatte. Darum eilte er mit einem Heere nach Aachen und Köln und nahm Alles in Besitz. Noch war die Leiche Ludwigs des Deutschen der Erde nicht übergeben, als sein Sohn Ludwig in Frankfurt am Main die Nachricht von dem Raubeinfalle seines Oheims erhielt. Da wurde Ludwig III. zornig, er schickte sofort Boten an seinen Oheim, daß er eingedenk sein möge ihrer Verwandtschaft, eingedenk des Herrn Jesu Christi, dessen Namen er und sein verstorbener Bruder Ludwig der Deutsche angerufen als Zeugen ihres Eides, daß einem Je-

den sein Besitzthum verbleiben solle. Er möge sich des Schwertes enthalten und sich scheuen um seiner häßlichen Begierde willen aufs neue wieder Menschenblut zu vergießen; er möge zufrieden sein mit seinem reichlichen Erbe und fremden Gutes nicht begehren und Andere in ihrem Besitze nicht stören. Aber Karl verachtete solche Reden und ließ seinem Neffen wieder sagen: er habe einen Vertrag geschloßen mit seinem Bruder und nicht mit dessen Söhnen.

So musten denn die Neffen sogleich zu Felde ziehen gegen ihren Oheim und Ludwig versammelte ein großes Heer aus Sachsen, Thüringen und Ostfranken und lagerte sich mit demselben Köln gegenüber. Doch das that er nur zum Schein; er ließ das Lager stehen, zog dann mit seinen Schaaren unbemerkt bis Andernach hinauf und gieng dort über den Rhein. Auf diese Nachricht erst erkannte Karl der Kahle, daß er sich habe täuschen laßen, und zog seinem Neffen entgegen. Bevor es zum Treffen kam, wollte Ludwig nochmals durch das Gottesgericht das Recht oder Unrecht seiner Sache entscheiden laßen. Zehn Männer gaben sich der Probe des heißen Waßers hin, zehn der des glühenden Eisens, zehn unterwarfen sich der Prüfung durch das kalte Waßer. Während solches Gericht vorgenommen wurde, betete das ganze Heer, Gott möge durch dieses Urtheil offenbaren, ob dem Westfrankenkönige Karl dem Kahlen nach Recht und Gerechtigkeit von dem streitigen Lande Lothringen ein größerer Theil zukomme, als er jetzt besitze, oder ob er sich begnügen müße. Nach dem Gottesurtheil erfanden sich alle dreißig Männer unversehrt und das gab dem ganzen deutschen Heere neuen Muth. Also berichten uns die Jahrbücher jener Zeit.

Die Heere eilten zum Treffen. Gleich im Anfange stürzte der Graf Rainer, der die Fahne des französischen Königs trug, und alsbald fielen die Westfranken vor dem Schwerte der

Deutschen, wie die Aehren vor der Sichel. Die Uebrigen flohen und mit ihnen der König Karl der Kahle und überlegte auf der Flucht, wie gefährlich es sei, die Rechte der Billigkeit und Gerechtigkeit dem Ehrgeiz und der maßlosen Habsucht zum Opfer zu bringen. Dann theilten sich die Brüder in das Reich; aber Ludwig und Karlmann starben bald dahin und Karl der Dicke erbte allein die Länder seines Vaters Ludwig, von 876—887.

Auch Karl dem Kahlen von Frankreich war seine Zeit bald zugemeßen, doch zuvor erhob er sich nach seiner Meinung noch zu dem höchsten Gipfel menschlicher Größe. Der Kaiser Ludwig in Italien, der letzte Sohn Lothars, war gestorben, da zog Karl der Kahle im Jahre 877 nach Italien, nahm das Land in Besitz und kaufte um eine hohe Summe Geldes vom Papste die Kaiserkrone. Alsdann ernannte er Könige, damit er nach der alten Sitte der römischen Kaiser zu herrschen schien über die Könige. Aber diese Zeit seines Ruhmes dauerte nicht lange; denn noch in Italien ward er krank. Er kam noch mit Mühe über den Mont Cenis, dann starb er. Wie es oft in jener Zeit geschah, hatte auch Karl der Kahle einen Juden zum Leibarzt, Namens Zedekia, und bald entstand das Gerücht, dieser hätte ihm den Todesbecher mit Gift gereicht. Die Westfranken nahmen die Leiche auf einer Bahre nach Frankreich mit und dort wurde sie unweit Paris im Kloster des heil. Dionysius (St. Denis) begraben. 877.

Karl der Kahle hatte mehre Söhne gehabt; den einen verlor er durch einen Unglücksfall, zwei andere weihte er dem Dienste der Kirche. Darum hinterließ Karl der Kahle als Erben seines Reiches nur einen Sohn Ludwig, den man den Stammler nannte. Aber nicht bloß seine Zunge war schwach, sondern noch mehr sein Geist und das Volk nannte ihn den fainéant, den Nichtsthuer. Ludwig der Stammler starb schon

zwei Jahre nach seinem Vater, 879. Von seinen Söhnen zeigten Ludwig und Karlmann einige Kraft; aber auch sie folgten bald ihrem Vater ins Grab und es blieb nur der jüngste übrig. Man nannte ihn Karl Sot, Carolus Simplex d. h. Karl der Einfältige, und seine Thaten geben ihm auf diesen Namen einen wohlbegründeten Anspruch.

### 5. Karls des Dicken Kampf gegen die Normannen.

Jahr auf Jahr fielen die Normannen ein und drangen hoch hinauf in das Land. Im Jahre 881 vereinten sie sich mit den Dänen und fuhren unter ihren Königen Gottfried und Siegfried in die Mündung des Rheines. Zuerst verheerten sie Utrecht, wo kein Feind sich ihnen entgegenstellte. Nur der Bischof Radbod sprach auf seiner Flucht über sie Alle den Bann aus; aber er muste zu seinem Schmerze erfahren, daß der Bann den ungläubigen Normannen durchaus gleichgültig war. Sie zogen weiter hinauf in Lothringen und Franken, plünderten Lüttich, Köln, Bonn und alle benachbarten Städte und nahmen mit sich was zu finden war. Die kaiserliche Pfalz zu Aachen ward ein Stall für ihre Pferde und als sie Alles ausgeraubt hatten, zündeten sie Stadt und Pfalz an. Wie schnell und unerwartet sie ankamen, mag uns Folgendes zeigen, das zu Tongern geschah. Als in der Christnacht ein Chorknabe in der Frühmesse lesen und die Worte sagen sollte: gebeut Herr deinen Segen, vernahm sein scharfes Ohr in der Ferne ein Geräusch und statt zu lesen, rief er, als wüste er selber nicht, was er thäte: „Feinde, Feinde am Thor!“ Der Lehrer schlug den Knaben um seiner vermeintlichen Unachtsamkeit willen und befahl ihm nun zu lesen; aber wiederum schrie der Knabe: „Feinde, Feinde auf der Mauer!“ Wiederum ward er gestraft und ernstlich angehalten nun zu lesen, da rief er wieder: „Feinde, Feinde

auf dem Markt!" Und plötzlich erscholl von allen Seiten das Jammergeschrei und bald loderten die Flammen hoch auf und strahlten in die Kirche hinein. Da blieben von den Menschen wenige übrig und von den Wohnungen keine.

Von dort schweiften die Normannen weiter durch den Ardennerwald und kamen am Tage Epiphanias 882 nach dem Kloster Prüm in der Eifel, in welchem einst der Kaiser Lothar als Mönch gestorben war. Dort verweilten sie drei Tage und zündeten wiederum alle Wohnungen in der Umgegend an, daß die Flamme weit hinausleuchtete in das Land. Da raffte sich ein unzähliger Haufe Volks zusammen von den Dörfern und Weilern jener Gegend, um sich der grausamen Feinde zu erwehren; aber dieser Haufe hatte nicht nur keine zulänglichen Waffen und keine Reiterei, sondern war auch ohne rechten Anführer und ohne Ordnung. Als das die Normannen bemerkten, fielen sie mit lautem Geschrei her über das arme Volk und schlugen ihrer eine solche Menge nieder, daß es schien, als schlachteten sie unvernünftige, wehrlose Thiere und nicht Menschen. Darauf kehrten sie beladen mit Beute zu ihrem Lager zurück. Als sie fortzogen, ließen sie das Feuer auf dem Herde im Kloster fortbrennen und da Niemand es auslöschte, griff es weiter und legte das ganze Kloster Prüm in Asche. Das Hauptlager der Normannen war in Haslou nahe an der Maas und wenn sie dorthin ihre Beute gebracht und zusammengelegt hatten, zogen sie aufs neue wieder aus. So geschah es auch dieß Mal. Am Gründonnerstage, den 5. April 882, kamen sie nach Trier. Bis zum Osterfeste stärkten sie da die vom Marsche ermüdeten Glieder, am Ostersonntag aber begannen sie zu plündern und zu brennen und bald lag die ganze Stadt in Schutt und Trümmern. Der Erzbischof Walla konnte den Jammer nicht länger ansehen, er rief alle Landleute jener Gegend zu den Waffen und der Bischof Bertolf und der Graf Andalhard

standen ihm getreulich bei. So kam es zum blutigen Kampfe; aber wiederum siegten die Normannen, Erzbischof Walla selber fiel und nur wenige retteten ihr Leben durch schleunige Flucht. Die Normannen zogen triumphirend mit großer Beute ins Lager zu Haslou zurück.

Da sandten die Deutschen flehentliche Bitten an den einzigen noch übrigen Sohn Ludwigs des Deutschen, Karl den Dicken, welcher damals um der Kaiserkrone willen in Italien verweilte. Karl erschien und alsbald sammelte sich um ihn ein zahlreiches Heer von Langobarden, Baiern, Schwaben, Thüringern, Sachsen und Friesen. Mit diesem zog Karl der Dicke hin und umschloß den König Gottfried in seinem Lager zu Haslou an der Maas, welches nach der Sitte der Normannen mit einem Graben und einem Wall von Holz und Erde befestigt war. Den Normannen blieb kein Ausweg, in kurzer Frist musten sie sich ergeben oder verhungern. Es war zur Sommerzeit und die Hitze groß, also daß die Leiber der Menschen und Thiere, welche dort umkamen, alsbald in Fäulnis übergiengen und verderbliche Krankheiten daraus entstanden. Dazu kamen tobende Gewitter mit Hagelschauern, in welchen eierdicke Eisstücke niederfielen; aber die Hitze ward darum nicht minder und die Pest mehrte sich im normannischen Lager. Da kam Gottfried in solcher Noth auf den Einfall, daß er durch die Annahme des Christenthumes sich retten könne aus dieser Gefahr. Er ließ dem Kaiser Karl melden: er wolle ein Christ werden, wenn er die Grafschaft Rinheim in Friesland zwischen Maas und Fly zum Lehen und Gisela, die Tochter des früheren Königs Lothar, zur Gemahlin erhielte. Außerdem verlangte er Geschenke. Alles dieß gewährte Karl, er schenkte dem Dänenkönig 2060 Pfd. Silbers und war dann selber Pathe, als Gottfried in das Taufbad stieg. Auch die andern Normannen erhielten reichliche Geschenke. Mit bitterem Groll im Herzen gegen solche Nach-

giebigkeit des Reichsoberhauptes kehrten die verschiedenen Völker Karls in ihre Heimat zurück.

### 6. Karl der Dicke bis zu seiner Absetzung 887.

Im folgenden Jahre starb der König Ludwig von Frankreich, den sein Volk bitterlich beklagte; denn er hatte die Normannen nicht mit Golde abgekauft, sondern war ihnen muthig entgegengezogen und hatte sie bei Sodalcourt geschlagen, daß ihrer acht tausend auf dem Schlachtfelde lagen. Sein dankbares Volk ehrte ihn dafür in einem deutschen Liede, das uns noch jetzt erhalten und bekannt ist unter dem Namen des Ludwigsliedes. In diesem Liede heißt es:

| | | |
|---|---|---|
| God liez heidinê man | d. h. | Gott ließ heidnische Männer |
| obar sê lidan | | über die See gleiten |
| thiot vrancônô | | das Volk der Franken |
| manôn sundjônô | | zu mahnen der Sünden. |

Aber Ludwig hob die gundfanon d. i. die Reichesfahne auf und ritt den Normannen entgegen, wie es weiter heißt:

| | |
|---|---|
| Ther kuning reit kuono | Der König ritt kühn |
| sang lioth frônô | sang das heilige Lied |
| joh allê saman sungun | ja alle zusammen sungen |
| Kyrie eleison. | Kyrie eleison! |
| | |
| Sang was gesungen | Sang war gesungen |
| wig was bigunnen | Kampf war begonnen |
| bluot skein in wangon | Blut schien in den Wangen |
| spilôd unter vrankôn. | Jauchzen unter den Franken u. s. w. |

Wir sehen aus diesem Liede, welches wahrscheinlich ein Priester gedichtet hat, daß die Sprache am Hofe in Westfranken (Frankreich) auch am Schluße des neunten Jahrhunderts noch die deutsche gewesen sein muß, während das dortige Volk damals schon allgemein französisch sprach. Doch kehren wir zu den Normannen zurück. Ludwigs Bruder Karlmann wagte den Kampf nicht, er bot dem räuberischen Volke Geld an und die

Normannen forderten jährlich zwölf tausend Pfund Silbers für den Frieden. Nicht lange nachher gieng Karlmann auf die Jagd, und dort verwundete ihn einer seiner Begleiter unversehens, aber tödtlich. Um dem Thäter das Leben zu retten, sagte Karlmann, ein Eber habe ihn mit seinem Hauer getroffen, und starb nach wenigen Tagen. Auf diese Nachricht kamen sogleich die Normannen wieder und raubten und plünderten. Da schickten ihnen der Abt Hugo und einige andere Große Boten entgegen und ließen sie an ihr Versprechen mahnen; aber die Normannen erwiederten: „wir haben nur mit Karlmann einen Vertrag geschloßen und für seinen Nachfolger gilt der nicht, sondern dieser muß uns nun auch eben so viel bezahlen.“

In solcher Noth luden die Großen des französischen Reiches den Kaiser Karl den Dicken in ihr Land und als er nach Gundfi (Gondreville) kam, hoben sie dort ihre Hände empor und schwuren ihm den Eid der Treue, damit die Macht beider Reiche in einer Hand sei und um so leichter den Feinden widerstehen könne. So kam es, daß fast Alles, was der Urgroßvater durch Kampf und Mühe erworben hatte, dem Urenkel fast wie von selbst zufiel. Karl der Dicke aber war sehr verschieden von Karl dem Großen. Er war eifrig im Dienste der Kirche, deren Vorschriften er immerdar getreu befolgte, er war unermüdlich im Singen der Psalmen und geistlicher Lieder und setzte alle seine Hoffnung und sein Vertrauen auf Gott; er selbst aber that Nichts. Eine Zeitlang gelang es ihm dennoch die Normannen in Furcht zu erhalten; denn es war da ein Graf Heinrich von Bamberg, der ihnen mannhaft widerstand. Damals verlangte nämlich der Normannenkönig Gottfried, der schon Friesland von Kaiser Karl dem Dicken erhalten hatte, noch Koblenz, Andernach und Sinzig dazu, weil in Friesland nicht Wein wachse, dessen er bedürfe: dafür wolle er dann das Reich gegen seine Landsleute beschützen. Darauf reiste Graf

Heinrich mit dem Erzbischofe Willibert von Köln zu Gottfried, welcher dort weilte, wo der bis dahin in einem Bett strömende Rhein die Gewäßer der Waal links von sich entsendet. Der Ort hieß damals Herispich. Sie ließen ihre zahlreichen Gefährten einzeln und ohne Aufsehen durch das Land gehen, damit sie sich erst an dem Anfange der Bataue, welche die Fluthen des Rheins und der Waal umspülen, wieder vereinigen sollten.

Am ersten Tage hielten sie mit Gottfried eine lange Unterredung; aber sie konnten sich nicht einen. Am folgenden Tage bat der Erzbischof Gisela, die Gemahlin Gottfrieds, daß sie zum Frieden reden möge. Heinrich aber führte die Sache des Grafen Eberhard, dessen Land unlängst wieder von Gottfrieds Normannen völlig verheert war. Als nun Gottfried auf die bittern Klagen Eberhards trotzig und höhnisch antwortete, holte dieser zu einem mächtigen Schlage aus und traf Gottfried auf den Kopf, ehe dieser nur sich von seinem Sitze hatte erheben können. Der Schlag war so heftig, daß Gottfried todt zusammensank. Unterdessen hatten sich alle von Heinrich zu dieser Unternehmung Auserlesenen zur festgesetzten Zeit allda versammelt und fielen über die Normannen her, daß ihrer auf der Insel Bataue nicht Einer am Leben blieb. Es war auch unter den Franken ein Abt Hugo, der mit den Normannen zugehalten und Gottfried zu diesen Forderungen aufgereizt hatte, den nahm Heinrich und stach ihm die Augen aus.

Im Jahre 885 zog ein großer Haufe Normannen über die Nordsee und stieg an der Küste mitten zwischen den Mündungen der Elbe und der Weser ans Land. Ein Sachsenhaufe eilte ihnen entgegen; aber als diese sahen, daß die Zahl der Normannen größer war, als sie vermuthet hatten, flohen sie eiligst davon. Die Normannen folgten ihnen auf dem Fuße; aber während die Begierde des Verfolgens sie weiter wegführte

von ihrem Ankerplatz, kamen einige Schiffe mit Friesen daher und diese griffen die Normannen im Rücken an. Da geriethen diese in Verwirrung und die Sachsen faßten wieder Muth und drangen eifrig ein, so daß die Normannen mit Zurücklaßung vieler Leichen und aller Habe entflohen. Die Friesen bekamen zum Danke dafür alle Beute der Normannen.

Als die Normannen nun hier und auch an anderen Küsten Deutschlands geschlagen waren, wandten sie alle ihre Kraft gegen Frankreich und fuhren die Ströme hinauf, obwohl die Franzosen diese mit Thürmen verwahrt hatten. Als sie alle Macht vereinigt hatten, war die Seine zwei französische Meilen weit von ihren Schiffen bedeckt und man sagte von der Anzahl ihrer Masten, daß die Wälder von den Bergen niedergestiegen wären auf die Flüße. Es waren siebenhundert größere Schiffe und der kleineren war keine Zahl. Abbo, ein Mönch aus dem Kloster St. Germain, der von den Mauern von Paris das Heer der Belagerer gesehen, rechnet ihre Stärke auf vierzig tausend Männer. Im November 885 begann die Belagerung der Stadt Paris und währte mit verschiedenen Unterbrechungen bis zum November des Jahres 886. Damals aber war Paris nicht ausgedehnt, wie jetzt; die ganze Stadt beschränkte sich auf eine Insel im Seinestrome, die civitas, die noch heute la cité genannt wird. An beiden Seiten der Stadt floß der Strom daher, über den an jeder Seite eine Brücke führte, und diese Brücken vertheidigte je ein Thurm, so daß die Normannen nicht da vorbeikommen und die Seine nicht hinauffahren konnten. Unter den Vertheidigern der Stadt ragten vor Allen hervor der Bischof Gozelin, sein Neffe Ebol, Abt von St. Denis, und dann Odo, Sohn Roberts des Starken und Graf von Paris, der dereinst noch die Krone Frankreichs tragen sollte, außerdem viele andere angesehene Männer.

Drei Tage lang stürmten die Normannen, um die Brücke

des nördlichen Stromes in ihre Gewalt zu bekommen; mit Wurfgeschoßen, mit großen Steinen, mit Feuer versuchten sie die Vertheidiger zu vertreiben; aber diese hielten Stand. Da suchten die Normannen andere Mittel. Sie ergoßen sich raubend und plündernd durch das Land, rund um das Kloster des heiligen Dionysius (St. Denis) lag Alles in Schutt und Trümmern. Nahe bei dem Kloster St. Germain erbauten sie am Ufer der Seine sich selber eine Burg. Dann aber kehrten sie mit neuen Mitteln des Angriffs wieder. Es waren Wagen auf sechszehn Rädern und jeder Wagen trug sechszig Menschen verborgen in sich, wie einst das trojanische Pferd. Diese Wagen wollten sie nahe an die Mauer schieben; aber die Pariser zielten auf die Wagenlenker, und als diese todt hinfielen, standen die Wagen nutzlos da. Alsdann bereiteten die Normannen große Schutzdächer und belegten sie mit frischen noch blutigen Rinderhäuten, daß je vier Mann geschützt unter diesen einhergehen könnten; aber ein solches Dach leistete den schweren Steinen der Pariser keinen Widerstand und es war bald zerbrochen. Vergebens stießen die Normannen mit Mauerbrechern gegen den Thurm, sie musten wieder zurück weichen; vergebens setzten sie Brandschiffe auf den Strom und ließen sie gegen die Brücke treiben: die Schiffe brannten aus, bis die Wellen der Seine sie löschten, aber sie richteten keinen Schaden an. Erbittert über diese Unfälle wollten die Normannen die Gefangenen morden; aber der Bischof Gozelin ersah es von der Mauer, als eben ein Normanne die Hand an einen Gefangenen legte, da richtete Gozelin auf ihn seinen Bogen und schoß den Normann nieder. Voll Verdruß über solche Widerwärtigkeiten hoben die Normannen die engere Belagerung im Ende des Januars auf und ein Theil von ihnen zog in das östlichere Land, um dieses zu verwüsten.

Was die Macht der Normannen nicht hatte vollbringen können, das bewirkte die Natur in wenigen Tagen. Als der

Winter sich löste und der schmelzende Schnee das Bett des Seinestroms anfüllte, rißen die gewaltigen Waßermassen die kleinere Brücke vom südlichen Arme des Stromes bei Paris in einem Tage weg. So stand der Thurm verlaßen und es war keine Verbindung mehr mit der Stadt, darum konnten die Belagerten dem rundumgelegten Feuer der Normannen nicht widerstehen, sondern musten sich ergeben. Nur Zwölf der Vertheidiger waren noch übrig, ihnen ward Schonung ihres Lebens zugesagt; aber als sie herauskamen, wurden sie alle ermordet bis auf Einen, Namens Hervaeus, dessen ehrwürdiges Ansehen den Normannen Scheu einflößte.

Unterdessen nahte auch Graf Heinrich von Bamberg, den der Kaiser Karl der Dicke den Parisern zu Hülfe schickte. Es war im Februar, die Krieger erstarrten fast vor Kälte und der Regen floß in Strömen, so daß die Wege fast ungangbar waren. Endlich langte Heinrich an, er schlug alle Feinde nieder, die er außerhalb ihres Lagers in seine Gewalt bringen konnte, und führte Lebensmittel und Alles, was den Belagerten nothwendig war, in die Stadt ein. Aber die Normannen hielten sich innerhalb ihres Lagers und warteten, bis alle ausgesendeten Haufen wieder zurückkämen, um dann mit vereinter Macht gegen Heinrich zu streiten. Allein auch dieser wuste, daß er dann ihren nicht gewachsen war; darum kehrte er um und versprach mit einem größern Haufen bald wieder zu kommen. Als er fortgezogen war, traten Graf Odo und der Normannenführer Siegfried am Graben des Lagers zum Gespräch zusammen. Da wollten die Normannen den Grafen Odo mit List fangen; aber er stemmte seinen Spieß gegen die Erde und sprang in voller Rüstung über den Graben hin. Siegfried verwunderte sich über die Stärke des Mannes und dachte ernstlicher, als vorher, an den Rückzug von einer Stadt, die durch solche Männer vertheidigt ward. Aber er konnte seine Genoßen nicht dazu überreden,

deshalb nahm er allein die ihm dargebotenen sechszig Pfund Silbers an und fuhr den Strom hinab auf das Meer.

Es ward wieder Frühling und noch immer umlagerten die Normannen die Stadt Paris und Krankheit und Noth wüthete im Lager vor der Stadt, wie in derselben. Da ward Graf Odo von Paris nochmals an Karl den Dicken abgeschickt, daß er Hülfe bringen möchte, und bald kam er wieder mit einigen Haufen. Ihm folgte Heinrich von Bamberg mit einer andern Schaar und der Kaiser selbst wollte wiederum diesem mit einem größeren Heere nachkommen. Als die Normannen Heinrichs Herannahen erfuhren, machten sie heimlich rund um ihr Lager Gruben, einen Fuß lang und breit und drei Fuß tief, und bedeckten sie mit Stroh und Reisig. Sobald Heinrich ankam, ritt er sogleich mit einigen Begleitern aus, um die Beschaffenheit des normannischen Lagers zu erspähen. Da saßen am Wege einige der Feinde im Gebüsch und reizten die Ankömmlinge mit Pfeilen und höhnenden Worten, daß sie sie verfolgten und immer näher kamen. Auf einmal stürzte Heinrichs Pferd in eine der Gruben, alsbald war auch eine Menge der Normannen da, welche über ihn herfielen und ihn erschlugen. Kaum gelang es seinen Begleitern ihnen den Leichnam zu entwinden, der dann mit feierlichen Ehren in der Medarduskirche zu Soissons begraben ward. Mit ihm war alle Kraft und alles Ansehen des Kaisers Karls des Dicken dahin.

Zwar kam dieser bald selber nach; aber er that Nichts; denn ihm fehlte der Muth und seinem Heere der Führer. In Metz hatte er eine Versammlung der Fürsten berufen, diese waren zahlreich mit ihrem Gefolge erschienen; aber man sagte dem Kaiser, daß die Verschanzung der Feinde schwer zu nehmen sei, darum lagerte Karl sich am Berge der Märtyrer d. h. dem Montmartre und wartete auf den Abzug der Normannen. Er bezahlte ihnen im November sieben hundert Pfund Silbers und

dafür versprachen sie ihm im nächsten Frühling abzuziehen, nur den Winter über wollten sie dableiben; aber als der Frühling wieder anbrach, lagen sie noch immer ruhig da wie zuvor. Darüber erhob sich großer Zorn unter den Franzosen wie unter den Deutschen und Alle klagten Karls Rathgeber, den Bischof Liutward von Vercelli, an, daß er die Schuld trage an solcher Nachgiebigkeit des Kaisers. Ja sie erhoben gegen diesen Mann noch eine andere Anklage, daß er mit der Kaiserin in vertrautem Umgang lebe, wie es sich nicht gezieme. Darauf erbot sich die Kaiserin, sie wolle zum Beweise ihrer Unschuld einen Kämpfer zum Gottesgerichte des Zweikampfs stellen, oder auch wenn es dem Kaiser also gefiele, über zwölf glühende Pflugschaare barfuß einherschreiten; allein Kaiser Karl schenkte ihr keinen Glauben, er ließ sie von sich scheiden und sie vertrauerte den übrigen Theil ihres Lebens in einem Kloster im Elsaß, welches sie früher selbst dort erbaut und reich beschenkt hatte. Auch den Bischof Liutward von Vercelli entließ Karl und dieser gieng zum Neffen Karls, dem Herzog Arnulf von Kärnthen. Aber das Alles besänftigte den Zorn gegen Karl den Dicken nicht.

### 7. Die Deutschen verlaßen Karl den Dicken und wählen Arnulf.

Als Kaiser Karl der Dicke wohl einsah, wie die Gemüther von Tag zu Tag ihm mehr entfremdet wurden und seinem Neffen, dem kräftigen Herzog Arnulf von Kärnthen, anhiengen, berief er auf den 10. November 887 eine große Reichsversammlung nach Tribur. Das war damals eine königliche Burg im fränkischen Lande am Rhein zwischen Mainz und Oppenheim gelegen. Dorthin kam auch Arnulf und Aller Augen und Aller Sinn wandten sich auf ihn, also daß Kaiser Karl nach dreien Tagen ganz verlaßen war. Die Großen des Volkes nahmen

Halme in die Hände und warfen sie von sich, als ein Symbol, daß sie eben wie diese Halme so auch den König Karl verwarfen und ihn fernerhin nicht mehr als ihren Herrn anerkennen wollten. Das nannte man: mit Hand und Halm verwerfen. Nur Erzbischof Liutbert von Mainz hatte Mitleiden mit dem Kaiser und ließ auf seine Kosten Speise und Trank dem Manne darreichen, der noch wenige Tage vorher wenigstens dem Namen nach keinem Könige der Franken nach Karl dem Großen an Reichthum, Macht und Ansehen nachstand. Als er nun also gleich wie ein lebendiges Bild des Wandels aller menschlichen Dinge aus einem Kaiser ein armer Mann geworden war, schickte er zu Arnulf und ließ ihn demüthig bitten um seinen Lebensunterhalt und empfahl ihm seinen Sohn Bernhard, daß er ihn nicht dem Elende preisgeben möge. Er selbst fügte sich in sein Geschick, und wie er gleichmüthig gewesen war im Glücke, so war er es im Unglücke. Er verbrachte die noch übrigen Tage seines Lebens mit Beten und dem Singen geistlicher Lieder. Arnulf erhörte seine Bitte und schenkte ihm den Ertrag einiger Dörfer in Schwaben. Karl der Dicke aber starb schon im Anfange des folgenden Jahres 888.

### 8. Arnulfs Sieg über die Normannen.

Mit der Absetzung des Kaisers Karls des Dicken zerfiel wieder das große Reich nach den verschiedenen Völkerstämmen; denn in Italien warfen sich Berengar und Wido zu Fürsten auf, in Frankreich ward Odo Graf von Paris als König anerkannt, weil die Franzosen auf seine erprobte Kraft und Klugheit gegen die Normannen vertrauten; in Lothringen nannte sich Rudolf König und floh vor dem herannahenden Arnulf in die unzugänglichen Wälder zwischen den Alpen und dem Juragebirge. Unterdessen ließen die Normannen nicht ab von dem

Kriege mitten in Frankreich. Doch Paris war ihnen zu fest und der Muth der Bürger unerschütterlich, darum wollten sie von dort aus weiter ziehen nach Burgund. Sie zogen ihre Fahrzeuge den Seinestrom hinauf, um von da aus in die Yonne zu kommen; allein die Bewohner jener Gegend hatten die Ufer der Seine besetzt und wehrten ihnen die Hinauffahrt mit aller Kraft. Da zogen die Normannen mit unerhörter Anstrengung ihre Schiffe aus dem Waßer auf das trockene Land und mehr als zwei tausend Schritt über dasselbe hinweg. Als sie so die Feinde vermieden hatten, setzten sie ihre Schiffe wieder auf das Waßer der Seine und fuhren doch in die Yonne hinein und weiter dieselbe hinauf bis zur Stadt Sens. Sechs Monate lang lagen sie vor derselben; aber trotz alles Berennens und Stürmens konnten sie sie nicht gewinnen. Darum fuhren sie in die Marne hinein und als sie auch da nur das offene Land zu plündern vermochten, begaben sie sich zum dritten Male vor Paris. Aber die Bewohner von Paris hatten sich im Kampfe gegen sie erprobt, die Normannen musten wiederum abziehen und schifften nun hinüber nach England. Zwei Jahre lang verweilten sie da, als auf einmal Arnulf in Baiern Nachricht erhielt, die Normannen wären wieder heraufgefahren in die Maas und drohten allen umliegenden Städten Unheil und Verderben.

Alsbald zog ihnen ein deutsches Heer entgegen; aber die Normannen setzten bei Lüttich wieder über die Maas und schweiften plündernd und verheerend um Aachen umher. Das Heer der Deutschen, welches auf Utrecht hatte ziehen wollen, ward durch diese Nachricht weniger in Schrecken als in Staunen gesetzt, und die Führer erwogen weniger die Gefahr, als die Art und Weise, wie sie nun die Normannen angreifen sollten, ob es beßer wäre durch das Land der ripuarischen Franken auf Köln zu ziehen, oder durch die Eifel bei Prüm vorbei nach Trier, oder ob sie sogleich auf die Schiffe losziehen sollten, um

diese zu verbrennen. Es war mitten im Sommer am Tage Johannis des Täufers, dennoch brach über diese Berathungen die Nacht herein. Mit der Morgenröthe erhob sich wieder das ganze Heer und zog mit wehenden Fahnen todesmuthig den Gießbach hinab, an welchem sie gelagert gewesen waren; denn es war ihnen unterdessen Nachricht vom Herannahen der Feinde gebracht. Dann überschritten sie den Bach und machten am andern Ufer Halt. Damit aber nicht in der heißen Sommersonne das ganze Heer vergeblich ermüdet würde, wählten die Fürsten jeder aus seiner Schaar zwölf Mann, welche in einem Trupp vereinigt die Feinde erkunden sollten. Unterdessen nahte auch der Vortrab der Normannen, und ihm folgte der große Haufe derselben ungeordnet. Es waren erst nur Fußgänger; aber die große Anzahl warf die wenigen vorausgeschickten Deutschen leicht zurück. Der Lärm und das Geschrei der Kämpfenden rief alsbald die normannischen Reiter herbei und in kurzer Zeit war das Gefecht zwischen den Hauptheeren selber hitzig entbrannt. Es währte nicht lange, da wandten die Deutschen den Rücken und flohen in wilder Eile. Die Normannen aber plünderten die Wagen der Gefallenen und Geflohenen und brachten dann schnell ihre Beute in Sicherheit. Es lagen auf dem Schlachtfelde viele angesehene Männer, unter ihnen auch der Erzbischof von Mainz und viele Grafen.

König Arnulf ward sehr betrübt über diese Nachricht und klagte laut über Feigheit der Seinigen. Alsdann aber sammelte er selber ein Heer, zog über den Rhein und schlug erst am Ufer der Maas sein Lager auf. Die Normannen aber verschanzten sich am Ufer des Flußes Dyle nach ihrer Weise mit einem Walle von Holz und Erde. Von diesem herab riefen sie den nahenden Deutschen mit höhnischem Gelächter zu, sie sollten doch gedenken an den 25. Juni und was da geschehen; denn dasselbe würde nunmehr bald auch ihnen widerfahren. Der König

Arnulf aber ward sehr zornig über diese Reden. Er berief eine Versammlung der Führer seines Heeres, zeigte ihnen die Feinde in der Ferne und fragte, ob sie das ihrem Gott zugefügte Unrecht, ob sie den Schimpf der Franken und das Blut der Gefallenen rächen wollten. Alle riefen, sie wären bereit, er möge gebieten und sie würden folgen. „Wohlan denn,“ sprach Arnulf, „steigt von euren Rossen nieder; denn ihrer bedürfen wir hier nicht. Ich gehe voran mit der Fahne und ihr folgt mir.“ Auf diese Worte riefen Alle Beifall und sprangen von ihren Pferden herab; aber sie duldeten nicht, daß der König vorangieng, sondern die Kriegserfahrenen unter den Seinen riethen ihm, er solle mit auserwählten Reitern die Flügel des Heeres decken und zugleich auch auf den Rücken desselben Acht geben, damit nicht der Feind durch eine Kriegslist sie von einer andern Seite angriffe. Dann erhoben Alle ein furchtbares Geschrei und stürmten auf die Verschanzung der Normannen ein oder drangen von der Seite her über einen Sumpf vor. Aber auch die Normannen widerstanden mit Muth und erst nach unsäglichen Anstrengungen gelang es den Deutschen hindurchzubrechen. Da wollten die Normannen sich über die Dyle retten und stürzten sich zu Hunderten und Tausenden in den Fluß, aber fast Alle ertranken. Die Anführer Gottfried und Siegfried fielen da und es wurden sechszehn Fahnen erbeutet als die Feldzeichen eben so vieler Wikinge (normannischer Seekönige d. i. Raubfürsten). Es war kaum Einer der Normannen übrig, der den Freunden bei den Schiffen die Nachricht bringen konnte. Das geschah im Jahre 891 am Fluße Dyle unweit der Stadt Löven und noch im vorigen Jahrhundert ward alljährlich zu Löven die Erinnerung an diesen Sieg am 1. September gefeiert.

Arnulf hatte den Ruhm, trotz dem daß die Normannen auch nachher noch einzelne Einfälle machten, das Vaterland bleibend vor ihnen gerettet zu haben.

9. Arnulfs Reichsversammlung zu Tribur. 895.

Um den Frieden des Reiches und der Kirche zu sichern, berief Arnulf im Jahre 895 eine Reichsversammlung nach Tribur am Rhein. Der Hergang auf derselben und die Beschlüße, die dort gefaßt wurden, sind uns noch erhalten und geben uns ein Bild von den damaligen Zuständen. Zuerst beschloß der König und alle Bischöfe, daß ein dreitägiges Fasten gehalten werden solle, während dessen sie mit Gesang und Gebet die Hülfe Gottes für ihre Berathungen erflehten. Als dieß geschehen war, zog der König mit seinem Gefolge aus der Kirche in die Königspfalz. Dort ließ er sich im vollen königlichen Schmucke nieder auf den Thron und rings schaarten sich um ihn die Großen des Reichs, um über die Lage des Vaterlandes und der Kirche zu berathen, während zur selben Zeit die Bischöfe des Reichs im vollen priesterlichen Schmuck zur Besprechung in der Kirche ihre Sitze einnahmen. Sie schickten dann von da aus Abgeordnete an den König, um zu erfragen, wie er gegen die Kirche gesinnt wäre; zugleich ward diesen Männern aufgetragen den König zu erinnern an die Beispiele der Männer in der heiligen Schrift, damit er dadurch zur Nacheiferung entflammt würde. Auch brachten diese Abgeordneten einen Brief des heiligen Martinus von Tours an den König Miro vor, in welchem geschrieben stand: „ordne die Gegenwart, sorge für die Zukunft, erinnere dich der Vergangenheit.“ Von seinem Throne herab erwiederte der König den Abgeordneten: „ihr Hirten der Kirchen Christi und ihr herrlichen Lichter der Erde, vollbringt, was euch aufgetragen ist: dann werdet ihr an mir einen eifrigen Kämpfer gegen die Widersacher eures Berufes erfahren.“ Dann gab er den Abgeordneten der Bischöfe einige seiner Großen mit, welche den in der Kirche Versammelten ein Gleiches verkünden sollten. Auf diese Antwort des Königs ward in der Synode der Bischöfe dreimal von allen Anwesenden

mit lauter Stimme gerufen: „erhöre uns, o Christus, und verleih dem großen Könige Arnulf langes Leben.“ Nach diesem Rufe erklangen die Glocken und die Bischöfe sangen den ambrosianischen Lobgesang (te deum laudamus), weil Gott dem Volke einen solchen König geschenkt habe. Darauf kehrten die Großen, die Arnulf zu den Bischöfen gesandt hatte, mit ihrem Danke zum Könige zurück. Also waren der König und die Bischöfe einander hold; doch waren sie es nicht immer, weil sie Arnulf wohl einmal den Vorwurf machten, daß er Güter der Kirche zu Reichszwecken verwendet habe, ähnlich wie es auch einst der kräftige Karl Martell gethan.

Nach diesen Vorbereitungen begann die eigentliche Berathung und in Allem wurden acht und fünfzig Beschlüße gefaßt. Der König gebot allen Grafen seines Reiches den Bann der Bischöfe zu achten und drohte, daß, wer ihn verachte, gefangen vor ihn gebracht werden solle; wer dann widersetzlich und gewaltthätig sich betrage, solle getödtet werden und der Thäter solle straflos sein, auch nicht das Wergeld entrichten. In fast allen Dingen ward die Gewalt der Bischöfe höher gesetzt, als die der Grafen. Wenn aber ein Priester, und wäre es auch aus Nothwehr, einen Menschen erschlüge, so solle er abgesetzt werden, da es geschrieben stehe: wer dich auf die eine Backe schlägt, dem beut auch die andere dar. Auch viele andere Beschlüße wurden gefaßt, die zum Theil uns auffallend sind; z. B.: Nur zu Ostern und Pfingsten dürfe getauft werden. Die Begräbnisplätze sollen bei der bischöflichen Kirche sein, oder, wenn dieß nicht angehe, bei der Kirche irgend einer geistlichen Verbrüderung, einem Kloster oder anderen gottesdienstlichen Gebäude; wenn auch dieß nicht möglich sei, dann an dem Orte, wo der Verstorbene im Leben den Zehnten zu bezahlen pflegte; aber der Begräbnisplatz solle umsonst gegeben werden.

Ferner ward bestimmt: wenn Priester und Laien Streit

haben, so gehört die Sache vor das geistliche Gericht, und also ward die Regel umgestoßen, welche bis dahin galt, daß der Kläger sein Recht suchen müße vor dem Gerichte des Beklagten. Der Freigeborene darf sich durch einen Eid von einem Verdachte reinigen; wenn aber der Verdacht dringend ist, so soll mit dem glühenden Eisen die Wahrheit erforscht werden. Der Bischof soll keinen Sklaven zum Priester weihen, er werde denn vorher mit der Freiheit beschenkt; wenn aber einer aus den Leibeigenen einer Kirche sich dem Gottesdienste widmen will, so soll ihm die Erlaubnis dazu nicht abgeschlagen werden.

Daraus erkennen wir, wie die Kirche auch damals die Sklaverei bekämpfte und wie sie allein dem Sklaven ein Mittel bot sich frei zu machen. Auch in anderen Dingen schützte in jenen dunkeln Zeiten die Kirche die Schwachen gegen die Mächtigen. Diese konnten sich von der weltlichen Strafe für einen Todschlag durch Erlegung des Wergeldes des Erschlagenen leicht befreien; aber anders war es mit der kirchlichen Strafe, die für Alle dieselbe war. Diese setzten die Bischöfe hier also fest: „wer einen Todschlag ohne Nothwehr verübt, dem soll vierzig Tage hindurch nur Brot und Salz und Waßer gereicht werden, er soll barfuß einhergehen und nicht einen Wagen besteigen, er soll nicht Waffen tragen und mit seiner Frau nicht in Gemeinschaft leben während dieser vierzig Tage. Wenn sie verfloßen sind, so soll er ein Jahr lang ausgeschloßen bleiben von der Kirche, er soll sich während dieses Jahres enthalten des Fleisches, des Käses, des Weines, des Meths und des mit Meth gewürzten Bieres.“ Ueber ihr Verhältnis zum Papste aber setzten die Bischöfe fest: „wir ehren den apostolischen Stuhl in Rom als den Ursprung der bischöflichen Würde.“

Drei deutsche Erzbischöfe und neunzehn Bischöfe unterschrieben diese Beschlüße und König Arnulf genehmigte sie.

## 10. Arnulf ruft die Ungarn (Magyaren.)

Der deutsche König Arnulf hielt zuerst gute Freundschaft mit Zuendibold, dem Könige der Slaven in Mähren, und übergab ihm deshalb auch das Herzogthum Böhmen. Ja so groß war die Freundschaft zwischen beiden, daß Arnulf auch seinen unehelichen Sohn nach dem Namen seines Freundes Zuendibold oder Swatopluk nennen ließ. Aber diese Freundschaft nahm ab, als Zuendibold seine Macht immer weiter ausdehnen wollte, und ging zuletzt in Feindschaft über. Da meinte Arnulf sich der Slaven allein nicht erwehren zu können und rief deshalb die Ungarn gegen sie zu Hülfe, 891. Wie aber die Kriegführung dieses Volkes beschaffen war, möge uns die Beschreibung des Kaisers Leo von Constantinopel zeigen, der sie fast zur selben Zeit (889) als Hülfstruppen gebrauchte. Er sagt folgendermaßen:

„Die Ungarn, eine freie und volkreiche Nation, sind von Jugend auf Reiter und lieben das Zufußgehen nicht. Auf den Schultern tragen sie lange Lanzen und in der Hand führen sie einen Bogen, den sie besonders geschickt zu brauchen wißen, um den Rücken des fliehenden Feindes mit Pfeilen zu durchbohren. Ihre Brust und das Vordertheil ihres Pferdes deckt ein Harnisch von Eisen oder dichtem Filz. Gewohnt mit Pfeil und Bogen zu streiten, lieben sie die Gefechte nicht, in denen sie handgemein werden müßen; desto mehr aber jene, wo sie von weitem schaden können. Sie verstehen sich daher vorzüglich gut auf Beunruhigung des Feindes durch Scharmützel, durch plötzliche Ueberfälle, durch Abschneiden der Lebensmittel, durch Ueberflügelung und Hinterhalte. Gemäß dieser Kriegeskunst wißen sie durch eine verstellte Flucht den Feind anzulocken, sich dann plötzlich umzuwenden und in seine getrennten Glieder einzubrechen. Kommt es jedoch auf eine förmliche Schlacht=

ordnung an, so stellen sie sich in kleinen nah an einander geschobenen Haufen von etwa je tausend Reitern und einen Haufen hinter dem andern auf, wodurch sie Festigkeit in ihre Stellung zu bringen suchen. Den fliehenden Feind verfolgen sie rastlos und nur erst, wenn Alles aufgerieben ist, denken sie an die Beute. Um dem Entweichen im Kriege vorzubeugen, das aus der Uneinigkeit der verschiedenen Stämme und Geschlechter leicht entstehen könnte, haben sie eine strenge Kriegszucht und den Oberbefehl eines Feldherrn eingeführt und sich scharfen Kriegsstrafen unterworfen."

Also erzählt uns der Kaiser Leo über die Kriegskunst der Ungarn und mit ihm stimmt der deutsche Abt Regino aus dem Kloster Prüm in der Eifel überein; aber er setzt noch Einiges über die Sitten der Ungarn hinzu. „Sie bauen den Acker nicht und selten hat einer ein Haus oder ein Dach oder überhaupt einen festen Wohnsitz. Sie leben von dem Ertrage ihrer Heerden, die sie weithin durch die Ebenen ihres Landes treiben, von Milch und Honig, zuweilen auch von Jagd und Fischfang. Ihre Weiber und ihre Kinder führen sie auf Wagen mit sich umher und schützen sich durch Rinderfelle gegen Kälte und Regen. Den Gebrauch der Wolle und ordentlicher anschließender Kleidung kennen sie nicht, und obwohl sie daher beständig Kälte leiden, so bemühen sie sich doch um keine andere Kleidung als um Felle von Jagdthieren. Schon ihr Anblick ist widerlich; denn sie schneiden die Haare bis an den Kopf kahl ab. Die Weiber sind eben so roh wie die Männer. Sie trinken Blut, essen, wie man erzählt, rohes Fleisch und zerschneiden das Herz eines Gefangenen in viele kleine Stücke, die sie als Heilmittel in Krankheiten anwenden. Sie sind immer auf Kämpfe erpicht, mögen es äußere oder innere sein, und mehr zum Handeln als zum Reden geneigt; denn von Natur sind sie schweigsam. Milde und Barmherzigkeit wohnt nicht in ihrem Gemüthe. Ihre

Kinder laßen sie von früh auf reiten und mit Pfeilen schießen, daß sie eben so feindlich und verheerend gegen alle menschliche Gesellschaft auftreten, wie ihre Väter. Ihre Grausamkeit haben alle umliegende Länder erfahren, am meisten aber das unglückliche Italien."

Also erzählt uns der gleichzeitige Abt Regino, der aber ein Feind der Ungarn ist. Die allgemeine Meinung in damaliger Zeit hielt sie für Nachkommen der entsetzlichen Hunnen, um so mehr, da ihre Thaten an die Gottesgeisel Attila erinnerten. Aber sie gehören zum finnischen Völkerstamm, der noch jetzt hauptsächlich im Nordosten Europas wohnt und als dessen Ursitz man das Uralgebirge ansieht. Die Wanderung der Ungarn oder Magyaren führte sie weitab von allen verwandten Stämmen an die Donaumündung, und von da weiter in die Niederungen der mittlern Donau und der Theiß. Bevor sie dorthin drangen, schickte ihr Führer Arpad von Siebenbürgen aus seinen Gesandten westwärts bis an die mittlere Donau. Dort füllte dieser sich eine Flasche mit Donauwasser, nahm ein wenig Erde und Gras und brachte es dem Arpad. Kraft dieser Symbole war nun Arpad im Besitz des Landes und es fehlte ihm und seinem Volke nicht die Kraft es zu behaupten. Dort wohnt das Ungarvolk noch jetzt, rings umgeben von Deutschen und Slaven, mit denen beiden sie nicht verwandt sind und deren Andrang sie auf die Länge nicht widerstehen können. Sie selbst nannten sich und nennen sich noch Magyaren: das bedeutet in ihrer Sprache eben das was in unserer Sprache das Wort Deutsche (gothisch thiuda, althochdeutsch diota, davon diutisk oder deutsch) bezeichnet: das Volk, die Menschen im besonderen Sinne. Von den umwohnenden slavischen Völkern aber wurden sie Ugrer genannt und daraus ist der Name Ungarn entstanden.

Als nun Arnulf sie gerufen hatte, führten seine Boten sie

durch die Engpässe, und dann ergoßen sie sich durch das mährische Land. Als sie auch selbst die Fruchtbäume abhieben und nichts ihrem Grimme entgieng, bat Zuendibold um Frieden und unterwarf sich dem Könige Arnulf. Da musten die Ungarn wieder zurückkehren; aber sie betrachteten sich das schöne Land und brüteten Böses im Herzen gegen dasselbe.

## 11. Arnulfs Kaiserkrönung. 896.

In Italien stritten sich seit langer Zeit schon verschiedene Große um die königliche Würde und das Land war traurig zerrüttet. Zuletzt schien Wido die Oberhand zu behalten; denn er ward zu Pavia 895 gekrönt. Da wandten sich sein Gegner Berengar und der Papst Formosus an Arnulf und diesen lockte das schöne Italien und die römische Kaiserkrone; auch riethen ihm die deutschen Bischöfe zu diesem Zuge. Im September brach Arnulf in Italien ein und alsbald kam Berengar zu ihm und unterwarf sich ihm als seinem Lehnsherrn. Eine Zeitlang verweilte Arnulf in Oberitalien und im Anfang des folgenden Jahres zog er weiter gen Rom; aber der langandauernde Regen hatte die Wege fast ungangbar gemacht, die Pferde fielen haufenweise und zuletzt muste das Gepäck mit Ochsen weiter geschafft werden. Auch Berengar fiel ab und Arnulfs Heer konnte nur mit Mühe hindurch gelangen bis nach Rom. Dort fand er die Thore der Stadt geschloßen; denn Agiltrude, die Wittwe Widos, der unterdessen gestorben war, hielt die Stadt besetzt. Da war Arnulf in großer Noth; denn sein Heer war müde von dem langen Wege und litt Mangel an allem Nöthigen. Er berief eine Versammlung der Seinen bei der Kirche des heiligen Pancratius, zeigte ihnen Allen ganz offen, wie es um sie stände, und fragte sie, ob sie eingedenk der alten Tapferkeit den Sturm auf Rom versuchen wollten. Dazu waren Alle bereit. Plötzlich

aber erhob sich ein Geschrei unter den Deutschen und der Bischof Liutprand von Cremona erzählt uns darüber Folgendes.

Der Lärm des deutschen Heeres hatte einen Hasen aufgescheucht, der um zu entkommen im vollen Lauf der Stadtmauer zueilte. Wie es zu geschehen pflegt, liefen einige deutsche Krieger mit lautem Geschrei hinter dem Thiere her; die Römer auf der Mauer aber meinten, es wäre das Geschrei der heranstürmenden Kämpfer, und da sie ihre Stelle dort für unhaltbar hielten, verließen einige erschreckt ihren Posten auf der Mauer. Die Belagerer sahen das und machten sich es gleich zu Nutze, sie vertrieben die wenigen Zurückgebliebenen, erstiegen mit eiligst herbeigeholten Leitern die Mauer und stürmten hinein. Alsbald eröffneten sie mit Aexten und Hebebäumen das Thor und das deutsche Heer zog in Rom ein, ohne einen Blutstropfen zu vergießen. Arnulf war der erste König seit der Zeit des Gothenkönigs Totilas, der die Stadt Rom mit Gewalt eingenommen hatte. Es war freilich nur der eine Stadttheil am rechten Tiberufer, der urbs leonina genannt ward; aber Agiltrude floh und so kam auch bald ganz Rom in seine Gewalt. Der ganze römische Senat, alle Schulen, deren es in Rom viele für die verschiedenen Völker gab, zogen ihm bis an die Milvische Brücke mit Kreuzen und Fahnen entgegen und geleiteten ihn mit Lobliedern bis an den Vatikan. Dort empfieng ihn der Papst auf den Stufen der Kirche, führte ihn hinein, setzte ihm die Kaiserkrone auf das Haupt und begrüßte ihn dann, wie es zu geschehen pflegte, als römischen Kaiser. Von dort begab sich Arnulf nach der St. Paulskirche und nahm hier vom römischen Volke den Eid der Treue an. Dieser Eid aber lautete in jener Zeit also: „ich schwöre bei allen Geheimnissen Gottes, daß ich, unbeschadet meiner Ehre und meiner Gesetze und der Treue gegen den Papst Formosus, für alle Tage meines Lebens dem Kaiser Arnulf treu und gewärtig sein und daß ich niemals aus Untreue

mich mit irgend Einem gegen ihn verbünden und daß ich dem Lambert, dem Sohn der Agiltrude, niemals Beistand leisten, noch auch ihm selbst oder seinen Leuten diese Stadt übergeben will."

Bald zog dann Arnulf wieder nach Deutschland zurück; denn es war ihm in Italien nicht wohl zu Muthe. Nach seinem Abzuge starb sein Papst Formosus, welcher für eine lange Reihe von Jahren der letzte Papst war, der die Ehre der Menschen verdiente; denn nach ihm kamen abscheuliche Verbrecher auf den geistlichen Stuhl. Der erste von ihnen war Stephan und er sei uns ein Beispiel zur Kunde der schlimmeren Nachfolger. Stephan berief zuerst eine Kirchenversammlung nach Rom. Da ließ er die Leiche des Papstes Formosus, die sieben Monate lang in der Erde geruht hatte, wieder ausgraben. Seine Knechte ließen sich nicht beirren durch die Klagen der geistlichen Schulen (Collegien), welche flehentlich baten: „O schont des Begrabenen!" sondern sie schleiften ihn von der Vatikanskirche an über die Straßen daher. Dann ward der Leichnam mit päpstlichen Gewändern angethan, auf den päpstlichen Stuhl gesetzt und nun Gericht über ihn gehalten. „Warum", also rief Stephan der Leiche zu, „hast du, der du doch einen Bischofssitz besaßest, dich eingedrängt auf den römischen Stuhl?" Alsdann ward Formosus verurtheilt, die Leiche ward der päpstlichen Gewänder entkleidet, drei Finger ihr abgehauen, und darauf ließ Stephan sie an einem ungeweihten Orte verscharren. Alle, die sich bei seiner Wahl betheiligt hatten, wurden ihrer Stellen entsetzt.

Im folgenden Jahre fand auch Stephan sein Ende; denn da er die Gemüther der Menschen durch seine Grausamkeit zu sehr aufgebracht hatte, entstand ein Aufruhr gegen ihn. Er ward darin gefangen und mit einer Schnur erdrosselt. Seine nächsten Nachfolger aber waren schlimmer als er und kaum

kennt die Sprache der Menschen ein Laster, das von jenen nicht verübt worden ist.

### 12. Der Zustand des Reiches unter Ludwig dem Kinde (regiert 899—911).

Die Zeit von Arnulfs Regierung war ein fast immerwährender Kampf gegen die Feinde nach außen und nach innen. Der König von Frankreich wollte Lothringen vom deutschen Reiche abreißen, die deutschen Fürsten musten niedergehalten werden, gegen die Normannen muste immer eine Heeresmacht bereit sein, auch nach Italien zog Arnulf, um in dem Streite der dortigen Großen zu entscheiden: kurz überall Kampf und Streit, in welchem aber die Thatkraft des Königs fast immer den Sieg errang. Nur die Ungarn wagten sich noch nicht hervor, so lange er lebte. Im Jahre 899 ward er von einer unheilbaren Krankheit befallen und erlag ihr nach langen Leiden. Da traten die deutschen Großen zusammen in Forchheim und erkannten seinen rechtmäßigen Sohn Ludwig als ihren König an. Den älteren Bruder Zuendibold verschmähten sie nicht bloß wegen seiner unrechtmäßigen Geburt, sondern auch deshalb, weil er um seiner Streitsucht und um seiner Ausschweifungen willen sich nirgends Liebe erworben hatte. Als Zuendibold vernahm, daß ihm sein jüngerer Bruder vorgezogen war, durchzog er plündernd und raubend das Reich, gleich als könnte er sich die Gemüther, die er sich durch seine früheren Unthaten entfremdet hatte, durch die Fortsetzung derselben wieder gewinnen. So ward er Allen noch gehässiger, als vorher, und die Ersten des Reiches zogen haufenweise zu Ludwig nach Diedenhofen (Thionville) an der Mosel, um ihm dort zu huldigen als dem Könige der Deutschen.

Allein Ludwig war noch ein sechsjähriges Kind und es

schien sich an ihm das Wort des weisen Salomo zu erfüllen: „wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!“ denn er blieb geistig und leiblich ein Kind bis zu seinem Tode im achtzehnten Lebensjahre und maßloses Weh brach über das arme unglückliche Land herein, besonders durch die Raubzüge der Ungarn oder Magyaren. Sie achteten der Wälle und Verschanzungen nicht mehr, die der Sage nach einst Karl der Große gegen die östlichen Völker angelegt hatte, sondern stürmten wie ein wilder entfeßelter Strom durch Baiern daher. Zwar stellten Ludwig und seine Rathgeber sich ihnen entgegen am Lechfluße und das deutsche Heer tödtete eine große Zahl der Ungarn, ja es überließ sich schon in der Freude des Sieges dem Plündern; aber die Ungarn kehrten auf einmal wieder, weil sie nur zum Schein geflohen waren, um das deutsche Heer in Unordnung zu bringen, und Ludwig und die Seinen wunderten sich nicht wenig, als sie auf einmal aus Siegern die Besiegten geworden waren. Da fielen viele wackere Helden unter den Deutschen; auch der Bischof Liutward von Vercelli, dem viele noch von Karls des Dicken Zeiten her gram waren, fand hier sein Ende und seine reichlichen Schätze fielen in die Hände der Ungarn. Dann ergoßen diese sich weiter durch Schwaben, durch Franken, giengen über den Rhein nach Lothringen und überall bezeichneten Blut und Trümmer ihre Bahn. Sie schleppten eine unzählige Menge von Kindern und Weibern mit sich, Adlige und Freie und Sklavinnen durcheinander und trieben sie haufenweise fort, nachdem sie sie mit den langen Haaren an die Schweife ihrer Pferde oder bei den Köpfen aneinandergebunden hatten. Jahr auf Jahr wiederholten sie ihre Einfälle und bald waren sie hier bald dort; denn im einen Jahre durchzogen sie Sachsen und warfen die Brandfackel in den Dom zu Bremen, im andern schlachteten sie die Geistlichen am Altare des Domes zu Basel und verbrannten die Stadt und verwüsteten Lothringen. So traurig waren die Ver=

wüstungen des räuberischen Volkes, daß der Mönch Widukind aus dem Kloster Corvey, der siebzig Jahre nach Ludwig seine Geschichte geschrieben hat, uns also davon berichtet: „welches Weh diese Räuber über das arme Volk gebracht haben, das beweisen noch bis auf den heutigen Tag die Trümmer menschlicher Wohnungen und ganzer Dörfer, die unbestellten Aecker und die noch immer öde liegenden Felder." Bald fanden sie auch den Weg nach Italien. Zwar das erste Mal im Jahre 919 zogen sie nur bis an die Brenta. Als sie dort am linken Ufer des Flußes gelagert waren, kamen ihre Kundschafter zurück und erzählten, daß Italien ein bevölkertes Land voll reicher Städte, Flecken und Dörfer sei und daß sie darum einer größeren Macht bedürften. Im folgenden Jahre kehrten die Ungarn wieder mit einem größeren Heere. Bis gegen Pavia drangen sie vor, da kam ihnen Berengar mit einem großen Heere entgegen, also daß die Ungarn erschreckt wieder zurück eilten bis an die Adda. Aber Berengar verfolgte sie, da warfen sich die Ungarn in den Strom, und ob auch viele ertranken, schwamm doch die Mehrzahl hinüber und setzte die Flucht eilig fort. Neue Hindernisse stellten sich ihnen entgegen, da boten sie Berengar alle Beute und alle Gefangenen an, wenn er sie nur heimkehren laßen wollte; aber Berengar wollte auch nicht Einem die Schonung seines Lebens zusagen. Und wiederum flohen die Ungarn in wilder Hast bis an die Brenta. Auch noch über diesen Fluß setzten sie; aber ihre Thiere waren erschöpft und sie musten ruhen. Der Strom floß zwischen den beiden Heeren. Wiederum giengen die Gesandten der Ungarn hinüber zu Berengar, boten ihm außer der Beute und außer den Gefangenen noch Geisel an als Unterpfand des Friedens, nur möge er sie nun ziehen laßen. Aber wiederum weigerte es ihnen Berengar; denn er meinte sie schon sicher in seiner Hand zu haben und die Italier verachteten den Feind und stellten keine Wachen mehr

aus. Als sie sich nun des folgenden Tages sorglos zerstreut hatten, um das Mittagsmahl zu bereiten, durchschwamm auf einmal ein Haufe der Ungarn die Gewäßer der Brenta und stürmte in Eile das Lager der Italier. Da half kein Widerstand der Einzelnen und Zerstreuten, bald lagen zwanzigtausend Italier auf dem Schlachtfelde und das ganze Land lag den Ungarn offen. Das geschah im Jahre 920. Von da an zogen die Ungarn häufig durch Baiern und Schwaben; denn auf ihren schnellen Pferden durchschwammen sie die Flüße, welche von Süden her in die Donau sich ergießen. Mit langen Belagerungen hielten sie sich nicht auf, sondern nahmen nur, was beim ersten Angriff sich ihnen ergab. So kamen sie nach Lothringen und Burgund, kehrten dann beutebeladen durch Oberitalien wieder heim und schleppten auch dort noch Alles mit, was sie nur finden konnten.

Doch diese Einfälle der Ungarn vollendeten noch das Unglück des deutschen Landes nicht, auch im Innern war immerwährend Zank und Streit unter den Großen und schon damals herrschte der entsetzliche Zustand, dessen Wiederkehr im dreizehnten Jahrhundert man das Faustrecht genannt hat. Besonders waren die weltlichen Großen ergrimmt gegen die Bischöfe, nicht minder im westfränkischen Reiche d. i. Frankreich, wie im ostfränkischen d. i. Deutschland. Dort war ein Erzbischof Fulko, der mit Ernst und Eifer daran dachte die Studien der Mönche wieder aufzurichten.

Er war bei dem französischen Könige Rathgeber und konnte darum seine Pläne durchsetzen; aber als er einmal das Medarduskloster zu Soissons für eine andere Abtei eintauschen wollte, nahm ihm der Graf Balduin von Flandern das übel, weil er selber an dieser Abtei ein Anrecht zu haben vermeinte. Als Fulko eines Tages daherzog zum Hofe des Königs, schickte Balduin seine Knechte, welche auf offener Heerstraße den Bischof

mit ihren Lanzen durchstießen und ebenso sein Gefolge ermordeten, weil es den Erzbischof vertheidigen wollte. Dazu schwiegen freilich die Geistlichen nicht. Sie kamen zusammen und klagten, daß so Unerhörtes doch noch nicht geschehen sei und nur von Heiden verübt werden könne. Darum faßten sie den Beschluß: kein Christ solle den Mördern ein Ave Maria sagen, kein Priester sie zulaßen zur Messe, zur Predigt, zum Abendmahl, ja selbst auch nicht am Ende ihres Lebens. Dann sagten die Bischöfe weiter: „sie sollen verscharrt werden, wie Esel, sie mögen umkommen bei der Wiederkehr des Herrn. Wie die Lichter, die wir in unseren Händen tragen, jetzt erlöschen, wenn wir sie hinwerfen, so soll auch die Lampe der Mörder erlöschen ewiglich." Mit diesen Worten wendeten sie die brennenden Fackeln, die sie in den Händen trugen, zur Erde nieder und löschten sie aus. Aber den Grafen Balduin schreckte dieß nicht, und Karl der Einfältige trauerte nicht um den Tod seines harten Lehrmeisters, sondern ein Jahr nachher nahm er Balduin unter die Vornehmsten seines Hofes auf.

So freilich verfuhr Ludwig das Kind nicht, sondern war immer auf Seiten der Bischöfe; aber ihm fehlte alle Kraft und die Großen seines Reiches bekümmerten sich um sein Wort so wenig wie um die Gesetze. Wenn sie dann mit einander stritten, so geschahen Greuelthaten ohne Maß und wenn sie die Gefangenen nicht immer tödteten, so mishandelten sie sie doch auf grausame Weise. So wurden dem Bischofe Einhard von Speier von seinen Feinden, den Grafen Konrad und Bernhard, die Augen ausgestochen (913), der Bischof Otbert von Strasburg ward ermordet und derselbe Mann, den die Stimme vieler Menschen seinen Mörder nannte, Richuin mit Namen, setzte sich frech und dreist auf den bischöflichen Stuhl und Keiner mochte und konnte ihn von dort vertreiben. Jammer und Noth zerrütteten das deutsche Vaterland an allen Ecken und Enden.

Das war zur selben Zeit, als England beglückt ward durch die Regierung des herrlichen Aelfred, des Vorbilds aller Könige! —

Von allen Veränderungen aber, die damals im deutschen Reiche vorgiengen, war die wichtigste das Wiederaufkommen und die erneuerte Macht der einzelnen Stammesherzöge, welche Karl der Große und schon seine Vorgänger gänzlich aufgehoben hatten. Denn die Herzöge von Schwaben hatten aufgehört mit Karl Martell, die von Aquitanien mit Pipin, die von Baiern mit Karl dem Großen, Sachsen aber war niemals unter einem einzigen Herzoge vereinigt gewesen. An die Stelle der Herzöge setzte Karl der Große zur größeren Kräftigung seiner Gewalt die missi dominici, d. h. die kaiserlichen Sendboten, welche zu bestimmten Zeiten die einzelnen Länder besuchten und Acht gaben auf die Rechtspflege, welche die Klagen der Bedrängten entgegennahmen und ihnen Abhülfe verschafften. Diese kaiserlichen Sendboten waren gemeiniglich aus den mächtigsten Grafen entnommen. Zwar der Kaiser Karl hatte darüber gewacht, daß niemals ein Graf mehr als eine einzige Grafschaft besäße; aber unter seinem Sohne, dem schwachen Ludwig, war das nicht mehr streng gehalten, und es ward leichtsinnig mit dem Krongut umgegangen. Nach und nach blieb der Auftrag der kaiserlichen Sendbotschaft bei einem bestimmten Grafen und so kam es bald wieder dahin, daß der ehemalige kaiserliche Sendbote sein erlangtes Uebergewicht wieder verwandelte in eine Herzogswürde. Zuerst nahmen mächtigere Grafen den herzoglichen Namen an und unter dem Könige Ludwig dem Kinde gelangten sie wieder zur vollen Macht der Stammesherzöge, welche die königliche Macht im Reiche nicht wenig beschränkten.

### 13. Der Tod Adalberts von Babenberg.

Zwischen dem Könige Ludwig dem Kinde und dem Herzoge

Adalbert von Babenberg war bittere Feindschaft; denn in der jammervollen Fehde zwischen den Babenbergern und Konradinern in der Wetterau, den mächtigsten Geschlechtern des Frankenstammes, hatte Adalbert einen nahen Anverwandten des jungen Königs erschlagen. Deshalb zog König Ludwig gegen ihn, um ihn in seiner Burg zu Bamberg zu belagern; aber Adalbert ließ ihn nicht einmal dahin kommen, sondern stritt mit ihm auf offenem Felde und schwächte die Macht des Königs so sehr, daß dieser es nicht wagte die Burg zu umlagern. In dieser Noth wandte sich Ludwig an den Erzbischof Hatto von Mainz, der durch seine klugen Anschläge schon manchmal dem Könige einen Dienst erwiesen hatte und darum bei diesem großes Ansehen genoß. Da soll sich Folgendes zugetragen haben. Hatto sprach: „ich will dich von deiner Sorge befreien: ich will nämlich bewirken, daß Adalbert zu dir kommt; was dann zu thun ist, das sei deine Sache.“ Mit dem Selbstvertrauen, durch welches Hatto schon oft sich in schwierigen Verhältnissen zurecht gefunden hatte, gieng er nach Babenberg und trat zu Adalbert, gleichsam als nähme er innigen Antheil an seinem Geschick, und sprach dann zu ihm: „du handelst ungerecht daran, daß du dich gegen deinen Herrn empörst, und bei deiner Herzenshärtigkeit siehst du gar nicht ein, wie lieb sie dich Alle haben, der König noch mehr als alle Anderen. Nimm guten Rath an; ich verspreche dir, daß du dein Schloß verlaßen und doch ohne Kränkung wieder heimkehren kannst. Wenn du den Versprechungen meines priesterlichen Amtes nicht traust, so empfang hier meinen Eid, daß ich dich sicher und unverletzt hinaus und wieder hereinführen werde. Wie du mit mir hinausgehst, eben so sollst du auch wiederkommen.“

Durch diese Reden ward Adalbert bestochen, er nahm Hattos Eid an und lud ihn dann ein zuvor mit ihm zu frühstücken. Aber Hatto weigerte sich dessen und schützte Eile vor.

So verließen denn beide das Schloß und Adalbert hatte Hatto bei der rechten Hand gefaßt. Als sie nur erst eine kleine Strecke zurückgelegt hatten, sprach Hatto: „es thut mir doch leid, daß ich deiner Einladung nicht gefolgt bin; denn der Weg ist lang und es würde uns wohlthun uns vorher durch einen Imbiß zu stärken.“ Alsbald erwiederte Adalbert: „so laß uns noch jetzt zurückkehren und uns stärken, damit nicht das Bedürfnis des Magens uns auf unserer Reise hinderlich sei.“ Darauf gieng Hatto ein und beide kehrten auf demselben Wege zurück, den sie gekommen waren. Es dauerte nicht lange, so eilten sie wieder fort und kamen zu König Ludwig, der erwartungsvoll ihrer harrte. Alsbald erhob sich ein großer Lärm im Lager über die Ankunft Adalberts, und der König Ludwig, nicht wenig erfreut über das Gelingen des Anschlages, berief sofort die Vornehmsten seines Heeres zu sich und ließ sie zum Gericht niedersitzen. Zu ihnen sprach er: „Ihr Alle wist, wie viel Unheil Adalbert seit mehr als sieben Jahren ausgeübt und wie großen Schaden er dem Reiche zugefügt hat. Darum frage ich euch, was ihm nach Recht und Gebühr dafür zukommt.“ Sie Alle erwiederten, Adalbert habe nach den Gesetzen der früheren Könige das Leben verwirkt und müße sterben. Als Adalbert nun zum Tode geschleppt ward, erblickte er auch den Hatto und rief ihm zu: „du bist meineidig, daß du mich hier also umkommen läßest.“ Aber Hatto antwortete: „meinen Eid habe ich dir gehalten; denn ich gelobte dich gesund wieder in deine Burg zurückzuführen und also ist es auch geschehen, als ich mit dir zum Frühstück in deine Burg zurückkehrte.“ Da beklagte Adalbert bitterlich, daß er um solcher Treulosigkeit willen sein Leben laßen müße; aber es war zu spät.

Also erzählt die Sage von Hatto und noch lange nachher besang das deutsche Volk in seinen Liedern das Schicksal des unglücklichen Adalbert. Um den Frieden des deutschen Reiches aber hatte er ein solches Ende wohl verdient.

### 14. Das völlige Aufhören der normannischen Einfälle. 911.

Nach der Niederlage, welche die Normannen im Jahre 891 durch den deutschen König Arnulf bei Löven an der Dyle erlitten, hörten ihre Einfälle auf für Deutschland so furchtbar zu sein; aber für Frankreich dauerten sie noch lange fort. Nach und nach verließen viele Normannen Frankreich nicht mehr und eben dieß ward eine Milderung; denn einige von ihnen fiengen an sich niederzulaßen und das Feld zu bebauen und dadurch wurden sie der Gesittung gewonnen; denn Ackerbau und feste Wohnsitze sind mit dem Räuberhandwerk unverträglich. Der letzte Anführer der raubenden Normannen hieß Rollo und er hielt die Stadt Rouen seit dem Jahre 886 besetzt und wohnte dort, als wäre sie sein Eigenthum. Der Erzbischof Franko erkannte bald, daß die christliche Religion und feste Niederlaßung ein wirksameres Mittel zur Besiegung der Normannen sei, als die Gewalt der Waffen. Darum ward er bei dem Könige Karl dem Einfältigen der Vermittler des Friedens. Er warnte die Normannen vor dem großen Heere, das der König bald aus dem Süden heranführen werde; die Franzosen aber schreckte er mit der Furcht neuer Normannenschwärme und so machte er beide Völker zum Frieden geneigt. Dem Könige Karl stellte Franko vor, daß die Normannen, die am Ausfluß des Seineflußes wohnten, sich das Land schon so zu eigen gemacht hätten, daß sie es gegen jeden neuen Angreifer vertheidigen würden, wenn nur der König selber sie in ihrem Besitze bestätige. Dem Könige Karl gefiel dieser Rath deshalb, weil er meinte an Rollo einen treueren und ergebnern Vasallen zu finden, als an den andern mächtigen Herren in Frankreich, vor denen er fast Nichts voraus hatte, als den königlichen Namen. Darum versprach er dem Normannenherzoge die Belehnung mit dem Lande, das Rollo selber schon die Normandie genannt hatte, und ver=

sprach ihm auch als Unterpfand des Friedens seine Tochter Gisela zur Ehe, unter der Bedingung jedoch, daß Rollo ein Christ würde.

Als Rollo sich willfährig zeigte, reiste Karl hin zu ihm bis an den Fluß Epta, der die Grenzscheide sein sollte. An der einen Seite des Flußes stand der König mit dem Herzog Robert, an der andern Seite Rollo mit den Seinen und der Erzbischof Franko vermittelte ihre Unterredung. Rollo forderte noch einen Strich Landes weiter nach Westen, wo er an die Britten stieß, die einst vor den Angelsachsen aus England flüchtig sich im Nordwesten Frankreichs angebaut hatten, und Karl bewilligte auch diese Forderung. Dann wechselte man die Geiseln und Rollo gieng über den Fluß. Als er nun vor Karl stand, konnte man ihn nur mit Mühe bewegen, daß er sich bekannte als einen Lehnsmann des Königs; als er seine Hand in die des Königs legen sollte, faßten seine Freunde seine Hand und drückten sie fast mit Gewalt in die dargebotene Karls. Als er dann aber nach dem Lehensbrauch die Füße des Königs küssen sollte, weigerte er sich dessen beharrlich. Zuletzt kam man überein, daß ein angesehener Mann aus seinem Gefolge diese Pflicht statt seiner übernehmen sollte. Der Normann aber wollte sich nicht niederbeugen, sondern erfaßte den Fuß des Königs und hob ihn also hoch an seinen Mund, daß der König Karl Sot in großer Gefahr war mit seinem Thronsessel rücklings überzustürzen. Als der König wieder weggezogen war, ward Rollo vom Erzbischof Franko zu Rouen ins Taufbad geleitet und sein Pathe war der Herzog Robert, nach welchem Rollo sich fortan auch Robert nannte. Sieben Tage lang nachher blieb dann der Täufling nach der Sitte der Zeit in den weißen Taufgewändern und während dieser Zeit beschenkte er an jedem Tage je eine Kirche mit reichlichen Gaben. Fortan lebte Robert als Lehnsmann und Schwiegersohn des französischen Königs. Als Lehns-

mann that er seine Pflicht und kam dem Könige zu Hülfe, wenn er ihn entbot; aber die Tochter des Königs, seine Gemahlin, behandelte er hart und rauh, obwohl sie erst vierzehn Jahr alt war, als er sie empfieng. Die Klagen darüber kamen zu König Karl und er schickte deshalb zwei Gesandte ab, um die Thatsache zu erkunden. Als Robert das erfuhr, sprach er, diese beiden Männer hätten ihm nach dem Leben gestellt, und ließ ihnen in Gegenwart aller seiner Höflinge den Kopf abschlagen. Er selbst lebte noch bis zum Jahre 917.

Von Robert an wurden die Bewohner der Normandie Christen und nach wenigen Jahrhunderten hatten sie ihre normannische Sprache vergessen und waren Franzosen, wie die Bewohner der Bretagne, die ehemaligen Britten, und alle anderen Völker Frankreichs, so verschieden auch die Abstammung ihrer Vorfahren gewesen sein mochte.

---

# Konrad der Franke.

## 1. Die Wahl Konrads des Franken. (911—919.)

Ruhmlos starb Ludwig das Kind am 20. August 911. Das Haus der einst so mächtigen Karolinger ging mit ihm zu Ende und wie es schien, war kein Band mehr da, welches die verschiedenen deutschen Stämme zu einem Ganzen vereinte. Die mächtigen Herzöge der Sachsen, zu denen auch Friesland und Thüringen gemeiniglich mitgerechnet wurden, der Baiern, der Lothringer, der Schwaben und die verschiedenen Grafen im Frankenlande waren einer von dem andern unabhängig und ihre Völker wusten wenig von einander: sie hätten getrennt von einander bleiben können, wenn nicht der Geist Gottes in der Geschichte der Menschen es anders gewollt hätte. Vereinzelt für sich wären die Stämme mit ihren Herzögen den andringenden Slaven, Normannen, Ungarn unterlegen oder mit dem westfränkischen Reiche vereinigt; dann wäre es Nichts gewesen mit der deutschen Geschichte, der deutschen Nation und ihrer Cultur und ihrer Gesittung: darum kam es anders und das schreckliche Unglück der Regierung Ludwigs des Kindes diente zum Heil. Denn Alle sahen ein, daß sie vereinzelt unterliegen würden und daß wieder ein König da sein müße, der Alle verbände zur gemeinsamen Errettung. Wer aber sollte das sein? Das Herrscherhaus der Karolinger in Deutschland war ausge-

storben, nur in Frankreich saß noch Einer aus diesem Geschlechte auf dem Throne; aber er war Sot d. i. einfältig und dem Lande that ein kräftiger Mann noth. Darum mußte ein solcher aus den fünf Hauptstämmen der Deutschen neu gewählt werden. Das forderten am lautesten die beiden wichtigsten Stämme der Deutschen, die Sachsen und die Franken. Das damalige Frankenland lag nicht bloß um den Main herum, wo der Name Franken noch bis auf den heutigen Tag geblieben ist, sondern es gehörten dazu auch die daran sich schließenden Gegenden am Rhein, in denen Mainz und Worms liegen, und das Land, das später die Pfalz hieß. Der Speßhard schied es vom Herzogthume Baiern.

Die Sachsen und die Franken verlangten, daß dem sächsischen Herzoge Otto, den man den Erlauchten genannt hat, die Krone zufiele, der auch noch einen großen Theil Thüringens besaß. Allein Otto entschuldigte sich mit seinem vorgerückten Alter und lenkte die Blicke auf den Grafen Konrad in Franken. Durch solchen Vorschlag ward an das alte Haus der Karolinger angeknüpft; denn Konrad war verwandt mit einer Seitenlinie der ehemaligen Karolinger und das gereichte ihm nicht wenig zur Empfehlung. Also kamen die Sachsen, die Franken, die Baiern, die Schwaben am 8. November 911 zu Forchheim zusammen und wählten den wackeren Grafen Konrad zu ihrem Könige. Von dem Tage an war Deutschland ein Wahlreich. Der König Konrad aber erkannte es für seine Aufgabe die Einheit des deutschen Reiches zu kräftigen und diesem großen Ziele strebte er mit allen Kräften nach bis an sein Lebensende. Das sicherste und beste Mittel aber dazu war die Stärkung der königlichen Macht durch die Schwächung der übermächtigen Herzöge. Dazu suchte Konrad die geistlichen Großen auf seiner Seite zu haben und gelobte ihnen ihre Bisthümer als Eigenthum (Allod), den weltlichen Großen ihre Herzogthümer und Grafschaften als

Lehen (Feod); denn also sagt von ihm die alte Lüneburger Chronik:

he lovede den Biskopen dat grote Egen unde den Leien dat grote Lên.

Unter allen Bischöfen waren dem Könige Konrad die liebsten Hatto von Mainz und Salomo von Constanz am Bodensee.

## 2. Erchanger und Berthold.

Es waren in Schwaben zwei mächtige Männer, Erchanger und Berthold, welche sich gern das ganze Land angemaßt hätten. Von ihnen erzählt uns der Mönch Ekkehard aus dem Kloster St. Gallen also. Sie waren Kammerboten des Königs und ihre Obliegenheit bestand in der Verwaltung der königlichen Güter, von denen sie manchen Gewinn zogen. Darum entstand häufig Zwist zwischen ihnen und dem Bischofe Salomo von Constanz; denn dieser kluge Mann war von Arnulf an bei den Königen Rathgeber und diese beschenkten ihn dafür reichlich mit den Einkünften königlicher Güter. Das wollten die beiden Kammerboten nicht gestatten, denn alle diese Güter wurden dadurch ihrer Gerichtsbarkeit entzogen, und in ihrem Grimme zogen sie eines Tages in feindseliger Absicht nach St. Gallen, wo der Bischof Salomo zugleich auch Abt des Klosters war. Aber Salomo ward in der Nacht gewarnt und entfloh vor ihnen ins wilde Turbenthal nicht weit von da, wo jetzt Winterthur im Canton Zürich liegt, und selbst die Mönche wußten nicht, wo ihr Abt war. Ueber diesen Friedensbruch ward König Arnulf sehr erzürnt und ließ den Bischof und die beiden Grafen bei Strafe des Bannes nach Mainz zum Gerichte vorladen. Dort ward die Sache öffentlich verhandelt und der Rath der Fürsten sprach zu Ingelheim das Todesurtheil über die beiden Grafen. Doch ward ihnen die Wahl zwischen Tod und ewiger

Verbannung frei gelaßen und Salomo selber bat für sie beim Erzbischof Hatto von Mainz, dem Rathgeber des Königs, weil er nicht am Tode der Beiden Schuld sein wollte. Darauf giengen Berthold und Erchanger zum Könige und auf die Fürbitte Salomos und Hattos verzieh er ihnen und setzte sie wieder in ihre Würde ein, so jedoch, daß sie sich mit einem Eide verpflichteten den Bischof fürder nicht zu kränken.

Darauf kehrten sie friedlich nach Schwaben zurück und dieser Friede dauerte längere Zeit. Lange hernach zur Zeit des Königs Konrad lud Salomo beide Grafen nach Constanz ein. Als sie einmal bei Tische saßen und ihre Verwunderung aussprachen über die kostbaren Gefäße, die goldenen und silbernen, besonders aber über die gläsernen, kam den Bischof eine Neigung an über Gebühr gelobt zu werden und er rühmte deshalb alle Reichthümer, mit denen der König ihn beschenkt habe. Als die beiden Männer absichtlich schwiegen, um ihn dadurch immer mehr zum Reden anzureizen, übertrieb er noch dazu die Besitzthümer des Klosters und dachte gar nicht daran, daß Alles was er sagte seine beiden Gäste nur noch um so mehr kränken müßte und daß er durch seine unbedachten Worte die Begierde der beiden Gäste nach seinen Gütern aufs neue wieder anfachte. So rühmte er ihnen den großen Backofen des Klosters, welcher tausend Brote auf einmal backe, die Malzdärre, welche hundert Malter auf einmal trockne. Alsdann sagte er, die Hirten seiner Heerde hätten ein solches Aussehen, daß die Brüder selber, wo sie sie zufällig sähen, den Hut vor ihnen abziehen und sich verneigen würden. Alles Andere möge wahr sein, sagten die Grafen innerlich erbittert, das aber würde von ihnen nimmer geschehen. Zum Abschiede schenkte Salomo ihnen Jedem einen großen gläsernen Becher außer vielen anderen Gaben. Von diesen nahmen sie keine; den Becher aber ließen Beide gleich absichtlich fallen, daß die Scherben umherflogen. Der Bischof

merkte ihre Verstimmung, darum sprach er: „die Becher waren eure und euch kam es zu mit ihnen zu verfahren, wie euch gut dünkte. Hättet ihr sie aber armen Leuten gegeben, so wäre das verdienstlicher gewesen.“ Alsdann tranken sie den Liebestrank, das will sagen, zur damaligen Zeit wurden am Feste Johannis des Täufers (24. Juni) gefüllte Becher dargeboten mit den Worten: „trink die Liebe des heiligen Johannes!“ Nachdem dieß geschehen war, küste der Bischof die Brüder und sie ritten davon.

Einige Zeit darauf waren sie zugleich mit König Konrad wieder bei Salomon zu Gaste. Als der König eines Tages von einem Ausfluge nach St. Gallen wieder zu seinem Freunde Salomo heimkehrte, merkte er, daß bei den Grafen eine sichtliche Verstimmung eingetreten war, und fragte nach der Ursache. Diese war gar seltsam. Es waren kurz vorher zwei der leibeigenen Hirten Salomos gekommen und hatten Wild für das Gastmahl gebracht, der eine einen Bären, der andere einen Hirsch. Beide Männer sahen aus wie Söhne des Waldes, rauh und wild, zumal da sie sich abgemüht hatten diese Thiere zu erlegen. Als die Diener dem Bischof Salomo diese Nachricht bei Tische zuflüsterten, gebot er, daß die beiden Hirten verkleidet als Freigeborene den beiden Grafen das Wild wie aus eigener Schenkung darbieten sollten. Dieß geschah und Erchanger und Berthold erhoben sich, nahmen ihre Hüte ab vor den beiden Hirten, verbeugten sich und sagten ihnen Dank für das Geschenk. Der Bischof sah es und lächelte, auch die Andern, die es gesehen hatten, lachten und die Grafen merkten bald ihr Versehen. Sie ließen das Wild zu den Füßen des Bischofs legen, mit den Worten: „es ist ja dein, es ist uns genug, daß du uns zum Besten gehabt hast.“ Aus Scheu vor dem Könige verbissen sie ihren Zorn; aber als dem Könige Konrad die Sache erzählt wurde, sprach er zu ihnen: „wir sind hier versammelt, um

guter Dinge zu sein; deshalb ist es mein Recht alle gutgemeinten Scherze zu vertheidigen. Seid wieder gutes Muths und vertragt euch mit dem Bischof.“ So versöhnten sie sich zum zweiten Male mit Salomo.

Im Herzen aber waren sie ihm noch nicht wieder freundlich gewesen und dieser übermüthige Scherz des Bischofs gab ihrem Grolle neue Nahrung. Die alten Vorurtheile des Heidenthumes, daß ein Sklave mit dem Thiere gleich stehe, waren damals nur noch erst sehr wenig abgeschwächt und darum konnte einem großen mächtigen Herrn kaum eine ärgere Schmach widerfahren, als daß er sich gebeugt hatte vor einem Leibeigenen. Bald änderten sich die Umstände zu Gunsten der Grafen. Im Jahre 913 fielen die Ungarn abermals ein und der Herzog Arnulf von Baiern verbündete sich mit den beiden Grafen Berthold und Erchanger zur muthigen Abwehr. Als es ihnen gelang, die Ungarn in einer furchtbaren Schlacht am Innstrom zu besiegen, stieg der Ruhm dieser Männer nicht wenig und darum wagte es Arnulf von Baiern sich um Konrad wenig zu bekümmern und sich als unabhängigen Herzog in Baiern anzusehen. Auf dieses Beispiel trat auch Erchanger hervor und nannte sich Herzog in Schwaben. Die Noth der Umstände zwang Konrad, der damals nach Lothringen und Sachsen zugleich seine Thätigkeit wenden muste, den Herzog Erchanger anzuerkennen. Erchanger leistete ihm den Eid der Treue und darauf bestätigte Konrad ihn in seiner Würde und suchte ihn durch die Heirath mit einer Verwandten näher an sich zu ketten. So schien Alles wieder friedlich zu sein.

Aber der alte Zwist entbrannte aufs neue. Auf die Bitte Salomos schenkte der König dem Kloster zu St. Gallen das Gut Stammheim. Auf diesem Gute hatten aber die beiden Brüder Erchanger und Berthold eine Burg erbaut. Als der Bischof mit seinem Sachwalter erschien, um nach der Vorschrift

des alemannischen Gesetzes die Leibeigenen des Gutes innerhalb dreier Tage ihrem Kloster zuzusprechen, traten ihnen die Burgwächter drohend entgegen und forderten, daß sie sofort sich hinwegbegäben. Der Drohung folgte die That und trotzdem daß der Bischof und sein Sachwalter mit Worten dagegen auftraten, musten sie weichen vor der überlegenen Gewalt. Da gieng der Schreiber Salomos im Auftrage seines Herrn zum Herzog Erchanger und klagte ihm die erlittene Behandlung. Aber Erchanger wies ihn theils mit unwahren Worten, theils mit neuen Drohungen von sich. Ein Jahr lang dauerte dieß feindselige Verhältnis, da begegnete einst der Bischof selber dem Herzog Erchanger und seinem Bruder Berthold und klagte ihnen das widerfahrene Unrecht, aber er erhielt nur zornige Antworten. Darüber ward er auch erregt und sprach: „ihr solltet doch daran denken, daß ihr einst um meinetwillen bei König Arnulf in Noth waret und daß ihr damals durch meine Fürbitte mit Mühe gerettet seid." Auf diese Worte zog Luitfried, der Neffe der beiden, sein Schwert und rief: „rühmt der verfluchte Mönch sich noch des Unrechts, das er euch zufügte, und solcher Mensch sollte nicht bestraft werden?" Seine Oheime fielen ihm in den Arm, sonst hätte er den Bischof erschlagen. Der Bischof selber hatte schnell sein Roß auf die Seite gelenkt, um dem Hiebe auszuweichen; aber Erchanger und Berthold faßten es beim Zügel und zogen es mit, während nach der andern Seite die Leiche eines der Mannen des Bischofs hinweggetragen wurde. Dieser hatte im Zorne über den Frevel Luitfrieds selber sein Schwert gegen diesen erhoben, war aber alsbald von vielen Lanzen durchbohrt und niedergestürzt. Alsdann führten sie den Bischof in ein nah gelegenes Haus und beriethen, was mit ihm zu thun wäre. Luitfried war der Meinung, man solle ihm entweder die Augen ausstechen oder die rechte Hand abhauen. Die Besonnenern dagegen riethen, man

solle den Bischof unversehrt entlaßen; aber die Brüder beschloßen zuletzt, sie wollten ihn nach Dippoldsburg bringen, wo Erchangers Gemahlin Bertha damals verweilte. Denn sie meinten, da Bertha um ihres Gemahles willen dem Bischofe oft alles Böse gewünscht hätte, so würde dieser bald auf irgend eine Weise bei ihr sein Leben laßen. Während für den Bischof ein schlechteres Pferd herbeigeschafft ward, liefen unterdessen, um den ungewohnten Aufzug zu sehen, auch viele Menschen herzu, unter ihnen die Schweinhirten jener Gegend. Da rief Berthold dem Bischof zu: „beug dich vor ihnen, du Verfluchter, und küss' ihnen die Füße, damit sie um Gnade für dich bitten."

Der Bischof ward nun den Knechten übergeben und ein Eilbote an Bertha vorausgeschickt. Als die Herzogin diese Nachricht vernahm, schlug sie an ihre Brust und sprach: „Dieß ist der Tag, der unserer Ehre bei Gott und den Menschen ein Ende machen wird." Sie ließ sogleich die Kirche und den Altar schmücken, bereitete Baldachin und Teppiche für die Aufnahme des Bischofs und befahl den anwesenden Priestern ihn mit dem Evangelium zu empfangen. Bei seiner Ankunft gieng sie ihm bis an das Thor entgegen, faßte seine Hand und bat weinend, daß er ihr gestatte diese zu küssen. Die Kriegsknechte meinten, das wäre Alles Verstellung, und nickten einander schweigend zu zum Zeichen des Einverständnisses. Alsbald ward ein Bad bereitet, damit der Bischof sich reinige von Staub und Schweiß; aber um seiner Sicherheit willen ließ Bertha Niemand zu ihm als zwei mit ihm vertraute Priester. Sie selbst gieng zu ihm hinein nur von einer Dienerin begleitet. So bewirthete sie den Bischof als ihren Gast, während die Priester ihm und die Dienerin ihr aufwarteten, und versprach ihm baldige Rückkehr.

Erchanger und Berthold aber verhehlten sich nicht, was König Konrad auf die Nachricht von der Gefangennahme des Bischofs Salomo thun würde, und suchten sich gegen ihn in

wehrhaften Stand zu setzen durch starke Befestigung ihrer Burg Hohentwiel. Dieses Schloß, schon an sich fest, liegt auf einem der Basaltkegel im Hegau und wird damals zum ersten Male in der Geschichte Schwabens genannt, für die es nachher so wichtig ward. Während die Arbeiter Tag und Nacht bei der Burg beschäftigt waren, streiften die beiden Brüder mit ihren treuesten Genoßen umher und lagerten sich oft bei Nacht im Walde. Das ward Siegfried, einem Verwandten des Bischofs Salomo, angesagt und ihm zugleich auch der Ort angegeben, wo sie in der folgenden Nacht muthmaßlich zu finden seien. Alsbald brach Siegfried auf mit so vielen Begleitern, als er noch am Abend zusammenraffen konnte, und überraschte die beiden Brüder mit den Ihrigen am frühen Morgen im Walde schlafend. Aus dem Schlafe aufgeschreckt und ohne Schutzwaffen vermochten sie Nichts gegen Siegfried und seine mit Helm und Panzer wohl bewehrte Schaar. Zwar vertheidigten sich Erchanger und Berthold und Luitfried mit aller Kraft, doch wurden sie bald entwaffnet und gebunden hinweggeführt. Sogleich liefen Eilboten voraus, um der Herzogin Bertha anzukündigen, wenn sie nicht sofort den Bischof Salomo los gäbe, so würde sie sehen, wie ihr Gemahl und seine beiden Verwandten an drei verschiedenen Stellen vor der Burg auf einer Schwebe mit dem Gesicht der Sonne zugekehrt den Strahlen derselben zum Dörren ausgesetzt würden. Zuerst meinte die Besatzung von Hohentwiel, daß man sie äffe; aber es kamen bald sichere Boten nach mit der Bestätigung der Nachricht. Da flohen Alle und ließen nur den Bischof da, aber frei mit seinen Priestern, und die Herzogin Bertha weinend und jammernd mit ihren Dienerinnen. Der Bischof versuchte sie zu trösten und als seine Freunde nahten, faßte er die Herzogin bei der Hand und trat ihnen mit ihr entgegen. Sie hatte mit ihm in der vorhergehenden Nacht seine Befreiung durch eine kleine verborgene Thür verabredet, weil es ihr be=

kannt war, daß der Bischof am folgenden Tage nach Hohentwiel, oder, was sie im Geheimen noch mehr fürchtete, zum Tode geschleppt werden sollte.

Als die Flucht der Besatzung bekannt wurde, sammelten sich viele Menschen vor dem Thore und sobald der Bischof heraustrat, erscholl von allen Seiten der Ruf: Heil herro, heil liebo!*) Zum Schutze der Herzogin Bertha blieb der Bischof immer an ihrer Seite; denn der Volkshaufe umdrängte sie. Dann bat sie um eine Zusammenkunft mit ihrem Gemahl und als sie ihr bewilligt ward, traf sie diesen bewegt und reuig, wie es schien; denn ein so plötzlicher Wechsel des Schicksals rührte die Gemüther aller dort Versammelten. Der gefeßelte Herzog bat den Bischof um Verzeihung und Befreiung von seinen Banden und Salomo erwiederte: „so viel an mir ist, will ich dir vergeben." Dann ließ er ihn vor den Ausbrüchen des Zornes der Kriegsknechte in Sicherheit bringen und unterhandelte mit seinem Neffen, ob man nicht die Herzogin friedlich wieder zu den Ihrigen entlaßen sollte. Dieß ward gewährt, und am andern Morgen sorgte der Bischof selber dafür, daß sie mit Ehre und Sicherheit zu den Ihrigen gelangte. Zum Abschied lud er sie für beßere Zeiten zu einem Besuche nach Constanz ein.

Die drei Edeln sollten dann nach Hohentwiel abgeführt werden. Als dieß bekannt wurde, sammelten sich alle ihre Anhänger und Freunde, wenn vielleicht sich unterwegs eine Gelegenheit zur Befreiung finden sollte; aber die Kriegsknechte des Bischofs und der benachbarten Abteien hielten gute Wacht und unter ihrem Schutze gelangten sie glücklich hin. Unterdeßen waren sowohl gleich nach der Gefangennahme des Bischofs, als

*) Dieß war damals ein gewöhnlicher Ausruf der Freude, mit welchem auch der Mönch Notker das lateinische ave rex übersetzt, so wie unsere Quelle es an einer anderen Stelle für das hebräische Hosianna gebraucht.

nach seiner Befreiung Eilboten an den König Konrad abgegangen. Die ersteren erzählten nachher, sie seien des Morgens zum Könige hineingeführt, als er kaum aus dem Schlafe erwacht sei. Auf ihre Worte aber sei er sogleich aus dem Bette gesprungen und habe seinen Zorn erst nicht bemeistern können. Nicht lange nachher brachten die folgenden Boten die beßere Nachricht und da erkundigte sich der König eifrig nach der Gesundheit des Gefangenen und wieder Befreiten. Die Boten erwiederten, daß er anfangs hart behandelt sei, jedoch nun anfange sich wieder zu erholen. Der König war tief gerührt über das Schicksal seines Freundes, dann aber beschloß er sogleich mit aller Kraft zu handeln. Er berief ein Gericht der Fürsten, welches die drei Männer verurtheilte. Erchanger, Berthold und Luitfried wurden geächtet, ihre Güter eingezogen und sie selber Landes verwiesen. Das Herzogthum Schwaben gab Konrad an einen Andern, Namens Burchard.

So erhielt sich einige Jahre der Friede; aber Berthold und Erchanger konnten sich nicht zur Ruhe bequemen. Als König Konrad bald darauf gegen den Herzog Heinrich von Sachsen zog, kehrten Erchanger und Berthold wieder heim und erhoben aufs neue die Fahne des Aufruhrs gegen den König. Bei Wahlwies unweit Stockach traten ihnen die Anhänger des Königs entgegen; aber sie wurden völlig geschlagen. Erchanger und Berthold durchzogen als Sieger das Land und aufs neue ließ sich Erchanger zum Herzog des Schwabenlandes ausrufen. Mit ihnen war auch Arnulf von Baiern verbunden. Darüber ergrimmte Konrad aufs äußerste und berief eine Reichsversammlung der geistlichen und weltlichen Großen nach Hohenaltheim unweit Nördlingen. Dorthin waren auch Erchanger, Berthold, Luitfried und Arnulf vorgeladen; aber nur Erchanger erschien. Die Versammlung beschäftigte sich meist mit kirchlichen Dingen; aber die geistlichen Großen erkannten es auch als wichtig und

zweckmäßig nach Konrads Willen die königliche Macht zu stärken durch Demüthigung des Uebermuths der weltlichen Großen. Erchanger hoffte auf eine friedliche Beilegung der Sache; aber er ward wegen seines Frevels gegen den Reichsfrieden und den Bischof Salomo von Constanz zur Niederlegung der Waffen und zu lebenslänglicher Buße im Kloster verurtheilt; Berthold, Luitfried und Arnulf wurden zur Buße und Beßerung ermahnt und für den Fall, daß sie noch ferner ihren Widerstand fortsetzten, mit dem Bannfluche und dem Höllentode bedroht. Allein solche Drohung fruchtete nicht viel und als Erchanger erst wieder die Versammlung verlaßen hatte, wuste er sich frei zu machen und es gelang ihm sich mit Berthold und Luitfried wieder zu verbinden. Da säumte auch Konrad nicht länger gegen diese seine Verwandten die volle Strenge walten zu laßen. Er bekam sie durch List in seine Hände und darauf wurden sie am 21. Januar 917 zu Oettingen im Riesgau mit dem Richtschwerte enthauptet.

Also schützte König Konrad den Frieden des Reiches und demüthigte die Macht der eigenwilligen Großen Erchanger und Berthold; doch nicht eben so gut gelang ihm dieß gegen den Sachsenherzog Heinrich und daß es ihm hier nicht also gelang, gereichte seinem eigenen Streben und der deutschen Nation zum Segen.

### 3. Herzog Heinrich von Sachsen.

Otto der Erlauchte, der mächtige Herzog von Sachsen und Thüringen, der nach Ludwigs des Kindes Tode die deutsche Königskrone ausgeschlagen, hatte nur einen Sohn Heinrich, den später gewaltigen König der Deutschen. Heinrich nahm zuerst Hatheburg zur Frau, die Tochter des Grafen Erwin in Sachsen, der ohne Söhne sein reiches Erbe nur zweien Töchtern hinterließ. Hatheburg hatte gelobt Nonne zu werden; aber sie zog

die Bewerbung des künftigen Herzogs Heinrich vor und folgte ihm nach Merseburg, wo ihn alle Vasallen in den Erblanden seiner Frau als ihren Freund begrüßten und als ihren Herrn ehrten. Als der Bischof Sigismund von Halberstadt von dieser nach den Gesetzen der Kirche unerlaubten Ehe vernahm, vermeinte er sie ihnen, wie er sagte, kraft seiner apostolischen Macht untersagen zu müßen, und lud sie beide vor sein geistliches Gericht; aber Heinrich erlangte doch seinen Willen; denn er eilte zum Könige und dieser schickte Boten an den Bischof mit dem Befehl der Zurücknahme des Verbots. Nachdem aber Hatheburg ihrem Gemahle Heinrich einen Sohn Namens Thankmar geboren hatte, ward in ihnen beiden aufs neue der Zweifel rege an der Rechtmäßigkeit der Ehe. Sie gaben beide den Mahnungen der Geistlichen nach und Heinrich bekannte, daß seine Ehe mit Hatheburg nach den Gesetzen der Kirche eine unerlaubte sei. Hatheburg gieng wieder zurück in das Kloster, Herzog Otto aber wünschte, daß sein Sohn sich wieder verheirathen möchte, und sah sich für ihn nach einer andern Gemahlin um.

Damals lebte in einem andern Kloster zu Herford eine junge Fürstentochter Mathilde aus dem Geschlechte Widukinds des Sachsenherzogs, der einst Karl dem Großen so kräftig widerstanden hatte. Ihr Vater Dietrich hatte in den nordwestlichen Ländern des Reiches gegen die Normannen wacker gekämpft, ihre Mutter Reinhilde war aus dänischem und friesischem Stamme. Nach dem Tode ihrer Eltern ward Mathilde von der Aebtissin des Klosters zu Herford erzogen und lernte dort die heiligen Gebete und die Handarbeiten, welche die Frauen jener Zeit trieben, das Spinnen und das Weben. Zu ihrem vornehmen Geschlechte kam ihr Reichthum, ihre Schönheit und ihre feinere Bildung, da sie selbst im Lesen und Schreiben und in Wissenschaften unterrichtet ward. Eine solche Frau wünschte sich der Herzog Otto für seinen Sohn Heinrich und schickte zuerst den

ehemaligen Lehrer seines Sohnes, den Grafen Dietmar dahin, damit er die Lage der Dinge erkunde. Mit Beihülfe der Frauen, welche der jungen Fürstentochter dienten, gelangte Dietmar ins Kloster und ersah dort unbemerkt die Schönheit der Jungfrau. Erfreut darüber, berichtete er seinem Herrn Alles was er gesehen; aber Heinrich wollte nur seinen eigenen Augen glauben und ritt am folgenden Tage mit Dietmar und einigen Freunden nach Herford hin. Auf dem Felde in der Nähe des Klosters lagerten sie sich. Alsdann aber trat Heinrich mit einigen seiner Begleiter in die Kirche und ersah dort die Jungfrau, welche den Psalter in der Hand hielt und betete. Heinrich verwunderte sich darüber, daß ihre Schönheit noch das Gerücht davon übertreffe, und kaum war er in sein Lager zurückgekehrt, als er auch schon stattlich ausgeschmückt wieder zum Kloster zurückeilte und die Aebtissin um eine Unterredung bat. Die Aebtissin kam hervor, nahm ihn freundlich auf und führte ihn mit dem Grafen Dietmar zum vertrauten Gespräch in ihr Gemach. Heinrich faßte allmälig Zuversicht, er lenkte das Gespräch auf das Alter der Jungfrau und fragte nach ihrer Beschäftigung und zuletzt erbat er sich die Erlaubnis sie sehen und mit ihr reden zu dürfen. Auf den Befehl der Aebtissin ward Mathilde herbeigerufen. Ihre Freundlichkeit und Bescheidenheit, ihre Unterredung, welche Kunde gab von einem mehr als gewöhnlichen Geiste, gewannen den Jüngling so völlig, daß er sich zur Aebtissin wandte und sie bat ihm die Jungfrau alsbald zu verloben. Diese war unschlüßig und zauderte mit der Antwort; aber der Jüngling beharrte bei seiner Werbung, darum sprach sie endlich: es stünde ihr über die Jungfrau ein solches Recht nicht zu, sondern sie müße sie denen wieder zurückgeben, die sie ihr anvertraut hätten und deren Meinung sie in dieser Sache nicht wiße; denn auch andere angesehene Männer hätten sich um Mathilde beworben. Jedoch versprach sie ihm nicht im Wege zu sein; denn es bürge ja für

seine Aufrichtigkeit, daß er selber hergekommen sei. die Jungfrau war dem stattlichen Freier nicht abgeneigt und darum war die Einwilligung der Verwandten nicht schwer zu erhalten. Schon am folgenden Tage ward Mathilde dem Herzogssohne verlobt und Heinrich führte sie hinweg ins Sachsenland; denn schon damals unterschied man Sachsen von Westfalen, in welchem Herford lag. Die Sachsen nahmen das junge Paar mit Ehren auf und unter Dietmars Geleite zogen sie nach Wallhausen an der Helme, wo Herzog Otto die Feier der Hochzeit hatte vorbereiten laßen. Das Schloß mit dem umliegenden Lande und den Höfen darauf schenkte Heinrich seiner jungen Frau zur Morgengabe. 911. Herzog Otto lebte nach dieser Hochzeit noch drei Jahre und liebte Mathilde wie seine Tochter. Heinrich aber war mild und leutselig gegen alle die Seinen und alle wünschten, daß ihm die königliche Würde zu Theil werden möchte.

Als Herzog Otto starb, hinterließ er seinem Sohne Heinrich das Herzogthum über ganz Sachsenland; denn Heinrichs Brüder Thankmar und Liudulf waren vor ihrem Vater gestorben. Der König Konrad aber hatte häufige Beweise von der Kraft des neuen Herzogs erfahren und, weil er es für seine Aufgabe erachtete, die königliche Macht zu heben gegen die Macht der einzelnen Fürsten des Reichs, so weigerte er Heinrich zwar nicht das Erbtheil seines Vaters, welches ihm erbeigenthümlich zukam (das Allod), aber er trug Bedenken ihm alles Land zu geben, welches Otto außerdem vom Reiche zu Lehen empfangen hatte (Feod). Als sich die Sachsen darüber beschwerten, erwiederte Konrad ausweichend, daß er die Tüchtigkeit Heinrichs wohl anerkenne und ihm auch früher oder später größere Ehre erweisen werde. Aber die Sachsen trauten diesen unbestimmten Versprechungen nicht, sondern riethen ihrem Herzog, wenn der König ihm die väterlichen Ehren nicht ertheilen wolle, so möge

er auch gegen den Willen des Königs nehmen, was ihm zukäme. Als der König den zornigen Sinn der Sachsen gegen ihn wahrnahm und wohl einsah, daß er ihre Macht um der großen Anzahl willen der Vasallen Heinrichs mit Gewalt nicht zum Gehorsam zwingen könne, ergab er sich darein, daß Heinrich das Herzogthum Sachsen übernahm.

Damals aber war Hatto Erzbischof von Mainz, ein Mann scharfsinnig und schlau von Anschlägen, der dem deutschen Reiche und seinen Königen manchen guten Dienst erwiesen hatte. Von ihm erzählen die Sachsen damaliger Zeit folgende Geschichte. Er wollte dem Könige einen Gefallen erzeigen und gieng deshalb zu einem Goldschmiede, der um seiner Kunst willen weit umher bekannt war und darum nach der Sitte der Zeit als eine besondere Gabe Gottes für seine Stadt angesehen ward. Diesem Goldschmiede trug Hatto auf, eine goldene Kette zu verfertigen und, um ihn anzufeuern, lud Hatto ihn zu sich zum Gastmahle ein und ehrte ihn auch sonst mit allerlei Gaben. Eines Tages trat der Erzbischof zu dem Goldschmiede herein, um das Werk zu besehen, und beim Anblicke der Kette seufzte er tief auf. Da fragte ihn der Goldschmied, warum er so seufze, und Hatto erwiederte: „weil diese Kette besudelt werden soll mit dem Blute Heinrichs, des wackeren Herzogs der Sachsen." Der Goldschmied bewegte diese Worte in seinen Gedanken und als er die Arbeit vollendet und übergeben hatte, bat er um Urlaub und eilte dann dem Herzoge Heinrich entgegen, den er auf dem Wege nach dem königlichen Hoflager antraf. Sofort erzählte der Goldschmied dem Herzog das Vernommene. Da ward Heinrich heftig erzürnt, er rief den Boten des Erzbischofs zu sich, der ihm zu seiner Einladung entgegengereist war, und sprach zu ihm: „kehr wieder um und sag dem Hatto, daß Heinrichs Hals nicht härter ist, als der des Adalbert (s. S. 45 ff.) und daß ich es doch für angemessener halte, daheim zu bleiben, als ihm mit der

Menge meiner zahlreichen Begleitung beschwerlich zu fallen". Alsdann nahm Heinrich alles Land weg, welches im Sachsen- oder im Thüringerlande unter den Krummstab des Erzbischofs Hatto von Mainz gehörte. Auch die Grafen Burchard und Bardo, von denen der eine ein Schwiegersohn des Königs Konrad war, ängstigte er durch wiederholte Kriegszüge so lange, bis sie aus dem Lande wichen, und ihre Besitzthümer vertheilte er dann unter seine Vasallen. Als nun Hatto sah, daß seine List vereitelt sei, ärgerte er sich sehr und nicht lange nachher ward er krank und starb. Also erzählen die sächsischen Chroniken. In wie fern diese sagenhafte Erzählung der Sachsen geschichtliche Grundlage hat, ist in unserer Zeit schwerlich auszumitteln; aber die beglaubigte Geschichte hält Hattos Namen in Ehren, weil er dreien Königen, Arnulf, Ludwig dem Kinde und Konrad, Freund und Berather gewesen und die festere Begründung der königlichen Macht und die Einheit des Reiches das Ziel seines Strebens gewesen ist.

Die häufig erzählte Volkssage über den Mäusethurm im Bingerloch knüpft sich nicht an ihn, sondern an einen späteren Erzbischof Hatto von Mainz.

## 4. Der Kampf Konrads mit Heinrich.

Darauf schickte der König Konrad seinen Bruder Eberhard in Sachsenland und gab ihm den Auftrag es zu verheeren. Als Eberhard sich der Veste Eresburg näherte, sagte er zu seinen Vertrauten, es bekümmere ihn nichts so sehr, als daß die Sachsen nicht wagen würden hinter ihren Mauern hervorzukommen, um im offenen Felde mit ihm zu kämpfen. Als er sich noch mit solchen Bedenken trug, traten auf einmal eine Meile etwa von der Veste die Sachsen ihm entgegen und alsbald begann ein blutiger Kampf, in welchem die Franken so sehr geschlagen

wurden, daß die Possenreißer und Schauspieler auf ihren Brettern fragten, wo nur die Hölle wäre, die eine solche Menge der Erschlagenen auf einmal aufnehmen könne. Also, sagt die Chronik der Sachsen, ward Eberhard der Bruder des Königs von seiner Besorgnis befreit, daß die Sachsen sich ihm nicht zum Kampfe stellen würden.

Als aber König Konrad von dieser Niederlage seines Bruders Eberhard vernahm, bot er selber den ganzen Heerbann des ganzen Frankenstammes auf und zog gegen Heinrich. Er erfuhr bald, daß dieser die Burg Grone besetzt halte, unfern von da, wo jetzt die Stadt Göttingen liegt, und gedachte ihn dort zu belagern. Zuvor aber schickte er Boten an ihn und forderte ihn auf die Veste freiwillig zu übergeben, dann werde er ihm nicht Feind, sondern Freund sein. Unterdessen kam Graf Dietmar von Osten her zu Heinrich, ein des Krieges wohl erfahrener Mann und der auch an klugen Rathschlägen Niemandem wich. Dieser fragte den Herzog Heinrich in Gegenwart des fränkischen Boten, wo er sich mit seinem Heere lagern sollte. Heinrich hatte vorher schon sich den Gesandten Konrads nachgiebig gezeigt, dann gieng er obwohl selber ungewis auf diese Worte Dietmars ein und keiner der Anwesenden wuste, daß Dietmar nur selbfünfter hergekommen sei. Heinrich fragte den Dietmar, wie groß die Macht wäre, die er herbeiführe, und Dietmar erwiederte, er bringe etwa dreißigtausend Mann mit sich. Da erschraken die fränkischen Boten, sie kehrten wieder heim und brachten dem Könige Konrad diese Nachricht. So hatte Dietmar mit seiner List die Macht der Feinde besiegt, deren Heinrich sich nicht hätte erwehren können; denn am nächsten Morgen verließen die Franken vor Tagesanbruch ihr Lager und ein Jeder kehrte wieder heim in sein Land.

Also erzählt die Chronik des sächsischen Mönches Widukind aus dem Kloster Corvey.

### 5. Konrads Besuch im Kloster zu St. Gallen.

Als der König Konrad einmal zur Weihnachtszeit bei seinem Freunde, dem Bischofe Salomo zu Constanz, verweilte, lobte ihm dieser seine Abtei zu St. Gallen und Konrad erwiederte: „so laß uns doch sofort dahin ziehen." Alsbald wurden die Schiffe in Bereitschaft gesetzt und am andern Morgen fuhren sie in aller Frühe südwärts den Strom hinauf. Drei Tage verweilte der König dort im Kloster und verlebte sie in ungestörter Heiterkeit. Einmal trat er unerwartet zur Tischzeit in den Eßsaal der Mönche und als Alle sich vor ihm erhoben, sprach er fröhlich: „ihr werdet doch wohl mit mir theilen müßen, ihr mögt wollen oder nicht." Als der Prior, um ihm Platz zu machen, vom Tische des Abtes weggehen wollte, hielt der König ihn fest und ließ nicht ab, bis er sich mit ihm wieder hinsetzte. Alsdann langte er zu von den Speisen, die für den Prior aufgetragen waren, und blickte sich lächelnd um mit den Worten: „Einstweilen will ich nur hier zugreifen." Unterdessen schickte er einen Boten an den Bischof Salomo, daß er im Eßsaal der Mönche seinen Platz eingenommen hätte und dort für ihn Tafel halten würde. Als er nun befahl, daß ihm Nichts dargereicht werden sollte, als was auch die Mönche erhielten, sprach der Eine, der bei ihm saß: „das trifft sich schlecht, königlicher Herr, daß ihr nicht bis morgen gewartet habt; denn morgen werden wir vielleicht frisches Brot und geschälte Bohnen haben; heute aber giebt es dergleichen nicht." „Nun was thut das?" erwiederte der König, „Gott erbarmt sich eurer heute wie morgen."

Unterdessen lasen die kleinen Klosterschüler der Reihe nach zum Mittagseßen vor. Als sie nun in den Saal herunter traten, hob der König einen nach dem andern zu sich in die Höhe und steckte jedem ein Goldstück in den Mund. Ein kleiner Knabe aber spuckte das Goldstück mit Geschrei wieder aus, da sagte der

König lächelnd, indem er dabei auf das Armuthsgelübde der Mönche anspielte: „wenn der am Leben bleibt, so wird er mal ein guter Mönch werden." Auch andere Scherze trieb der König mit den Knaben und ergötzte sich besonders gern an ihrer Prozession, wenn sie in die Kirche giengen. Einmal ließ er ein Paar Körbe mit Obst auf dem Gange ausschütten, daß die rothbackigen Aepfel über das Pflaster rollten; aber die Knaben, selbst auch die kleinsten, streckten nicht die Hand danach aus und schritten einher, als ob sie die Aepfel gar nicht bemerkten. Da verwunderte sich der König über die gute Zucht und Ordnung in den Klosterschülern.

Der König Konrad war ein Mann, dem das Gröste wie das Geringste zum Frommen seines Reiches gleich sehr am Herzen lag.

### 6. Das Ende Konrads.

Bis an sein Ende verfolgte Konrad beharrlich den großen Plan seines Lebens, die Macht der Großen des deutschen Reichs zu beugen vor der königlichen Macht. Außer Erchanger und Berthold hatte er auch noch mit Arnulf von Baiern zu kämpfen und dieser gieng in seinem Frevel so weit die Ungarn herbei zu rufen, um mit Hülfe dieses fremden Räubervolkes sich wieder in den Besitz seines deutschen Herzogthumes zu setzen. Aber Konrad war gerüstet, er zog ihm bis in Baiern entgegen und schlug ihn dort zurück. Konrad selber trug in diesem Treffen eine schwere Wunde davon. Zwar kehrte er zurück in das Frankenland; aber er fühlte, daß seine Kräfte schwanden und daß es mit ihm zu Ende gieng. Darum ließ er eines Tages seinen Bruder Eberhard zu sich rufen, der gekommen war, um ihn auf seinem Krankenlager zu besuchen, und redete ihn also an: „Ich fühle, mein Bruder, daß das Leben mir entflieht und nach meines Schöpfers Willen bald mein Tod erfolgen muß. Darum erwäge bei dir

selbst, was ich dir nun sagen will; denn dir vor Allen muß das Wohl des Reichs am Herzen liegen. Mein Bruder, die Feinde des Reiches dringen mächtig heran und gegen sie bedürfen wir der Heere, befestigter Städte, wir bedürfen der Waffen und für den König und die Seinen des königlichen Schmuckes, wie es seine Würde erfordert. Vor allen Dingen aber bedarf der König eines erhabenen Sinnes. Mein Bruder, in allen diesen Dingen müßen Alle dem Herzog Heinrich von Sachsen weichen, auf ihm beruht meine Hoffnung und bei den Sachsen sei fortan das Wohl des Reichs. So nimm nun diese königlichen Abzeichen, nimm den Königsmantel, das Schwert und die Krone der alten Könige dieses Reiches; begib dich zu Heinrich, dem Sachsenherzog, schließe Frieden mit ihm für immer und überreich ihm diese Abzeichen der königlichen Würde. Denn das Alles ist nöthig, damit das Volk der Franken sich mit dir vor ihm als seinem Könige niederbeuge; denn er ist wahrhaftig ein König und wird ein Herrscher vieler Völker werden."

Als Konrad diese Worte sprach, brach sein Bruder Eberhard in Thränen aus und gelobte ihm die Ausführung seiner letzten Bitte. Dann starb der König Konrad, ein wackerer und mächtiger Mann, und mit allen Tugenden begabt, 23. Decbr. 918. Sein Eifer für das Wohl des Reiches war so groß, daß er seinen Feind statt seines Bruders zu seinem Nachfolger wählte, was gewislich eine gar seltene Tugend ist. Er ward in seinem Schloße Weilburg begraben und Trauer und Thränen aller Deutschen geleiteten ihn in das Grab. Er war ihrer werth und unsere Ehrfurcht gebührt dem Andenken des wackeren Mannes.

Heinrich hatte schon früh den Beinamen auceps d. i. der Vogelfänger, der Vogler, dessen Ursprung dunkel ist. In den folgenden Jahrhunderten aber erzählten die Chronisten davon folgende Sage. Als Eberhard mit den königlichen Abzeichen sich zu Heinrich begab, fand er ihn nicht daheim, sondern tief

im Walde. Dort saß Heinrich und gab Acht auf die Netze, welche er nach alter deutscher Sitte zum Vogelfange dort gestellt hatte. Während er also dort einsam und fern von aller Welt den Thieren des Waldes nachstellte, überreichten ihm die Großen die deutsche Krone, die Heinrichs Kraft und Muth und Weisheit zur ersten Krone der damaligen Welt erhob. Aehnlich wie diese Sage uns von Heinrich erzählt, gaben schon vor jener Zeit noch verwandte Sagen Kunde von anderen erhabenen Männern, die, ähnlich wie Heinrich aus dem Walde, durch den Willen ihres Volkes hinter dem Pfluge weg zu Lenkern der Geschicke vieler Menschen berufen wurden. Das Gedächtnis des römischen Bürgers Cincinnatus und des Polenfürsten Przmisl dauert fort durch alle Jahrhunderte, wie dasjenige Heinrichs des Voglers.

---

# Das sächsische Kaisergeschlecht.

## 919 — 1024.

## Heinrich I.

### 1. Heinrichs Wahl, Krönung und Anerkennung.

Gemäß der Bitte seines Bruders Konrad begab sich Eberhard mit den Reichskleinodien zu Heinrich und ward freundlich von ihm aufgenommen. Sofort ward nach Fritzlar eine Reichsversammlung berufen, und dort erklärte sich Heinrich nach dem Willen Gottes, der sich ihm durch den Ausspruch des allgemeinen Vertrauens verkünde, willig und bereit zur Uebernahme der königlichen Würde. Dann bot ihm der Erzbischof Heriger von Mainz den Segen der bischöflichen Salbung an; allein Heinrich hatte sie vorher nicht begehrt und wollte sie auch da nicht annehmen; sondern er sprach: „mir genügt es, daß ich vor den Aelteren als ich zum König erwählt und berufen bin durch göttliche Gnade und eure Wahl, möge Beßeren, als ich es bin, die Salbung widerfahren; solcher Ehren halte ich mich nicht für würdig." Diese Worte gefielen dem Volke, Alle hoben die Rechte zum Himmel empor und ließen den Namen des neuen Königs mit kräftigem Rufe zum öfteren ertönen.

So ward Heinrich mit dem Beinamen der Vogler durch einstimmige Wahl der Franken, Schwaben, Baiern und Sachsen zum König erkoren und er bezeichnete den Beginn seiner Herr=

schaft durch Aufrechterhaltung des Friedens im Reiche. Er gab sich keine Mühe, die in Italien streitenden Fürsten zu verjagen und um der Kaiserkrone willen nach Rom zu ziehen; sondern er faßte den Gedanken auf, den auch Konrad als den heilsamsten für die Einheit des Reiches erkannt hatte: die Unterwerfung der mächtigen Fürsten unter die königliche Gewalt.

Der Herzog Burchard von Schwaben war ein unermüdlicher Krieger und wollte ihm trotzen; aber als Heinrich sich ihm nahte, erkannte Burchard die höhere Macht des Königs und unterwarf sich ihm. Dann zog Heinrich gegen Arnulf von Baiern, der wieder zum Besitze seines Herzogthumes gelangt war und sich dem Könige widersetzen wollte. Arnulf erwartete die Ankunft des Königs nicht, sondern zog ihm selber entgegen. Als sie nun zum Treffen bereit einander gegenüber standen, überdachte Heinrich, wie viele Menschen in solcher Schlacht umkommen würden, und ließ dem Herzog Arnulf ansagen, daß er mit ihm allein an einem bestimmten Orte zusammentreten möge. Arnulf meinte, daß der König Heinrich ihn dahin zum Zweikampfe entböte, und erschien zur festgesetzten Zeit in voller Rüstung ganz allein; aber Heinrich redete ihn da sofort mit mildem Sinne an und tadelte ihn, daß er Gottes Ordnung widerstrebe, da er ja doch wiße, daß der König durch die einstimmige Wahl des ganzen Volkes berufen sei, was nimmermehr geschehen könne, wenn es nicht also Gottes Wille sei. „Hätte das Volk dich zum Könige berufen und erwählt", sprach endlich Heinrich, „so würde ich dir huldigen als meinem Herrn." Diese Worte erweichten Arnulfs Sinn, er kehrte zu den Seinigen zurück und erzählte ihnen Alles was Heinrich gesagt habe. Die Baiern riefen darauf, also müße es wahr sein, wie Heinrich gesagt habe; denn nimmermehr könne die Wahl des ganzen Volkes einstimmig auf e i n e n Mann fallen, wenn es nicht also Gottes Wille sei. „Darum aber," sagten sie ferner, erscheint

es uns Allen billig und recht, daß auch du ihn anerkennst als deinen König und Herrn, so jedoch, daß er dir dasselbe Recht zugesteht, welches auch deine Vorfahren besessen haben, daß die Bischöfe und Priester im ganzen Baierlande dir unterthan seien und daß es in deiner Hand liege die Stellen der Verstorbenen mit anderen Männern zu besetzen." Darein willigte Heinrich und so wurde Arnulf Heinrichs Mann.

Damals aber und unter allen sächsischen Kaisern stand die Besetzung der bischöflichen Stellen einzig und allein bei dem Könige, und wenn dieser es gestattete, bei dem Herzoge. Das Zeichen der Investitur, das will sagen der Bekleidung mit dem bischöflichen Amte, war ein Ring als das Sinnbild, durch welches der Bischof seiner Kirche verlobt wurde, und der Krummstab als das Sinnbild des Hirten, der das ihm anvertraute Volk weidete wie seine Schafe. Der Stab aber ward allmälig nicht so sehr das Zeichen der geistlichen, als vielmehr der weltlichen Macht des Bischofs, wie es bei den weltlichen Großen die Lanze mit dem Fähnlein war.

## 2. Heinrichs Bestrebungen zur Wehrhaftmachung seines Volkes.

Jahr auf Jahr wiederholten sich die Einfälle der Ungarn und das Land seufzte schwer unter der Last ihrer Verwüstungen. Auch unter Heinrichs Führung wurden die Deutschen von ihnen geschlagen, und zwar so sehr, daß eine der Chroniken des sächsischen Königsgeschlechtes sagt, sie wolle nicht durch Wiedererzählung des Unglücks dasselbe erneuen. Als die Ungarn auch wieder 924 ins Sachsenland vordrangen, war Heinrich in der Burg Werle, nicht weit von Goslar; Einige aber meinen, daß Goslar selber damals Werle geheißen habe. Dort hielt der König sich in der Burg; denn die Ungarn waren zu sehr unvermuthet gekommen und sein Heer war zu klein und des Kampfes

zu wenig erfahren, als daß er eine offene Feldschlacht gegen die Ungarn hätte wagen dürfen. Zufällig aber traf es sich, daß in einem Scharmützel ein Fürst der Ungarn gefangen und zu König Heinrich geführt wurde. Diesen Anführer hatten die Ungarn so lieb, daß sie als sein Lösegeld eine schwere Last Goldes und Silbers boten; aber nicht um Gold und Silber war es Heinrich zu thun, sondern um den Frieden und nach langen Zwischenreden kamen sie überein, daß für die Herausgabe des Gefangenen auf neun Jahre Waffenstillstand sein sollte.

Als nun also das Gemüth des Königs der nächsten Sorge entlastet war, sann er nach, wie er diese Muße recht anwendete und sowohl das Reich befestigte, als auch kriegerischen Muth und Zucht im Reichsheere wieder neu belebte. Zuerst baute er Städte. Zwar gab es Städte im deutschen Lande den Rheinstrom entlang am linken Ufer, wo schon die Römer befestigte Lager gehabt hatten; auch in Sachsen waren schon einige Orte befestigt, wie die Eresburg, Paderborn, Soest, Bardewiek, Magdeburg und einige andere, bei denen theils um ihrer alten angesehenen Kirchen willen, theils wegen der königlichen Pfalzen die Menschen zusammenkamen; aber ihrer waren nicht viele und am wenigsten reichten sie gegen die Ungarn aus, die von Südosten wie ein Sturmwind kamen und giengen. Was nun bis dahin wie zufällig geschehen war, daß sich hier ein Ort und da ein Ort mehr erweiterte und dann befestigt wurde, das wollte Heinrich nach festen Grundsätzen ausführen. So erbaute er Merseburg und umgab es mit Mauern von Stein, ja er errichtete dort eine steinerne Domkirche, die alle Menschen anstaunten, weil man damals noch so sehr wenige Mauern von Stein hatte. Dann gefiel dem Könige ein Berg an der Elbe, den ein Bach umschlängelte. Er ließ den Wald ausroden, legte eine Burg auf der Krone des Hügels an und nannte sie nach dem vorüberfließenden Bache: Meißen. Auch Ulm und Frankfurt gründete

er und so noch viele andere Städte, oder vielmehr zuerst nur Burgen, die mit Wall und Graben umgeben waren. Die Bewohner einer solchen Burg und ihre Schutzbefohlenen wurden nach und nach Bürger genannt. Daß aber solche neue Städte nicht groß sein konnten und oft kaum Etwas mehr waren als eine ummauerte Burg, sehen wir daraus, daß nicht lange nachher dem Bisthum Merseburg eilf Städte genommen und zu Magdeburg hinzugethan wurden.

Aber die Deutschen ließen sich ungern in die Städte einschließen; denn sie kamen ihnen vor wie Gefängnisse und lieber weilten sie draußen frei und ungehemmt im offenen Lande.

Darum verordnete Heinrich, daß unter je neun freigeborenen und also wehrhaften Männern je einer in die Stadt ziehen sollte. Nur der freigeborene Mann hatte erbeigenen Grundbesitz, der große Haufe aber, der das Land baute für jene, war nicht frei; zwischen dem Freien und dem Edeln war einst ein großer Unterschied. Unter jenem neunten Theil der Bevölkerung aber sind die Unfreien nicht mitgerechnet; denn diese zogen nach und nach in größeren Haufen in die Städte. Von jenen Freien oder Adligen, die in die Städte zogen, kamen dann die Patrizier her, oder Geschlechter, wie man sie auch nannte, die bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein allein die Regierung in Händen hatten, bis damals die ehemals Unfreien, aus denen die Handwerker in den Städten erwuchsen, von den Geschlechtern Antheil an der Verwaltung der gemeinsamen Stadt forderten und erlangten. Als Heinrich die Städte gründete, kannte man die Handwerke noch nicht als die Beschäftigungen einzelner Männer, sondern auf den Gütern und Höfen der Adligen und Freien musten die Unfreien arbeiten ein jeder nach seinem Geschick oder dem Willen seines Herrn. Diejenigen aber, welche in die Städte gelangten, theilten sich die Arbeit, ein Jeder vervollkommnete sich in seinem besonderen Fache und daraus erwuchs

zuerst das einzelne Handwerk und als die Menschen von gleicher Beschäftigung sich verbanden zu Gesellschaften, wie sich die Kaufleute einer Stadt schon längst, selbst schon unter Karl dem Großen, verbunden hatten, erstanden die Zünfte, die Innungen, die Gilden, die im Mittelalter so kräftig und so segensreich wirkten. Diese früheren Leibeigenen gelangten in die Städte, theils durch Vergünstigung der Bischöfe und Aebte, so wie auch weltlicher Herren, die die Geschicklichkeit ihrer Leute fördern wollten, theils auch durch Flucht von den Gütern der Edlen. Darum wirkten die Städte mittelbar mildernd ein auf die Behandlung der Leibeigenen, die sich ihren Herren durch die Flucht entziehen konnten. Der König Heinrich aber fand ein vortreffliches Mittel alle diese Menschen an die Städte zu knüpfen und allen Ursache zu geben häufig dahin zu kommen; denn er verordnete, daß alle Versammlungen und Gerichte und Märkte und Wirthshäuser in den Städten gehalten werden sollten.*) Alle aber, die in der Stadt waren, mußten unablässig an den Mauern und Befestigungen derselben arbeiten, damit im Frieden eine sichere Zuflucht bereitet würde gegen die nahende Gefahr des Krieges. Auch Lebensmittel wurden in diesen Städten aufgehäuft, damit zur Zeit der Noth für alle Flüchtlinge genug da sei. Also gewährte der Gedanke des weisen Königs Schutz gegen die Gefahr und ward der Keim einer Zukunft, die der Urheber selber nicht ahnte; denn die deutschen Städte des Mittelalters sind für menschliche Bildung und Gesittung die schönste Seite desselben.

Aber der weise Herrscher wollte die Seinen nicht bloß anleiten zur Vertheidigung hinter Wällen und Mauern, sondern auch in offener Feldschlacht sollten sie den Feinden sich gegen-

---

*) Die Limburger Chronik drückt dieß so aus: dat nen taverne ne were, unde nen degeding, unde nen market unde nen hochtit wante in den steden.

überstellen. Dazu fehlten den Deutschen die Reiter. Zwar zu den Zeiten Karls des Großen war das fränkische Reich mächtig an eisengepanzerten Reitern, wie es uns der Mönch von St. Gallen erzählt hat, als Karl gegen den Langobardenkönig Desiderius zog*); aber die inneren Kämpfe unter den nachfolgenden Karolingern hatten viele wehrhafte Männer hinweggerafft. Zu Heinrichs Zeit kämpften die Deutschen fast nur zu Fuß und wenige besaßen Helm und Panzer. Schwerbewaffnete trugen damals wie auch nachher eiserne Helme auf dem Haupt, die Brust war umkleidet mit einem Wamms d. h. einem dichten leinenen oder hanfenen oder aus anderem Stoffe zusammengenähten Kleidungsstücke und darüber legte man einen eisernen Panzer oder ein Panzerhemd an, das aus eisernen dicht schließenden Ringen zusammengesetzt und Pfeilschüßen undurchdringlich war. Ein also Bewaffneter zu Rosse zerstreute leicht hundert unbewaffnete Menschen. Solche Schwerbewaffnete saßen nämlich auf hohen starken Rossen und auch diese waren wieder belegt mit einer Panzerdecke aus eisernen Ringen zusammengefügt. Dann hatten die Reiter auch noch eiserne Beinschienen und Stiefel und Handschuhe fast ganz aus Eisen bestehend. Der Schild hieng für gewöhnlich an einem Riemen vom Halse nieder, die Lanze trug der Ritter in der Hand, konnte sie aber auch am Sattel befestigen, daß sie gerade aufstand.

Heinrich ermuthigte nun die Seinen sich wieder auf solche Weise auszurüsten. Er ordnete aber an, daß nur der älteste der Söhne eines Vaters beim Heere sein müße, und darum sprach er auch nur dem ältesten beim Tode des Vaters das Heergewäte d. i. die Kriegeskleidung, Kriegesrüstung zu. Wie die Gerade d. i. der Schmuck und der Zierrath der Frauen sich nur vererben

---

*) Vergleiche meine Geschichten u. s. w. der Völkerwanderung. Band I. S. 412.

konnte auf Frau und Frauenstamm, so konnte das Heergewäte, ursprünglich Pferd, Schwert und Kriegsgewand, nur übergehen auf Mannesstamm und Schwertmage, zunächst also auf den ältesten Sohn. Darum erließ er aber nicht den anderen Söhnen den Kriegsdienst auf alle Fälle, sondern gebot vielmehr Allen die Uebung der Waffen. Viele glauben, daß er die Turniere eingeführt habe, das ist die Art der Kriegsspiele, in denen auf einem bestimmten von Schranken rings umschloßenen Platze je zwei vollbewaffnete Ritter mit eingelegter Lanze auf einander rannten und also ihre Kraft und Uebung zu gleicher Zeit erprobten. Dieser Sage gemäß erzählen uns Einige auch die Gesetze, welche der König und seine Großen selber bei diesen Turnieren festgesetzt haben sollen. Das erste Gesetz schlug Heinrich selber vor: es solle kein Gottloser zu diesem Ritterspiele zugelaßen werden; das andere der Pfalzgraf Konrad: kein Friedensstörer dürfe mit kämpfen; das dritte der Herzog von Franken: Ueberläufer und Verräther müßten fern bleiben; das vierte der Herzog von Schwaben: Frauenschänder sollen ausgeschloßen sein; das fünfte der Herzog von Baiern: kein Meineidiger oder sonst Bescholtener dürfe herzunahen. Also wurde ein Gesetz nach dem andern festgesetzt und des Königs Geheimschreiber Philipp schlug das zwölfte vor, daß kein Edler, der mit kämpfen wolle, sich mit Handel und Gewerbe abgeben dürfe, die Adelsprobe aber solle erwiesen werden durch vier Ahnen.

Wenn aber auch Heinrich durch das Anfeuern der Deutschen zum Reiterdienste die Grundlage des Ritterwesens eben so gelegt hat, wie die des mittelalterlichen Städtewesens: so ist doch nicht wahrscheinlich, daß gleich anfangs die Turniere ganz so gehalten sind, wie sie sich in und nach den Kreuzzügen ausgebildet haben. Die Bedeutung des Wortes Turnieren ist ursprünglich drehen und mag wohl bald auf die Uebung angewendet worden sein, das Pferd im Kreise herumzuwerfen.

Also machte der König Heinrich sein Volk wehrhaft; aber bevor es mit den Ungarn zum Kampfe kam, wollte er die Deutschen üben gegen einen ähnlichen Feind, das waren die Slaven im Osten Deutschlands zwischen Elbe und Oder.

### 3. Heinrichs Sieg über die Slaven.

Heinrich hatte schon verschiedentlich mit den Slaven an der Havel gekämpft. Da brach der Winter herein also streng und hart, daß Heinrich sein Lager auf dem Eise vor der Burg Namens Branybor*) aufschlug und durch Hunger und Schwert sie endlich bezwang. Mit dieser Stadt kam die ganze Gegend unter seine Gewalt und darum wandte er sich von dort gegen die Daleminicier und belagerte ihre Stadt Gane, die zwischen Meißen und Lommatsch liegt. Die Bewohner jener Gegend hießen auch Glomachi von einer Quelle Glomach.**) Diese liegt etwa zwei Meilen von der Elbe und bildete einen Teich, den die Bewohner jener Gegend mehr als Kirchen und Heiligthümer verehrten; denn, wenn er bis an den Rand mit Waßer angefüllt war, so bedeutete er ihnen Frieden und eine gute Ernte in Weizen, Hafer und Eicheln; wenn aber Krieg bevorstand, so zeigte er sich wie mit Blut und Asche gemischt. Heinrich gewann die Burg Gane am zwanzigsten Tage und tödtete darin alle waffenfähige Mannschaft, nur Weiber und Kinder ließ er leben. Von da zog er gegen Prag, die Hauptstadt des Landes der Böhmen, und als der Herzog der Böhmen sich ihm unterworfen hatte, kehrte er ins Sachsenland zurück.

Nicht lange nachher aber empörten sich die Redarier, die

*) Auf deutsch Waldshut, denn bor heißt Wald und brany Wache, Hut. Nachher wusten die Slaven den Ursprung des deutschen Wortes Brandenburg nicht mehr und übersetzten es in Zyorzelek die verbrannte Burg.

**) Jetzt Lommatscher Pflege.

in dem Lande wohnten, das jetzt Meklenburg-Strelitz heißt, und griffen Heinrichs Burg Walsleben an, die nahe bei der Elbe zwischen Werben und Arneburg lag. Sie nahmen diese Veste und tödteten alle Vertheidiger derselben. Auf dies Gerücht erhoben sich auch alle anderen slavischen Völkerschaften, die kurz vorher bezwungen waren, und sammelten sich in großer Zahl. Da übergab Heinrich den Oberbefehl des Heeres an Bernhard und Dietmar und trug ihnen auf zuerst die Stadt Lenzen zu belagern. Als sie fünf Tage davor gelegen hatten, erhielten sie Nachricht von dem Herannahen des slavischen Heeres, dessen Plan es sei, sie in der nächstfolgenden Nacht zu überfallen. Es kamen noch mehre Boten mit derselben Nachricht; darum beriefen die beiden Anführer alle Männer um ihre Zelte und geboten ihnen die ganze Nacht in den Waffen und bereit zu sein, wenn etwa die Feinde ihren Ueberfall ausführen wollten.

Auf diesen Befehl der Kriegsobersten, erzählt uns der alte Chronist, zeigte sich im Lager Traurigkeit zugleich und Freude, je nachdem die Einzelnen den Kampf wünschten oder nicht, und gruppenweise saßen die Krieger beieinander und redeten von der bevorstehenden Gefahr. Unterdessen dunkelte der Abend heran und mit völligem Einbruch der mehr als gewöhnlich finsteren Nacht fiel der Regen stromweis vom Himmel, so daß die Absicht der Feinde vereitelt wurde. Dennoch blieben die Sachsen die Nacht hindurch in Waffen. Als beim ersten Grauen des Morgens das Zeichen gegeben wurde, genoßen sie das Sacrament und zuerst schwuren die Anführer, dann auch die einzelnen Krieger, daß sie in dem bevorstehenden Treffen einander nach besten Kräften beistehen wollten. Als die Sonne völlig aufgegangen war, blickte der Himmel heiter und blau auf sie nieder, da zogen sie mit wehenden Fahnen aus dem Lager hervor und stellten sich in Schlachtordnung auf. An der Spitze des Heeres stand der Feldherr Bernhard und machte zuerst Allen voraus

einen Angriff; aber seine Schaar war nur klein und deshalb muste er weichen. Er brachte aber seinem Mitfeldherrn die Nachricht zurück, daß die Slaven nur sehr wenige Reiter hätten, dagegen eine ungeheure Anzahl Fußgänger; aber diese seien durch den nächtlichen Regen also in Verwirrung gebracht, daß sie ungern und nur von den Reitern gezwungen sich zum Vordringen bewegen ließen. Als die Sonne auf die nasse Kleidung der Slaven schien, zog der Dampf davon sichtbarlich zum Himmel empor; den Sachsen aber schien es eine gute Vorbedeutung, daß sie dagegen die Klarheit des Himmels umleuchtete.

Als das Zeichen zum Angriff gegeben ward, drangen die Sachsen mit furchtbarem Geschrei auf den Feind. Aber der morastige Boden gestattete nicht das Vordringen einer großen Anzahl in geschloßenen Gliedern, und wo die Sachsen sich vereinzelt vorwagten, stürzten sie bald unter den Schlägen der Feinde. So fielen ihrer eine große Zahl von beiden Seiten; aber die Schlachtreihe der Slaven stand noch unerschüttert. Da bat Bernhard seinen Mitfeldherrn von einer anderen Seite anzugreifen und dieser schickte funfzig schwerbewaffnete Reiter in den Rücken der Slaven. Das störte die Ordnung derselben und als nun auch die Sachsen von vorn ihren Angriff erneuten, brach die Reihe der Slaven zusammen und sie begannen zu fliehen. Ein Theil derselben ward in den benachbarten See gedrängt und kam dort elendiglich um; die andern fielen durch das Schwert. Von den Fußgängern blieb keiner übrig, von den Reitern nur wenige, und der Krieg war beendet mit diesem einen Treffen. (929.)

Da war große Freude im Lager der Sachsen. Alle lobten ihre Anführer und ein jeder den andern, auch selbst den Feigling, wie es ja bei solchem Glücke zu geschehen pflegt. Am folgenden Morgen rückten sie wieder gegen die Stadt heran und die Städter legten die Waffen nieder und baten nur um Schonung ihres Lebens. Die ward ihnen versprochen; aber sie musten

ohne Wehr und Waffen aus der Stadt ziehen, sie musten alles Geld, die Weiber und Kinder und alles Geräth ihres Königs abliefern, und endlich selber Sklaven werden. Darauf zog das Heer wieder heim ins Sachsenland und ward von dem Könige Heinrich ehrenvoll empfangen, weil es mit viel geringerer Macht einen so zahlreichen Feind glücklich besiegt hatte; denn Einige erzählten, der Feinde seien an zweimalhunderttausend gewesen. Den Gefangenen aber hielt man ihr Versprechen nicht, sondern sie wurden am folgenden Tage alle ermordet.

### 4. Heinrichs Sieg über die Ungarn. 933.

Nach diesem errungenen Siege blickte Heinrich mit festerem Muthe der bald erwarteten Ankunft der Ungarn entgegen; denn seine Reiter, auf deren Andrang er das Hauptgewicht legte, hatten sich gegen die Slaven bewährt. Vorher aber hielt er im Jahre 932 eine große Reichsversammlung und redete dort also: „Vor wenigen Jahren noch war das Reich überall zerrißen und zerspalten und ihr krankte zugleich unter der Noth der innerlichen Kriege und der Wucht des äußeren Feindes. Aber nun seht ihr es unter Gottes gnädigem Beistande durch eure Anstrengung und die Kraft eures Armes beruhigt und in sich einig und die Barbaren besiegt und zurückgeworfen. Nur ein Feind ist uns noch übrig, die Ungarn, und gegen diese gilt es den Kampf mit einträchtiger Macht. Bis dahin habe ich eure Söhne und Töchter berauben müßen, um den Schatz dieser Feinde durch einen Tribut zu füllen; nun aber ist alles unser Geld dahin und es bleibt uns nur übrig die Kirchen und ihre Diener zu berauben. So fragt euch denn nun selber und wählet, was zu thun sei. Soll ich den Schatz, der göttlichem Dienste geweiht ist, hinwegnehmen und ihn um unserer Errettung willen an die Feinde Gottes bezahlen? Oder wollen wir unserem Gotte und unserem Arme das verdanken, was bis dahin das Geld uns

erwarb, daß wir uns selber erlösen durch die Kraft dessen, der in Wahrheit unser Schöpfer und Erlöser ist?" Auf diese Worte erhob alles Volk seine Stimme und rief, daß es fernerhin nicht dem Gelde seine Erhaltung verdanken wollte, sondern Gott und seiner eigenen Kraft. Dann versprachen Alle dem Könige ihre Hülfe zu diesem Kampfe und hoben zum Schwure die Rechte zum Himmel empor. Darauf entließ sie der König.

Nicht lange darauf kamen die Gesandten der Ungarn und forderten den Tribut, wie in den vergangenen Jahren; aber sie erhielten Nichts und zogen mit leeren Händen wieder heim. Darüber ergrimmten die Ungarn und rüsteten sich mit großer Macht, um durch die Länder der Slaven ins Sachsenland einzufallen. Unterwegs forderten sie Hülfe von ihren früheren Freunden, den Daleminciern; aber diese, die wohl wusten, mit welchem Feinde die Ungarn zu thun hatten, warfen ihnen einen feisten Hund als Geschenk vor die Füße. Die Ungarn verschoben die Rache für diese Schmach und ließen sich sogar von ihren früheren Freunden noch allerlei anderen Hohn und Spott gefallen. Sie wollten sich nicht aufhalten, sondern eilten rasch vorwärts, um zuerst ins Land der Thüringer und von da aus in Sachsen einzufallen. Denn sie sagten: „diese Länder sind offen und nicht geschützt durch Berge und enge leicht zu vertheidigende Pässe, darum wird der deutsche König sich dort unserer nicht erwehren können." Unterwegs theilten sie ihre Schaaren, die eine kleinere zog westlicher und belagerte die Burg Gleichen in Thüringen. Aber die Thüringer kamen ihr mit einigen Sachsen da entgegen und sprengten sie auseinander. Die Ueberbleibenden eilten dem größeren Hauptheere zu, das etwas östlicher in furchtbarem Schwarme daherzog.

Heinrich lag krank danieder, als ihm die Nachricht von dem Herannahen der Ungarn gebracht wurde; aber er hörte kaum den Boten bis zu Ende, als auch schon seine Herolde von

ihm eilten durch das ganze Sachsenland, um alle waffenfähige Mannschaft zum Kampfe zu rufen. Bald kam die Nachricht, daß die Ungarn in Merseburg seien, das war damals ein Schloß auf der Grenze des Sachsen=, Thüringer= und Slavenlandes. Der Bote fügte hinzu, daß die Ungarn gefangene Kinder und Weiber in ganzen Haufen mit sich schleppten, die Männer aber wären alle getödtet; denn die Ungarn verkündeten überall, daß Keiner am Leben bleiben solle, der über zehn Jahre alt wäre. König Heinrich ließ sich nicht schrecken; allein nochmals ermahnte er die Seinen, und sprach: „wir müßen hier beweisen, daß wir Männer sind, und männlich fechten für unser Land, für unsere Weiber und unsere Kinder. Sterben wir, so haben wir doch gesiegt; denn wir haben unser Leben hingegeben für diese und darum ist unsere Seele errettet; erwehren wir aber unser Land von den Heiden, so werden wir davon Ehre haben immerdar und Lohn bei Gott.“ Dann gab er den Seinen bestimmte Vorschriften für den Kampf, mit folgenden Worten: „Wenn es nun zum Treffen geht, so suche Keiner seinem Nebenmann vorbeizueilen, wenn sein Pferd auch noch so viel beßer ist; sondern deckt euch Alle und Einer den Andern mit seinem Schilde und haltet so den ersten Pfeilregen aus, dann aber stürmt im raschesten Lauf ungestüm auf sie ein, so daß ihr mit euren Schwertern ihnen tiefe Wunden schlagt, bevor sie nur den zweiten Pfeil auf euch versenden können.“

Die Ungarn befragten unterdessen ihre Gefangenen, ob die Sachsen Stand halten würden gegen sie. Als die Gefangenen dieß bejahten, glaubten es die Ungarn noch nicht, sondern schickten ihre Kundschafter aus, um zu sehen, ob die Sachsen wirklich da wären. Die Späher erblickten das sächsische Heer ganz nahe bei Merseburg und konnten kaum zurückeilen die Nähe der Feinde zu verkünden, und fast wäre Heinrich selber ihnen Bote seines Herannahens geworden. Alsbald begann der

Kampf. Hoch flatterte vor den Augen des deutschen Heeres die Reichsfahne mit dem Erzengel Michael, der den Lindwurm zu seinen Füßen zertritt. Das Feldgeschrei der Sachsen war: Kyrie eleison, oh Herr, erbarme dich unser! Von der Seite der Ungarn aber vernahm man ihr häßliches Wort: „Hui, Hui!" Die Sachsen blieben der Ermahnung ihres Königs eingedenk und ritten in geordneter Reihe auf die Ungarn los, so daß Keiner dem Andern voraneilte, auch deckten sie sich Alle so mit den Schilden, daß die ersten Pfeile wirkungslos von diesen abprallten. Alsdann aber stürmten sie nach dem Worte des Königs so rasch vorwärts, daß manchem ihrer Gegner das Leben entfloh, bevor er nur den zweiten Pfeil hatte abschießen können, und die göttliche Barmherzigkeit fügte es so, daß den Ungarn die Flucht lieber zu sein schien, als der Kampf. Da ward auch das schnellste Roß faul gescholten und der Brustschmuck der Pferde und die Zier ihrer Waffen gereichte da den Ungarn nicht zum Schutze, sondern zur Last im Fliehen und zum Verderben. Sie schleuderten ihre Bogen von sich, warfen Pfeil und Köcher weg, selbst den Schmuck der Pferde suchten sie zu lösen, damit diese desto weniger gehindert würden; denn all ihr Sinnen stand nur auf schleunige Flucht. Aber der allmächtige Gott, der ihnen dieß Mal alle Lust zum Kampfe benommen hatte, hinderte auch ihre Flucht und sie kamen fast Alle ums Leben. Als so die Ungarn fielen, ward die Menge ihrer Gefangenen frei und Jubelrufe und Dankgesänge erschollen da, wo eben noch Seufzer und Klagen emporgestiegen waren.

Zum Andenken an diesen herrlichen Sieg ließ der König im obern Saal seiner Pfalz zu Merseburg diesen Kampf durch einen Maler darstellen und nach dem Berichte des Zeitgenoßen Luitprand malte dieser so, daß man eher die Thaten selbst als ihr Abbild dort zu sehen glaubte. Allein wenige Jahrzehnte nachher muß dieß Bild schon zerfallen oder vergeßen sein; denn

der Bischof Ditmar von Merseburg erwähnt desselben auch da nicht, wo die Gelegenheit unmittelbar sich ihm darbietet. Von da an kamen die Ungarn nicht wieder nach Deutschland, so lange König Heinrich lebte, und später schickte sein Sohn Otto sie nochmals blutig wieder heim. Die Völker des deutschen Reiches nannten ihren König von da an Vater des Vaterlandes und die Könige anderer Völker schickten ihm ihre Boten, um ihm ihre Bewunderung und ihre Glückwünsche darzubringen. — Diese Schlacht bei Merseburg geschah 933.

### 5. Die Gründung der Stadt Goslar.

Unter dem Könige Heinrich soll auch die Stadt Goslar am Harze gegründet sein; sächsische Chroniken erzählen davon folgende Sage.

Der König Heinrich pflegte gern der Jagd obzuliegen, besonders in den Wäldern des Speßhart oder im Harz und er kam oft in die Gegend, wo jetzt Goslar liegt; denn sie war mit hohen Wäldern bewachsen und darin hausten Bären und Hirsche und wilde Ziegen und andere Jagdthiere in großer Zahl. In dieser Gegend wohnte damals ein armer Bauer, Namens Gundelkarl, in dessen Hütte der König häufig nach vollbrachter Jagd auszuruhen pflegte. Dann bereitete ihm der Bauer seinen Heerd und seinen Tisch, kochte ihm Speisen und bot sie ihm an; denn nach der Anstrengung des Jagens schmeckte dem Könige auch die Speise des Bauern gut und dieser hoffte sich bei dem Könige einen Dank und höheren Lohn dafür zu gewinnen. Als dieß nun häufig geschah, hatte der Bauer bald Alles ausgegeben und bat darum den König, er möge ihm nun auch dafür Etwas wiederschenken, und zwar so Etwas, wie es sich für die königliche Würde schicke. Darauf erwiederte der König: „wenn es mir nur einmal gelegen ist, sollst du auch den Lohn für deine Dienstleistungen empfangen.“ Aber wie es zu geschehen pflegt,

als der König den Bauer nicht mehr vor Augen sah, war bald alle Erinnerung an ihn aus seinem Gemüthe verschwunden.

Eine lange Weile danach jagte der König wieder in den Wäldern des Harzgebirges, da trat er auch nach seiner früheren Gewohnheit in die Hütte des Bauern und dieser bot ihm wieder dar, was er vermochte und wovon er selber lange Zeit sein Leben hätte erhalten können. Der König aber zog wieder von dannen und gab ihm Nichts. So geschah es bald darauf noch einmal und wiederum, da warf sich der Bauer zu den Füßen des Königs und bat, nun endlich möge er ihm doch einmal Etwas wieder schenken. Der König sagte es zu und überließ ihm selber die Wahl, was er haben wollte. Darauf sprach der Bauer: „ich wünsche nichts mehr, als daß der Berg, an dessen Fuße ich wohne, mir zum Eigenthum gegeben werde." Das schien dem Könige zu wenig und er sprach: „so fordere doch etwas Anderes, was dir mehr Nutzen bringt"; aber der Bauer blieb fest dabei und wollte nichts Anderes haben, als diesen Berg. Endlich gab der König der Beharrlichkeit des Bauern in seiner Bitte nach und sagte ihm noch zuletzt, er wünschte, daß der Bauer sich etwas Beßeres ausgebeten hätte.

Der Bauer war von Geburt ein Franke und brach alsbald auf und zog ins Frankenland. Von dort her brachte er mehre Gefährten mit sich wieder nach Sachsen und sie begannen die Stadt Goslar zu erbauen und in das Innere des Berges hineinzuwühlen. Es dauerte nicht lange, so fanden sie Adern von Silber, von Kupfer und von Blei und Gundelkarl mit seinen Gefährten ward über alle Maßen reich. Nach und nach siedelten sich dort viele Menschen an und der Erwerb des früheren Bauern stieg nun noch immer mehr; denn er eröffnete einen Markt und verkaufte den Neuankommenden die Lebensmittel. Mit dem Reichthum aber wuchs auch sein und der Seinigen Stolz und Uebermuth und die Umwohnenden wurden oft herrisch

und hochfahrend von ihnen behandelt. Da giengen diese zu den Fürsten des Sachsenlandes und klagten ihnen ihr Leid, und die sächsischen Großen befahlen jenen Männern milder gegen die Andern zu verfahren; aber sie ließen sich dadurch nicht irre machen, sondern blieben bei ihrer Weise. Darüber ergrimmten die sächsischen Großen und fielen über sie her, tödteten ihrer viele und jagten die Andern fort. Dadurch kam der Ort, in welchem früher Franken wohnten, ganz an die Sachsen.

So erzählten die sächsischen Chronisten etwa zweihundert Jahre nachher. Geschichtlich steht es fest, daß man zu Heinrichs Zeit im Harze den Bergbau begann, doch die Silberminen hat man erst unter seinem Sohne Otto I. im Jahre 968 zu bearbeiten angefangen.

### 6. Das Klosterleben und die Geistlichkeit des zehnten Jahrhunderts.

Im zehnten Jahrhundert erstanden viele neue Klöster sowohl n Deutschland, wie in allen andern Ländern und nahmen sich die Regel des heiligen Benedict von Nursia zur Richtschnur, der im sechsten Jahrhundert das berühmte Kloster Monte Cassino gegründet hatte; das Mönchsthum war damals nicht so ausgeartet, wie es in späteren Jahrhunderten geschah, sondern die Mönche lebten ernst und streng, machten Wüsten urbar und bewahrten durch Abschreiben die Schätze der Wißenschaft und Kunst gebildeterer Zeiten für die Nachwelt auf. Viele auch verspürten in sich einen Drang zum einsiedlerischen Leben im tiefen Dunkel des Waldes und auf einsamen Bergeshöhen. Das schien aber den Vorstehern der Klöster bedenklich und deshalb gestatteten sie auch einzelnen Mönchen und Nonnen im Kloster selbst einsiedlerisch zu leben. Diese Lebensweise stimmte dann fast völlig mit derjenigen überein, welche zur Buße auf ein Jahr auferlegt wurde, wenn ein Mönch sich Etwas hatte zu

Schulden kommen laßen. Das geschah aber also. Wenn der Bischof, oder der Abt und alle Brüder des Klosters die Erlaubnis gegeben hatten, daß einer von diesen sich völlig zurückziehen und abgeschloßen (reclusus) für sich leben dürfe; so wohnte dieser Einsiedler zwar noch in einer Zelle unter seinen Brüdern; aber er verließ das Kloster nicht mehr, sondern gieng nur in die Kirche, an die seine Zelle sich anlehnte. Die Zelle war klein und durch dicke Wände ringsum abgeschloßen und keinem Andern war der Zutritt in sie verstattet. Wenn der also einsiedlerisch Lebende ein Priester war, so stand innerhalb seiner Zelle ein kleiner von dem Bischof geweihter Altar, so daß der Einsiedler vor ihm betend vermittelst einer mit Tuch verhangenen Oeffnung in der Mauer die Messe in der Kirche mitfeiern und seine im Chore singenden und lesenden Brüder vernehmen konnte. An die Zelle stieß ein kleines Gärtchen, in welchem der einsame Bewohner säen und pflanzen und der frischen Luft sich erfreuen konnte. Es durften nicht mehr als zwei, höchstens drei also Eingeschloßene in jedem Kloster sein und ihre Zellen grenzten aneinander und standen durch kleine Maueröffnungen mit einander in Verbindung. Sie durften Arme und Pilger an ihren Tisch aufnehmen und in deren Ermangelung einen oder den anderen von ihren Klosterbrüdern. Ihre Nahrung war in der Hauptsache gleich derjenigen der anderen Mönche, Brot und Gemüse, zuweilen auch Eier und Käse, auch wohl einmal kleine Fische; doch diese wurden für Leckerbißen gehalten. Schwache und Kranke durften auch Fleisch genießen und ihre Zellen waren nicht verschloßen, damit man häufig nachsehen konnte, wie es um sie stände. In Getränken war ihnen aber so viel verstattet, als der heilige Benedict seinen Mönchen erlaubt hatte. Auch in ihren Kleidern stimmten sie mit den Benedictinermönchen überein, doch hatten sie außerdem noch ein Pelzkleid und zwei Paar Hosen, deren Gebrauch ihnen gestattet war. Haupt= und Bart=

haar durften sie nicht wachsen laßen; aber sie schnitten es seltener und höchstens alle vierzig Tage ab. Ein Jeder von ihnen aber pflegte wenigstens zwei, gemeiniglich drei Schüler um sich zu haben.

Wie das Leben der Weltgeistlichen in jener Zeit beschaffen war, lehrt uns die Beschreibung des Bischofs Ratherius von Verona, der sich bemühte, die Sitten der ihm untergebenen Geistlichkeit zu beßern, und deshalb Vielen unlieb und verhaßt war. Als er sah, daß die meisten von ihnen nicht einmal das Symbolum (Glaubensbekenntnis) kannten, welches man das apostolische nennt, forderte er von ihnen, daß sie nicht bloß dieß auswendig wüsten und zwar ganz richtig und ohne Fehler, sondern auch das nicänische und athanasianische. Die Pfarrer und Landgeistlichen gehorchten dem Gebot; aber die vornehmeren Domgeistlichen, die man damals jedoch noch nicht als den späteren Domherren gleichstehend anzusehen hat, behaupteten, dem Bischof komme keine andere Macht zu, als das Chrisma (das heilige Oel) zu bereiten und damit zu salben. Es stünde ihm gar nicht zu, sie zurechtweisen oder wohl gar ihrer Pfründen berauben zu wollen. Der müße doch, meinten sie, ein sehr armer Mann sein, der sich nicht einen Stellvertreter oder einen Kaplan halten könnte und wollte; wer aber immerfort an den Bau der Kirche oder an ihre Ausbeßerungen denke, sei einem Handwerker, einem Schmied oder einem Zimmermann gleich. Nur ein Sittenrichter und Eiferer sei dazu fähig die Lebensweise, das Lesen, den Gesang der Geistlichen immer tadeln oder eine nicht rechtsgültige Verbindung der Geistlichen Ehebruch nennen zu wollen, und nur ein Tadelsüchtiger könne ihnen Gesetze vorzuschreiben wagen, die gegen allen bisherigen Brauch verstießen. Für einen solchen Eiferer möge es auch wohl paßen am Sonntage nicht jegliche Arbeit zu erlauben, auf der Erde oder einer hölzernen Bank sich zum Schlafen auszustrecken, gewöhnliche Kleider ohne

alle Zier und Schmuck zu tragen, Bettler und Dürftige an seinen Tisch aufzunehmen und dagegen sich nicht zu bewerben um die Gunst der Mächtigen, ja nicht einmal die Geschenke derselben anzunehmen. Ihretwegen möge der Bischof immerhin so verfahren; er möge die Menschen zurückweisen, wenn sie ihm die Füße küssen wollten, er möge den ganzen Tag sich mit den Büchern beschäftigen, allen Besuch verschmähen, sich mit Spielen gar nicht abgeben, er möge fasten vom Morgen bis zum Mittag oder auch bis zum Abend, und wenn er wolle, auch zur Buße für Andere: davon aber würden sie sich nicht stören laßen und darum sich nicht kümmern.

Daß das Leben der Domgeistlichen schon jener Zeit nicht ein Tugendspiegel gewesen sein mag, ist aus diesen ihren Reden gegen den ernsten strengen Ratherius zur Genüge zu erkennen. Im Ganzen genommen waren damals die Mönche den Weltgeistlichen an Sittlichkeit und Wißenschaft überlegen.

## 7. Das Heidenthum der Slaven.

Weil wir oben erzählt haben von den Kämpfen der Sachsen und der Slaven, so ist es billig, daß wir auch des Heidenthumes der Slaven gedenken, wie es uns ein Zeitgenoße der sächsischen Könige beschreibt.

Im Bezirk der Redarier (dem südöstlichen Theile des jetzigen Meklenburg-Strelitz) ist eine Stadt Namens Rethra, nach allen Seiten von einem heiligen Walde umgeben, den die Bewohner nie berühren. Die Stadt ist dreieckig gebaut und hat drei Thore. Zwei davon stehen Allen offen, das dritte kleinste aber, welches nach Osten schaut, eröffnet einen Pfad nach einem nahe gelegenen den Göttern geweihten See. In der Waldung ist ein Tempel künstlich aus Holz zusammengefügt, der statt auf ordentlichen Grundlagen auf den Hörnern verschiedener wilder Thiere ruht. Die Wände des Tempels schmücken auswendig

verschiedene Bilder von Göttern und Göttinnen, die künstlich darauf eingegraben sind, inwendig stehen vollständige Götterbilder mit ihren Namen versehen, mit Helm und Panzer schrecklich bewehrt, von denen der erste Zuarasici*) heißt, der vor allen andern von den Heiden mit Andacht verehrt wird. Hierhin werden auch die Fahnen der Götter gehängt und nicht von da hinweggenommen, als zu Feldzügen und dann nur von Fußgängern getragen. Zur Aufsicht und Bewahrung aller dieser Heiligthümer sind Priester erwählt, welche den Göttern zur Versöhnung ihres Zornes die schuldigen Opfer darbringen. Während das Volk rings umher steht, sitzen zuerst die Priester und murmeln heimlich untereinander, bis sie das Werk beginnen. Wenn das Volk ein Unternehmen vorhat, so befragen jene die Götter, indem sie zitternd Loose aus der Erde graben. Ist dieß geschehen, so bedecken sie die Stelle wieder mit grünem Rasen; aber die einmalige Antwort genügt noch nicht, sondern dann wird ein hochgewachsenes für heilig gehaltenes Pferd herbeigeführt und mit demüthiger Miene leiten es seine Lenker über die Spitzen zweier in die Erde gegrabener Wurfspieße. Je nachdem das Pferd neben diesen Spießen mit dem rechten oder dem linken Fuße zuerst ausschreitet, gilt es für eine günstige oder ungünstige Antwort der Götter. Wenn in beiden Fällen die Weissagung dem Wunsche des Volkes gemäß ist, so geschieht die vorgehabte That, wenn aber nicht, so gehen sie bekümmert von dannen und verzichten auf ihren Plan. Auch gilt bei ihnen der Glaube, daß beim Bevorstehen eines inneren Krieges in dem obengenannten See ein mächtiger Eber mit blendend weißem Zahn aus dem Schaum der Wellen sich erhebe, dann am

---

*) Gewöhnlich heißt der oberste Gott der Slaven Radigast. Er entspricht nach Grimms Annahme dem Hermes, Mercurius, Wuotan. Ganz übereinstimmend sind die Berichte über das slavische Heidenthum nicht, ich folge dem Bischof Thietmar (Ditmar) von Merseburg.

Rande des Sees im Kothe sich wälze und mit gewaltigem Toben sich vielen Anwohnern zeige.

So viele Bezirke es bei den Slaven gibt, so viele Tempel haben sie und überall werden verschiedene Götzenbilder in den Tempeln verehrt; aber jenes zu Rethra ist von allen das angesehenste. Wenn sie in den Krieg gehen, so begrüßen sie es, wenn sie glücklich heimkommen, so ehren sie es mit den schuldigen Gaben und es wird durch Loose und durch das heilige Pferd eifrig geforscht, welches Opfer zur Versöhnung den etwa erzürnten Göttern von den Priestern dargebracht werden müße. Durch das Blut der Menschen und Thiere wird der wildeste Grimm derselben gestillt. — Im Uebrigen aber haben alle diese Slaven, welche mit einem gemeinschaftlichen Namen Liutizen genannt werden, keinen bestimmten Herrn. Sie berathen ihre Angelegenheiten gemeinsam und fassen einstimmig einen Beschluß. Wenn aber einer von ihren Volksgenoßen solchem Beschluße widerspricht, so wird er mit Schlägen gezwungen, und wenn etwa ein Slave eines anderen Stammes sich ihnen offen widersetzt, so verliert er entweder Alles durch augenblickliche Plünderung, oder er muß sich alsbald in Aller Gegenwart durch einen verhältnißmäßigen Theil seiner Habe von dieser Plünderung loskaufen. Selbst untreu und veränderlich fordern, sie von andern Leuten Treue und Unwandelbarkeit. Wenn sie Frieden geloben, so schneiden sie sich die Spitzen ihres Haupthaares und Gras ab und geben dann die rechte Hand; dennoch laßen sie sich durch Geld leicht bewegen ihn zu brechen. Also erzählt uns der Bischof von Merseburg.

Von den Slaven, die auf der Insel Rügen wohnten, wird uns dieselbe Verehrung in etwas abweichender Weise also erzählt. Der Gott Suantevit besaß ein ausgezeichnetes Roß von weißer Farbe, das so heilig gehalten ward, daß es für eine arge Gottlosigkeit galt, seinem Schweife oder seiner Mähne ein Haar zu

entreißen. In diesem Pferde, also meinten die Rügier, kämpfe der Gott Suantevit gegen die Feinde seines Heiligthumes, und als besonderen Beweis dessen führten sie an, daß man zuweilen mitten in der Nacht das Pferd mit Schweiß und Koth bedeckt im Stalle fand, gleich als käme es eben vom Laufe und hätte große Strecken schnell durcheilt. Auch wurden Weissagungen durch dieses Pferd gegeben; denn wenn der Ausbruch eines Krieges bevorstand, so setzten die Priester vor seinem Tempel dreimal zwei Speere hin, von denen je zwei mit einander verbunden waren. Die Spitzen waren der Erde zugekehrt und ein gleicher Zwischenraum zwischen den Paaren. Vor dem Beginn des Zuges ward nach einem feierlichen Gebet das Pferd von einem Priester am Zügel hergeführt und je nachdem es den rechten oder den linken Fuß zuerst ansetzte, um über die Speere hinwegzuschreiten, ward dieß als eine glückliche oder unglückliche Vorbedeutung angesehen. Wenn es auch nur einmal mit dem linken Fuße antrat, so ward der beabsichtigte Zug aufgegeben.

Also war das Heidenthum der Slaven beschaffen, in anderen Dingen aber waren sie weiter fortgeschritten, als ihre sächsischen Nachbarn. An der Mündung der Oder, die das ganze Land der Slaven durchfloß, lag ihre Stadt Jumne, nicht weit von Wollin, hoch berühmt um ihres Handels willen; denn dahin kamen selbst Griechen und andere fremde Völker. Auch die Sachsen, die dorthin kamen, erhielten Wohnrecht in dieser Stadt, nur durften sie nicht offen und frei sich zum Christenthum bekennen; denn auch in Jumne hielten die Slaven fest an der Religion ihrer Väter. Wenn aber Jemand es vermied in der Religion ihnen Anstoß zu geben, so konnte nirgend ein Volk gastfreier und freundlicher gefunden werden, als die Bewohner von Jumne. Ihre Stadt war reich an den seltensten Waaren aller Gegenden. Eine kurze Fahrt brachte die Schiffer von Jumne nach der Mündung des Peeneflußes, wo die Stadt Dymin lag,

und von da nach Semland, wo die Preußen wohnten. Zu Lande gelangte man zu jener Zeit in sieben Tagen von Hamburg oder von der Elbe nach Jumne, zur See pflegte man von Schleswig ab dahin zu schiffen. Von Jumne aus aber kam man nach einer vierzehntägigen Fahrt ins Land der Russen, deren Hauptstadt Kiew wetteiferte mit Constantinopel.

## 8. Die Wiedererwerbung Lothringens.

Der König Konrad der Franke hatte Lothringen nicht wieder erwerben können, welches unter der Zeit Ludwigs des Kindes vom deutschen Reiche ab und an Frankreich gekommen war; aber Heinrich wollte es wieder in Anspruch nehmen, zumal da durch Sitte und Sprache die Bewohner Lothringens nicht Frankreich, sondern Deutschland angehörten. In Frankreich herrschte damals Karl mit dem Beinamen Sot; aber es ergieng ihm übel auf dem königlichen Throne; denn einer seiner Vasallen nahm ihn gefangen und behielt ihn im Gewahrsam. Die Macht nämlich der Großen gegenüber der königlichen Macht war damals in Frankreich noch höher, als in Deutschland und der König war nicht der Herr, sondern nur der Erste unter den Gleichen. Als Heinrich sich rüstete mit Heeresmacht in Lothringen einzufallen, kam ihm ein Bote Karls des Einfältigen entgegen und sprach: „mein Herr, Karl, der einst die königliche Würde trug, nun aber ein einfacher Privatmann geworden ist, hat mich zu dir geschickt, weil ihm, dem völlig in die Macht seiner Feinde Dahingegebenen, nichts Angenehmeres widerfahren kann, als Etwas von deiner Macht und deinem Ruhme zu vernehmen und selber dadurch Trost zu empfangen. Dieß schickt er dir als Zeichen seiner Treue und Aufrichtigkeit.“ Bei diesen Worten nahm der Gesandte aus seinem Busen die in Gold und Edelstein gefaßte Hand des Märtyrers Dionysius. „Das,“ fuhr er fort, „sei ein Pfand der Zuneigung und der Treue;

denn Dionysius ist unser einziger Trost, nachdem vor langen Jahren die Sachsen die Gebeine des heiligen Vitus aus unserem Lande ins Sachsenland geholt haben. Seitdem nämlich hat der Krieg nicht aufgehört unser Land zu verheeren und fast im selben Jahre sind die Normannen und Dänen eingefallen und haben uns seitdem nicht wieder verschont." Der König Heinrich fiel nieder vor den Reliquien und küßte sie mit großer Verehrung. Also wollte es die Sitte seiner Zeit. Aber noch einen andern Lohn verhieß ihm der Gesandte Karls, wenn er diesem Hülfe brächte, nämlich die Zurückgabe Lothringens. Da säumte Heinrich nicht, bald zog er hin, befreite Karl den Einfältigen und vereinte Lothringen wieder mit dem deutschen Reiche. Das geschah im Jahre 924.

## 9. Das Ende Heinrichs. 936.

Wie Heinrich tapfer war gegen die Feinde des Reichs nach außen und nach innen, so war er auch mild und gütig gegen die Seinen; denn es waren wenige angesehene Männer im Sachsenland, die der König nicht auf irgend eine Weise mit Ehren und Geschenken belohnte. Dabei war er fröhlichen Sinnes, nahm gern Theil am Gastmahl; aber niemals vergaß er seiner königlichen Würde, und selbst auch im Spiele ward seine Heiterkeit niemals zur Ausgelaßenheit. Darum liebten und ehrten ihn die Seinen auf gleiche Weise. Bei den ritterlichen Uebungen übertraf er die Meisten so sehr, daß er ihnen selbst oft Furcht einflößte. Besonders liebte er die Jagd und vergnügte sich gern auf derselben in den Wäldern des Harzgebirges. Seine Gestalt war stattlich; aber sein Angesicht war zutrauenerweckend. Ihm stand Mathilde hold und liebreich zur Seite. Sie war eine fromme Frau und hob sich oft nächtlich von ihrem Lager, um zu beten. Wenn sie erfuhr, daß Jemand unterdrückt ward oder auch zum Tode verurtheilt werden sollte, so ward sie nicht

eher wieder froh, als bis sie die Hülfe oder die Gnade des Königs für den Unglücklichen erlangt hatte. Es geschah aber auch wohl einmal, daß sie unerhört wieder von ihm ziehen muste, weil der König den Rechtsspruch nicht umstoßen wollte. Wenn es ihm dann leid that, daß er das Bitten seiner Gemahlin abgewiesen hatte, so überließ er die Sache den Richtern zur Entscheidung, er selbst aber gieng häufig seiner Gemahlin nach, um sie zu trösten für die abgeschlagene Bitte.

Im Frühling des Jahres 936 zog der König nach Botfeld und jagte. Hier ward er krank und litt mehre Tage am Fieber; aber der Schmerz legte sich wieder und der König begab sich nach Erfurt. Dorthin berief er die Großen des Reiches, damit sie bei seinem Leben unter sich einig würden, welcher seiner drei Söhne den königlichen Stuhl besitzen solle. Sie erwählten Otto, den ältesten, obwohl er nicht während der Zeit der königlichen Macht seines Vaters geboren war, sondern früher. Von da begab sich der König mit wenigen Begleitern nach Memleben an der Unstrut und dort erneuerte sich sein Unwohlsein. Als er nun merkte, daß sein Ende herannahe, berief er die Königin zu sich und nachdem er im Geheimen Vieles mit ihr geredet hatte, sprach er zuletzt: „O du Getreueste — denn niemals hat ein Mann sich eine treuere Gefährtin erwählt, als ich in dir — ich danke Gott, daß ich den Schmerz nicht habe dich zu verlieren, sondern du mich. Du hast mich oft besänftigt, wenn ich zürnte; du hast mich oft von der Bahn der Ungerechtigkeit ab auf die des Rechts geleitet; du hast mich oft warm und innig gebeten, daß ich Barmherzigkeit übte an dem Unterdrückten und in allen Dingen hast du mir beigestanden mit deinem treuen Rathe. Nun aber empfehle ich dich und meine Söhne der Hand des allmächtigen Gottes." Die Königin erwiederte dankend seine Worte; aber seine Seele war dem Abscheiden nahe und sie verließ ihn und trat trauernd in die Kirche. Dort stand der Priester

Adalgald am Altare und die Königin trat auf ihn zu, nahm zwei goldene Armspangen von ihrem Arme und überreichte ihm die, als Belohnung dafür, daß er für den verscheidenden König Heinrich die erste Seelenmesse läse. Nachher wirkte sie ihm bei König Otto ihrem Sohne den Bischofssitz in Bremen aus.

Nach geendigter Messe begab sie sich wieder in das Sterbezimmer und fand dort ihre Söhne, die über der Leiche ihres Vaters wehklagten. Da trat auch die Mutter zu ihnen und weinte; aber dann ermahnte sie ihre Söhne zur Eintracht und sprach: „hadert nicht unter einander um vergängliche Würden; denn solches Ende, wie ihr hier seht, nimmt alle Herrlichkeit der Welt. Wer sich selbst erhöhet, soll erniedrigt, und wer sich selber erniedrigt, soll erhöht werden." Als Alles zum Leichenbegängnisse bereitet war, brachten die Söhne die Leiche ihres Vaters nach Quedlinburg, wo er in der Kirche vor dem Altare des Apostels Petrus selber sich sein Grab erwählt hatte. Allda ward er begraben und um keinen aller seiner Fürsten hat jemals das deutsche Land mit größerem Rechte getrauert, als um Heinrich. Er vergeudete nicht die Kräfte des Reichs und die waffenfähige Jugend in unnütz eiteln Kämpfen um Italien und die römische Kaiserkrone, er blieb daheim, bezwang den Reichsfeind, die Slaven und die Ungarn und legte den Grund zu den Städten des Mittelalters mit ihrem Bürgerthum und Bürgersinn. Zwar trägt noch bis auf den heutigen Tag der deutsche Boden nicht ein Denkmal von Stein oder Metall zu Ehren des erhabenen Mannes; aber sein Name wird von den Deutschen mit stiller Ehrfurcht genannt werden, so lange noch die deutsche Sprache klingt und in ihr die Geschichte des Vaterlandes ernst mahnend zu den Nachkommen redet. Am dritten Tage nach seinem Begräbnisse begann Mathilde in Quedlinburg ein Kloster zu erbauen. In dieses begab sie sich später als Aebtissin und lebte darin noch dreißig Jahre als ein Muster der Milde und Frömmigkeit.

Heinrich war sechszig Jahre alt geworden und hatte siebzehn Jahre als König das deutsche Reich regiert. Damals unterschied man genau und scharf zwischen der deutschen Königs- und der römischen Kaiserwürde; denn niemals nennt den ersten Heinrich irgend eine Chronik seiner Zeit römischen Kaiser. Diese Würde ward erst erlangt durch die Krönung in Rom und daher entsprang die eifrige Begier der späteren Könige nach Italien und nach Rom. Den Wunsch nach Italien hat auch Heinrich I. gehabt, aber er hat ihn nicht ausgeführt. Erst in den späteren Jahrhunderten, als die Römerzüge aufhörten, sprach man von einem deutschen Kaiser, in jenen Jahrhunderten aber war, wie bei Karl dem Großen, die römische Kaiserwürde eine Fortsetzung des alten weströmischen Kaiserthumes. Konrad I. der Franke und Heinrich I. der Vogler haben den Kaisernamen nicht erlangt.

---

# Kaiser Otto I.

## 1. Ottos Wahl und Krönung.

Nach Heinrichs Tode war kein Zweifel, daß die Stimmen Aller sich auf seinen Sohn Otto lenken würden, den der Vater selber in einer Versammlung mit einigen Großen des Reiches zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Der Mutter Mathilde wäre die Wahl ihres zweiten Sohnes Heinrich lieber gewesen, dessen Aeußeres gewinnender war, als dasjenige Ottos, den man um seines ernsten, majestätischen Aussehens willen in seinem langen Barte häufig den Löwen nannte, der aber dabei auch etwas Finsteres und Furchterregendes in seinem Antlitz gehabt zu haben scheint; aber sie fügte sich williger, als Heinrich selber, der sich zurückgesetzt meinte. Am festgesetzten Tage versammelten sich in der Pfalz zu Aachen alle Große des ostfränkischen Reiches; denn der Name Deutschland ward auch damals noch nicht gebraucht. Sie begaben sich in die Säulenhalle, welche mit der Kirche Karls des Großen zusammenhangt, setzten den neuerwählten König auf den dort erbauten Thron und reichten ihm die Hand zum Gelöbnis der Treue gegen alle Feinde. Während dieses dort von den Herzögen und Fürsten des Reiches geschah, erwartete der Erzbischof mit seinem geistlichen Gefolge und alles Volk die Ankunft des Königs in der Kirche, denn an der Königswahl selber nahmen die Geistlichen damals noch nicht Theil. Der Erzbischof war Hildebert von Mainz, von

Geburt ein Franke. Er war Mönch gewesen im Kloster zu Fulda; aber um seiner Frömmigkeit und seiner Wißenschaft willen, durch die er sich vor Allen auszeichnete, war er Erzbischof von Mainz geworden. In Aachen hatten sich erst die Erzbischöfe von Köln und Trier gestritten, wer den König krönen sollte; denn Trier war der ältere Bischofssitz und Aachen gehörte zum kölnischen Sprengel; aber vor Hildebert von Mainz wichen beide willig zurück.

Als der König Otto nun eintrat in die Kirche, schritt ihm der Erzbischof entgegen und erfaßte mit seiner Linken die Rechte des Königs, während er selber in seiner Rechten den Krummstab hielt. Also führte er den König in die Mitte der Kirche, wo alles Volk ihn erblicken konnte; denn rings herum durch die Kirche waren Gallerien angebracht. Dann sprach der Erzbischof: „seht da, ich führe euch den von Gott erwählten, von seinem Vater zu dieser Würde bestimmten, nun aber von allen Fürsten anerkannten König Otto vor. Wenn euch Allen diese Wahl gefällt, so erhebt die Hände zum Himmel.“ Auf diese Worte erhob alles Volk seine Hände und rief mit mächtigem Geschrei den Segen Gottes herab auf das Haupt des neuen Königs. Alsdann schritt der Erzbischof wieder mit Otto auf den Altar zu, auf welchem die königlichen Abzeichen lagen. Der König war bis dahin bekleidet mit einem anschließenden Kleide nach fränkischer Sitte. Der Erzbischof trat zum Altare, nahm von da den Degen mit dem Gehänge und sprach zum Könige: „nimm hin dies Schwert und halte damit alle Feinde Christi und deines Reiches nieder. Durch göttliche Vollmacht ist es dir verliehen, daß du das ganze Reich der Ostfranken zur Befestigung des Friedens für alle Christen fortan beherrschen sollst.“ Alsdann nahm er auch die goldenen Spangen und den golddurchwirkten Mantel, legte ihn dem Könige um die Schulter und sprach dabei: „wie der Mantel mit seinen Enden bis an

die Erde niederhangt, möge er dich daran erinnern, daß du bis an das Ende eifrig für den Glauben streben und in der Bewahrung und im Schutze des Friedens nicht ermüden sollst." Dann nahm er das Scepter, überreichte dem Könige auch dieß und sprach: „kraft dieses Zeichens sollst du mit väterlicher Züchtigung über deine Unterthanen wachen und den Dienern Gottes, den Wittwen und Waisen deine Milde erzeigen. Möge das Oel der Barmherzigkeit niemals von deinem Haupte weichen, damit du für jetzt und immer ewigen Lohn dafür empfangest."

Darauf goß der Erzbischof von Trier über das Haupt des Königs das heilige Oel aus und die Erzbischöfe Hildebert von Mainz und Wicfried von Köln setzten ihm die Krone auf das Haupt. Nachdem also allem feierlichen Brauche der Salbung und Segnung Genüge geschehen, führten diese Geistlichen den König zum Throne, zu welchem Otto auf einigen Stufen hinanstieg. Der Thron war zwischen zwei marmornen Säulen von wunderbarer Schönheit erbaut, von wo aus Otto alles Volk erblicken und selber wieder von Allen gesehen werden konnte. Nachdem dann der Gottesdienst mit allen feierlichen Gebräuchen vollzogen war, stieg der König wieder herab und trat in die königliche Pfalz. Dort ließ er sich an einer marmornen prächtiggeschmückten Tafel nieder, und die Bischöfe setzten sich zu ihm, wie auch alle anderen Großen; die Herzöge aber, welche die Erzämter bekleideten, dienten ihm. Herzog Gisilbert von Lothringen, zu dessen Lande Aachen gehörte, hatte die Oberaufsicht über das Ganze, Eberhard war Truchseß, Herimann der Franke war Mundschenk, Arnulf war Marschall*) und sorgte für das reisige Gesinde und dessen Herberge. Siegfried aber, der nach dem Könige Otto im Sachsenlande der Erste war, war nicht da,

*) Nach wörtlicher Uebertragung ist Marschall (marschalk) der Pferdeknecht.

sondern verwaltete das Sachsenland, daß nicht inzwischen dort ein Einfall der Slaven geschähe. Als das Mahl vollendet war, ehrte der König nach königlicher Freigebigkeit einen jeden der Herzöge mit einem passenden Geschenke und entließ darauf die Menge.

Mit solcher Pracht war im deutschen Lande noch niemals die Krönung des Königs gefeiert und diese war ein Vorbild des Glanzes, der Ottos ganze Regierung umstrahlte. — Nicht lange darauf warb Otto I. um eine Schwester des Königs Athelstan von England zu seiner Gemahlin; aber Athelstan hatte deren zwei und schickte sie ihm deshalb beide herüber und ließ ihm sagen, er möge sich die aussuchen, welche ihm am besten gefiele. Da nahm Otto Editha zur Gemahlin, die andere zog wieder hin zu ihrem Bruder Athelstan.

### 2. Die ersten Kämpfe im Reiche Ottos.

Aber der Friede im deutschen Reiche dauerte nicht lange; denn die Sachsen wurden übermüthig, weil Otto seine engeren Landsleute höher hielt, als die anderen Deutschen, und schätzten die anderen Stämme geringe gegen sich. Darüber ergrimmte am meisten der Frankenherzog Eberhard. Bald entstand Feindschaft zwischen ihm und dem sächsischen Grafen Bruning, so daß Eberhard ins Sachsenland einfiel, Brunings Schloß Helmershausen an der Diemel verbrannte und alle Einwohner tödtete. Aber König Otto zürnte nicht wenig über diesen Bruch des Reichsfriedens und verurtheilte Eberhard zum Schadenersatz von hundert Mark Silbers, die er dann in Pferden abtragen muste, und alle Vasallen, welche ihrem Lehnsherren Eberhard zu dieser That behülflich gewesen waren, musten sich dem Schimpfe des Hundetragens unterwerfen und trugen die Hunde bis zur königlichen Pfalz in Magde-

burg.*) Dort nämlich weilte Otto und beschenkte die von ihm begründete Domkirche mit Reliquien und besonders dem Leichnam des heil. Innocenz, welchen er vom Könige Rudolf von Burgund erhalten hatte. Als die hundetragenden Herren dorthin zu ihm kamen, nahm er sie wieder freundlich auf, ehrte sie mit einem königlichen Geschenke und entließ sie in Frieden. Aber sie hiengen doch dem Herzog Eberhard mehr an als dem Könige; denn Eberhard war freundlich und mild im Schenken, ja selbst die Gemüther vieler Sachsen wurden ihm geneigt.

Seine Feindschaft mit Bruning brach bald wieder aus und es kam dahin, daß auf öffentlicher Heerstraße Mordthaten verübt, die Aecker verwüstet und Häuser angezündet wurden. Um die Verwirrung zu vermehren, entstand im Sachsenlande ein Zwiespalt über die Gesetze. Einige sagten nämlich, daß die Enkel nicht erben dürften mit den Söhnen, wenn der Vater der Enkel noch bei Lebzeiten des Großvaters verstorben wäre. Die Klage darüber kam an den König und Otto schrieb eine Reichsversammlung aus nach Stela an der Ruhr, wo jetzt die Steil liegt. Dort sollte von Schiedsrichtern dieser Zwist beigelegt werden. Dann aber änderte der König seine Meinung über die Entscheidung dieses Streites und befahl, daß er durch das Gottesgericht des Zweikampfes ausgemacht werden sollte. Da siegten die, welche den Neffen für gleichberechtigt mit dem Oheim erklärten, und darum ward es dort festgesetzt, daß also die Erbschaften getheilt werden sollten. Aber die Anderen gaben sich damit nicht zufrieden, sondern beharrten bei ihrem Willen und der König verschob es die Waffen zu ergreifen, weil er die Gegner noch durch Milde gewinnen wollte. Aber es ward

---

*) Das Hundetragen war eine Strafe für Edelleute; als entsprechende Buße trugen ihre Dienstmannen einen Sattel, und der unfreie Landmann ein Pflugrad von einer Grafschaft in die andere.

immer ärger, Mord und Raub und Plünderung nahm überhand und der Billigkeit und Gerechtigkeit ward nicht mehr Gehör gegeben.

In jenen Tagen verband sich auch Ottos älterer Halbbruder Thankmar mit Eberhard. Er nahm das Schloß Belike südlich von Lippstadt ein und schleppte auch seinen jüngeren Halbbruder Heinrich mit sich dorthin. Von dort aus unternahm er Raubzüge, auch Eresburg eroberte er, Eberhard aber führte den jungen Heinrich gefangen mit sich fort. Thankmar war der Sohn des Königs Heinrich und der Hatheburg, ein Mann von Kraft und Muth, aber unbekümmert um die Wahl seiner Mittel, um sich an König Otto, seinem Bruder, zu rächen, weil dieser ihm das volle Erbe seiner Mutter vorenthielt. Es that dem Könige Otto leid, mit seinem Bruder kämpfen zu müßen; aber die Gefahr ward immer größer und also zog Otto gegen die Eresburg heran. Als die Bürger dieser Stadt die herannahenden Feldzeichen des Königs Otto erkannten, öffneten sie ihm die Thore, Thankmar von Allen verlaßen floh in die Kirche und suchte dort Schutz. Das Heer folgte ihm bis an die Kirche und Allen voran die Krieger Heinrichs, welche Rache nehmen wollten für die Gefangenschaft ihres jungen Herrn. Sie erbrachen die Thüren und drangen bewaffnet in das gottgeweihte Haus. Thankmar stand am Altare und hatte seine Waffen mit seiner goldenen Kette auf diesen niedergelegt. Während er sich dort der Pfeile zu erwehren suchte, brachte einer Namens Dietbold unter vielen Schmähungen ihm eine Wunde bei und empfieng dafür selber wieder einen Schlag, der sein Leben endete. Im selben Augenblicke aber warf ein Krieger Namens Maincia durch ein dem Altar benachbartes Fenster seinen Speer auf Thankmar und alsbald sank dieser im Rücken schwer getroffen nieder und gab den Geist auf. (28. Juli 938.)

Nicht lange nachher kam Otto nach und ergrimmte sehr

über diesen Frevel seiner Krieger, die er doch um der Fortdauer des Bürgerkriegs willen nicht sogleich bestrafen konnte. Drei der Vertrauten Thankmars aber wurden ergriffen und nach dem Gesetze der Franken verurtheilt und erhängt. Da fielen die Krieger Eberhards zu Otto ab, und Eberhard selber warf sich seinem Gefangenen, Heinrich, zu Füßen und bat ihn um Verzeihung. Die gewährte ihm Heinrich; aber er selbst brütete Schlimmeres in seinem Sinn; denn er verzieh dem Herzog Eberhard nur unter der Bedingung, daß er ihm Beistand leiste gegen seinen Bruder, den König Otto. Denn wie schon oben gesagt ist, weil Otto vor der Zeit der königlichen Regierung seines Vaters Heinrich geboren war, glaubte seine Mutter Mathilde und ihr Sohn Heinrich, daß nicht Otto die Krone des deutschen Reichs zukomme, sondern Heinrich. Damals aber zogen beide als gute Freunde zu Otto, der seinerseits sie herzlich und freundlich aufnahm; denn er ahnte nicht, was die beiden gegen ihn vorhatten. Zwar verbannte er Eberhard erst nach Hildesheim, damit nicht solcher Frevel des Aufruhrs ungestraft bleibe; aber bald setzte er ihn wieder in den vollen Besitz aller seiner Güter.

### 3. Die Empörung Heinrichs, Eberhards und Gisilberts.

Heinrich zauderte nicht lange mit der Ausführung seines Planes, sondern berief im Anfange des folgenden Jahres eine große Versammlung nach Saalfeld. 939. Er war reich und mächtig und gab viele Geschenke, das erwarb ihm großen Anhang. Einige jedoch schreckten zurück vor dem Gedanken eines Bruderkrieges und wollten deshalb lieber die ganze Sache erst noch geheim halten. Sie gaben Heinrich den Rath, er solle hinüber nach Lothringen gehen und in Sachsen nur einige treue Anhänger zum Schutze seiner Burgen zurücklaßen. Diesen Rath

befolgte Heinrich, er legte starke Besatzungen in die Burgen Sachsens und Thüringens, die ihm gehörten, und zog dann über den Rhein nach Lothringen, wo er offen die Fahne des Aufruhrs erhob.

Die Nachricht von dieser That setzte das ganze Reich in Erstaunen; denn Niemand vermochte völlig den Grund dieses so plötzlichen Abfalles vom Könige zu durchschauen. Auch der König schenkte dem Gerüchte erst nicht Glauben; aber als es sich bestätigte, eilte er ohne Verzug seinem Bruder nach. Die erste Stadt Heinrichs, die Otto angreifen wollte, war Dortmund; aber die Krieger darin erinnerten sich an den Kampf des Königs gegen Thankmar, sie wagten keinen Widerstand, sondern zogen aus der Stadt und ergaben sich dem Könige, der ihnen Allen verzieh. Ihr Anführer hieß Agina, den verpflichtete Otto mit einem schweren Eide, daß er zu Heinrich gehen und ihn wo möglich zum Frieden und zur Eintracht bewegen solle. Gelänge ihm das nicht, so versprach er zu Otto wiederzukehren. Dann führte der König sein Heer an die Ufer des Rheins.

Der Herzog Gisilbert von Lothringen war schon bei der ersten Empörung gegen Otto unschlüßig gewesen, nach welcher Seite er sich neigen sollte, und eben so schwankte er auch dieß Mal bei dem Aufruhre Heinrichs und Eberhards. In dieser Ungewisheit gelang es dem Herzog Eberhard nur dadurch ihn zum festen Entschluße zu bewegen, daß er ihm im Falle des Sieges die deutsche Königskrone versprach. Und doch meinte Eberhard dieß auch nicht ehrlich; denn er selbst wollte König werden, wie sich aus den Worten ergab, die er bei seinem Abschiede zu seiner Gemahlin sprach: „leb wohl, Gräfin, bald werde ich zur Königin zurückkehren.“ So hatten alle drei mächtige Herren, Heinrich und Gisilbert und Eberhard dieselbe Absicht und Einer verhehlte sie dem Andern. Fürerst aber trat

Giselbert der Verschwörung bei und vereinte seine Mannschaft mit denjenigen der anderen Empörer.

Als Agina dieß sah und seine Versuche bei Heinrich fruchtlos blieben, vergaß er seines Eides nicht, sondern eilte dem Heere um ein Weniges zuvor, gieng über den Rhein und kam zum Könige Otto, als eben ein kleiner Theil von dessen Heere bei Birthen unweit Wesel den Fluß überschritten hatte. Otto glaubte die Feinde noch in weiter Ferne, da trat Agina zu ihm und sprach: „dein Bruder, mein Herr, läßt dir seinen Gruß vermelden und wünscht, daß du unverletzt und glücklich im weiten Reiche lange herrschen mögest. Er selber will baldmöglichst dir entgegenkommen.“ Auf diese Worte fragte der König ungeduldig, ob sein Bruder Krieg oder Frieden wolle; im selben Augenblicke aber sah er in der Ferne jenseit des Rheines eine zahllose Menge mit wehenden Fahnen einhermarschiren und auf sein kleines Häuflein losziehen, das bis dahin den Rhein überschritten hatte. Da wandte er sich wieder zu Agina und fragte: „was will jenes Heer? und wer ist das?“ Agina erwiederte bedächtig: „das ist mein Herr, dein Bruder. Wenn er auf meinen Rath hätte hören wollen, so wäre er freilich nicht also gekommen. Du siehst aber, daß ich meinem Eide getreu zu dir zurückgekehrt bin.“

Als der König diese Worte vernahm, konnten die Geberden seines Leibes den Schmerz seiner Seele nicht verbergen; denn er sah, daß nicht ein einziges Schiff am rechten Ufer war, um ihn ans linke zu bringen. Auch erlaubte die kurze Frist denen, die am andern Ufer waren, kein weiteres Nachdenken, als wie sie ihr Leben mit den Waffen noch theuer verkaufen und dann mit Ehren vor dem Feinde fallen möchten. Da breitete Otto flehend die Hände aus und rief: „Gott, du Lenker und Regierer aller Dinge, sieh herab auf dein Volk, dem du mich vorgesetzt hast, und entreiß es den Feinden, damit alle Völker

wißen, daß es keinem der Sterblichen gegeben sei, sich deinem Willen zu widersetzen, der du ja Alles vermagst und lebst und regierst in Ewigkeit." Unterdessen warfen die am andern Ufer ihr Gepäck zusammen, ermunterten sich gegenseitig durch kräftigen Zuruf und erwarteten den Feind. Es waren ihrer nur etwa hundert Schwerbewaffnete, das Heer der Feinde dagegen äußerst zahlreich. Als diese näher kamen, theilten die Sachsen ihren kleinen Haufen, der eine Theil ward sofort mit dem Vortrab der Lothringer handgemein, der andere umgieng einen Teich, um von der Seite zu kommen. Sobald nun auch sie mit den Lothringern ins Handgemenge kamen, drängten sich einige Sachsen, die französisch verstanden, bis tief in den Haufen der Feinde und erhoben in französischer Sprache auf einmal ein lautes Geschrei: „Rette sich wer kann!" die Lothringer stutzten, sie meinten Alle, aus dem eigenen Heere heraus sei dieser Ruf erschollen, und als er sich wiederholte, kam ein blinder Schrecken über sie, sie wandten sich verzagt in wilde Flucht und wusten selber nicht einmal, weshalb sie so hastig flohen. Vergebens bestrebten sich die Führer die Schaaren wieder zu sammeln, die Sachsen drängten trotz ihrer kleinen Zahl mit allen Kräften nach und das ganze lothringische Heer löste sich auf.

Heinrich selber ward schwer verwundet. Zwar hielt sein dreifaches Panzerhemd die Schärfe eines Schwerthiebes von seinem Arme ab; aber die Wucht des Schlages hatte diesen also zerquetscht, daß Heinrich die ganze Zeit seines Lebens daran leiden muste. Also verwundet floh er mit nur neun Begleitern nach Sachsen; aber der König Otto verfolgte ihn dahin und nahm ihm alle seine Burgen bis auf Merseburg und Scheidungen. Von seinen Anhängern in Sachsen verlaßen eilte dann Heinrich wieder zu seinem Mitverschworenen Gisilbert nach Lothringen. Dahin drang auch das königliche Heer wieder vor und begab sich zuerst nach dem Elsaß.

Es war da ein Schloß Namens Breisach, durch die Windungen des Rheins, der es fast wie eine Insel umschlängelte und durch die Beschaffenheit des Bodens fast uneinnehmbar. In diese Burg hatte Eberhard einen Theil seiner Mannschaft geworfen und hielt dadurch das ganze umliegende Land unterthänig. Als Otto in diese Gegend kam, war bei ihm auch der Erzbischof Friedrich von Mainz. Diesen schickte der König zur Friedensvermittlung an Eberhard, und Friedrich schloß mit ihm einen Vertrag, den beide feierlich beschwuren. Aber der König Otto behauptete, der Erzbischof habe seine Vollmacht überschritten und darum sei er selber zur Ausführung des Beschworenen nicht verbunden. Auf diese Worte des Königs erwiederte der Erzbischof, daß er seinem Eide nicht treulos werden wolle; auch viele Bischöfe zürnten dem Könige Otto und einer nach dem andern verließ in der Stille das Reichsheer. Bei dieser Lage der Dinge traten einige Anhänger Ottos vor ihn und sprachen: „sorgt für eure Rettung, königlicher Herr, und begebt euch nach Sachsen; denn wenn euer Bruder Heinrich erfährt, daß die Zahl eurer Krieger so gering geworden ist, so wird er schleunig über euch herfallen und wird kein Entrinnen sein. Es ist beßer das Heer zu erneuern und zu verstärken und dann zurück zu kehren, als hier elend umzukommen oder besiegt und schmachvoll zu fliehen.“ Allein der König blieb unerschütterlich und sprach zu ihnen: „laßt ab von solchen Reden, denn es ist unsere Pflicht gegen die Treulosen muthig auszuharren und wenn dann unsere Zeit gekommen ist, so laßt uns sterben und unsere Ehre nicht beflecken.“ Auf diese Worte des Königs standen seine Getreuen von ihrem Vorhaben ab und waren zum Kampfe wieder entschloßen.

Unter dem Heere des Königs war ein Graf, der bei dieser Lage der Dinge Etwas gewinnen zu können meinte. Auf seiner zahlreichen Schaar beruhte eine wesentliche Stütze des Königs,

und der Werth derselben erhöhte sich täglich durch die unabläßigen Desertionen. Darum dachte dieser Graf, daß unter solchen Umständen der König aus Furcht, auch ihn zu verlieren, ihm jegliches Gesuch gern bewilligen würde. In seinem Namen giengen einige seiner Freunde zum König Otto und baten ihn um die reiche Abtei Lorsch. Otto war nicht wenig in Verlegenheit bei solcher Zumuthung, und um nur klüglich einige Zeit zu gewinnen, gab er den Boten des Grafen zur Antwort, daß er die Entscheidung über diese Frage nur ihm selber ertheilen werde. Dieß sah der Graf schon als eine halbe Gewährung seiner Bitte an; dennoch trat er in seiner Ungeduld bald hernach zum Könige und ersuchte ihn um eine bestimmte Antwort. Da erwiederte ihm der König im Kreise vieler Umstehenden: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Nicht bittend hast du zu mir gesprochen, sondern in deiner Bitte lag eine Drohung verborgen. Aber es wäre ein Frevel, wenn ich das, was fromme Leute zu Ehren Gottes dem Kloster vermacht haben, diesem nehmen und dir übergeben wollte. Weiter aber sage ich dir: da du so ungerechtes Gut von mir gefordert hast, so vernimm jetzt von mir in Gegenwart Aller mein Wort, daß du überhaupt niemals Etwas von mir erhalten sollst. Wenn du nun nach diesen meinen Worten mich auch verlaßen willst, wie die andern Ungetreuen, so thue das je eher, je lieber." Der Graf erblaßte; aber die Reue gewann in ihm die Oberhand, er stürzte sich zu Ottos Füßen und bekannte, daß er gefehlt habe. Darauf verzieh ihm der König.

Unterdessen sammelte sich wieder am Niederrhein ein königliches Heer unter der Anführung Hutos, eines Bruders des schwäbischen Herzogs Herimann, und Konrads, der den Beinamen des Weisen führte. Eberhard und Gistlbert glaubten, daß eine geringe im Elsaß stehende Macht hinreiche den König selber zu beschäftigen, und wandten sich nordwärts gegen das

größere Heer. Huto und Konrad waren ihnen nicht gewachsen und zogen sich zurück. In der Gegend von Neuwied giengen sie über den Rhein, plünderten und verheerten das Land am rechten Ufer und zogen sich dann wieder mit der gemachten Beute gegen den Fluß zurück. Huto und Konrad folgten ihnen in geringer Entfernung. Sie waren mehre Stunden weit gezogen, da begegnete ihnen ein Priester weinend und heulend. Auf ihre Frage nach seinem Unglück und woher er komme, erwiederte er jammernd: „von dort her komme ich, von jenen Räubern, die mir das einzige Gespann Rinder geraubt haben!" Auf ihre weitere Frage, ob er auch Etwas von Eberhard und Gisilbert gehört habe, erwiederte der Priester: „eben recht, sie haben fast alle ihre Mannschaft mit der Beute über den Rhein geschickt, sie selbst aber sitzen dort mit ihren auserlesensten Kriegern und speisen, und das möge ihnen wills Gott übel bekommen!" Auf diese Nachricht stürmten die Mannen Ottos eifrig über Eberhard und Gisilbert her. Eberhard fiel alsbald unter den Schwertern der Feinde, Gisilbert sprang in den Rhein, um sich zu retten. Aber er sank unter und der alte Chronist erzählt uns: da er nun den Rhein nicht austrinken konnte, so muste er sterben. Keiner entkam von Allen, die dort gespeist hatten. (939.)

Während dieß vorgieng, war der König noch immer im Elsaß und fest entschloßen lieber zu sterben als zu fliehen. Eines Tages geschah es, daß er mit einigen Begleitern zur Kirche ritt; denn diese war weit von seinem Lager entfernt. Da sah er in der Ferne einen Mann eilig daherrennen. Es war ein Bote und daß er eine gute Nachricht brachte, ward Allen daraus klar, daß er beim Erblicken des Königs in der Ferne schon anfieng zu jauchzen und zu jubeln. Erwartungsvoll ritten sie ihm entgegen und es sammelte sich alsbald ein großer Haufe Volks. Der Bote kam heran und da der König merkte, daß er sich auf eine gute Einkleidung seiner Botschaft besann, sprach er: „sag

uns nur gleich offen und deutlich, weshalb man dich geschickt hat, deine langen Begrüßungen und Vorreden und Auseinansetzungen kannst du nachher anbringen. Sag schnell, was ist geschehen?" Auf diese Worte erwiederte der Bote: „Eberhard und Gisilbert sind beim ersten Angriff geschlagen und beide getödtet." Dann wollte er fortfahren, wie das so gekommen sei; aber der König gebot ihm mit der Hand Schweigen, sprang von seinem Rosse nieder auf die Erde und dankte Gott mit Thränen für diesen Ausgang des Kampfes. Darauf erhob er sich wieder und hörte die Erzählung des Boten an.

Am folgenden Tage begab sich der König zu Berthold von Baiern, der in der Nähe stand; denn weil dieser alles Ungemach mit ihm ertragen, so sollte er nun auch seiner Freude mit ihm theilhaftig werden und er selbst wollte ihm diese Nachricht überbringen. Berthold war unvermählt, deshalb versprach ihm der König, wenn seine Schwester, die Wittwe Gisilberts von Lothringen, nicht abgeneigt wäre, so wolle er sie ihm zur Frau geben. Berthold war ein solches Anerbieten der Verschwägerung mit dem Könige erwünscht, er zog es aber vor um die Tochter der Wittwe Gisilberts zu werben, welche beim Heere Ottos war. Also geschah es; aber außer solchem Geschäft des Friedens, gab es des Kriegslärms noch genug. Nachdem der Zwist zwischen König Otto und dem Erzbischofe Friedrich von Mainz viele Bischöfe von Otto abwendig gemacht hatte, war Friedrich selbst etwa zehn Tage vor jener Nachricht entflohen und hatte sich nach Metz begeben. Dort wollte Heinrich zu ihm kommen, damit nach der Rückkehr Eberhards und Gisilberts die gesammte Macht der vier Fürsten gegen den König ziehen könne. Aber in Metz erhielt Friedrich die Nachricht von dem Unfalle der beiden und wußte nun nicht, was er thun sollte. Er kehrte ins Frankenland zurück; aber die Bürger von Mainz verschloßen ihm die Thore. Da zog er irrend umher und ward von den Sachsen

gefangen und vor Otto gebracht. Otto ließ ihn nach Sachsen abführen; allein später begnadigte er ihn doch und setzte ihn in sein Erzbisthum wieder ein.

Aus Furcht vor dem Zorne seines Bruders wollte Heinrich in das Schloß Chèremont unweit Lüttich fliehen, das durch die Natur sowohl als die Kunst der Menschen wohl befestigt war. Aber seine und Ottos Schwester, die Wittwe Gisilberts, hinderte ihn nicht bloß daran, sondern redete auch folgendermaßen zu ihm: „jammert es dich denn nicht endlich des Unglücks, welches ich erdulde um den Tod meines Gatten, daß du nun auch noch in meine Schlößer dich werfen und den Zorn des Königs wie Waßer ausgießen willst über dieß arme Land? Nimmermehr werde ich es dulden; so unsinnig bin ich nicht, daß du aus meinem Unglück dich wieder stärken sollst." Diese Worte benahmen Heinrich alle Hoffnung und da er nun nicht wuste, was ferner noch zu thun, vereinte er sich mit einigen Bischöfen zum Wege der Güte. Ohne Vorwißen des Königs traten sein Bruder Heinrich und diese Bischöfe eines Tages barfuß in sein Zelt und baten um Gnade. Der König erwiederte: „deine unwürdige That hat Gnade nicht verdient. Aber ich sehe, daß du gedemüthigt bist und darum will ich weiter kein Böses über dich bringen." Darauf befahl ihm Otto sich nach seiner Pfalz Ingelheim am Rheine zu begeben und dort zu erwarten, was der König und seine Rathgeber über ihn beschließen würden. Im folgenden Jahre verzieh ihm der König und gab ihm auf die Bitte seiner Mutter Mathilde das Herzogthum in Baiern.

Nach diesen Erfahrungen aber faßte Otto den festen Entschluß die Auflehnung der Fürsten gegen das Reichsoberhaupt dadurch zu brechen, daß er bei allen Reichslehen, also auch den Herzogthümern, weder ein Recht der Vererbung, noch der Wahl gestatten wollte, sondern selber unbedingt über sie verfügte und

sie nach seinem Willen gäbe und nähme. Diesen Grundsatz hielt er fest sein Lebenlang und suchte ferner alle Herzogthümer an seine Verwandten und Freunde zu bringen, so daß die Macht des sächsischen Herzogsgeschlechtes über alle anderen Fürstenhäuser Deutschlands emporstieg.

### 4. Die Böhmen zur Zeit Ottos I.

Zur Zeit des Königs Heinrich I. war Wratislaus Herzog in Böhmen und hinterließ zwei Söhne Wenceslaus und Boleslaus, von denen jener ein milder, frommer Mann, dieser aber hartherzig und grausam war. Dem älteren Wenceslaus kam die Regierung des Reiches zu und in derselben begünstigte er das Gedeihen des Christenthumes. Es waren in Böhmen damals noch so wenige Christen, daß das ganze große Land zu dem Sprengel des Bischofs von Regensburg gehörte. Da nun Wenceslaus das Christenthum verbreitete und zu Prag an der Moldau den Grund einer prächtigen Kirche legte, erließ der König Otto um seinetwillen den Böhmen einen Tribut von zweihundertfünfzig Rindern und fünfzig Pfund Silbers, den sie seit der Zeit Karls des Großen hatten entrichten müßen. Aber Boleslaus und viele andere Böhmen zürnten dem Wenceslaus und jener beschloß seinen Bruder zu tödten, um das Christenthum zu erdrücken und sich selber zum Herzog von Böhmen aufzuwerfen. Als Wenceslaus von König Otto wieder heimkehrte, lud Boleslaus ihn ein, der Einweihung einer Kirche beizuwohnen, die er erbaut hatte. Wenceslaus ward vor der Tücke seines Bruders gewarnt und es ahnte ihm selber, daß er nicht wiederkehren würde; dennoch nahm er Abschied von den Seinen und gieng hin. Er ward mit einem prächtigen Mahle empfangen; aber bald erkannte er während desselben, daß man nach Grund zu einem Zwiste hasche und aus den Augen seiner Genoßen beim Mahle leuchtete der Mord. Die Verschworenen trugen geheime

Dolche, dreimal erhoben sie sich, dreimal setzten sie sich wieder nieder; denn sie hatten Scheu vor dem ruhigen milden Wenceslaus und verschoben die grause That. Endlich stand er auf vom Mahle, da trat ein Freund zu ihm und mahnte ihn an die Flucht, zu der seine Pferde bereit stünden; aber Wenceslaus folgte dem Rathe nicht; er trat wieder zu den Andern und zeigte in seinen freundlichen Reden die Ruhe seiner Seele. Endlich verlangte er zu Bett und sagte, daß er nach seiner Weise mit der Frühe des nächsten Morgens in die Kirche gehen würde. Das hatte Boleslaus voraus gesehen und meinte nun, ein schicklicherer Ort zur Vollbringung der That als das Gastmahl sei der Weg zur Kirche.

Noch in derselben Nacht wurden die Priester der Kirche ins Geheimnis gezogen und ihnen geboten dem Herzog Wenceslaus am andern Morgen die Thüre der Kirche zu verschließen; denn Boleslaus hatte doch die Scheu, daß die Kirche durch die That nicht entheiligt werden sollte. Also findet heute wie damals der Bube sich mit seinem Gewißen ab, wenn er nur seine bergeshohe Frevelthat um ein Weniges wie um ein Sandkorn erniedrigen kann. Auch sann Boleslaus wieder darüber nach, wie er einen Zwist mit Wenceslaus erregen könnte, damit es schiene, als sei dieser zufällig im Streite und nicht durch vorbedachten Mord gefallen. Am frühen Morgen kam Wenceslaus heran, aber er fand die Thür der Kirche verschloßen, und als er vergebens anklopfte, sah er von der andern Seite seinen Bruder mit bewaffneten Männern nahen. Sobald Boleslaus, der seinen Begleitern vorausgeritten war, seinem Bruder nahe genug kam, begrüßte dieser ihn freundlich und dankte ihm für die gestern ihm erwiesene Ehre. Allein Boleslaus sah ihn mit finster drohenden Blicken an und sprach: „gestern habe ich gethan, wie es sich für mich geziemte; heute verfahre ich mit dir, wie du es verdienst.“ Bei diesen Worten führte er einen Streich nach dem

Haupte seines Bruders. Aber ihm zitterte die Hand aus Schauder vor der Größe des eigenen Verbrechens so sehr, daß der Schlag machtlos durch die Luft fuhr. Als Boleslaus nun gleich wieder zu einem zweiten Schlage ausholen wollte, unterlief ihn der Herzog, warf ihn nieder, entwand ihm das Schwert und sprach: „siehst du jetzt, was ich vermöchte? Aber fern sei es von mir! Steh auf und nimm dein Schwert!“ Nach diesen Worten schritt Wenceslaus von neuem auf die Kirchthür zu; aber Boleslaus, der selber nun die Hand nicht mehr zu erheben wagte, rief seine Begleiter heran und gleich als hätte der Herzog den Boleslaus und nicht dieser jenen bedroht, so fielen sie über Wenceslaus her und erschlugen ihn. Dieß geschah im Jahre 938.

Nach vollbrachter That begab Boleslaus sich nach Prag, bemächtigte sich aller Schätze und tödtete die treuesten Anhänger seines Bruders. Auch ihrer Kinder schonte er nicht, sondern ließ sie in die Moldau werfen. Aus Furcht aber vor dem Könige Otto und seiner Strafe gedachte er ihm zuvorzukommen und begann selber den Krieg mit den angrenzenden Thüringern und Sachsen. Zwölf Jahre vergiengen, bis Otto ihn völlig unterwarf. Als Otto den Herzog Boleslaus endlich nach vielen Anstrengungen besiegte, verzieh er ihm unter der Bedingung, daß Boleslaus sein Land von Ottos Bruder Herzog Heinrich von Baiern zu Lehen nehme. Dieß that Boleslaus und also ward Böhmen ein Lehen von Baiern, doch dieß hat nicht lange gedauert, da stand Böhmen unmittelbar unter dem Oberhaupte des deutschen Reiches.

### . 5. Ottos Zug nach Frankreich. 946.

Wie sehr im Laufe der Zeit durch die Schwäche der Nachkommen Karls des Großen die unter diesem Manne so gewaltige königliche Macht in Frankreich heruntergekommen war, noch weit mehr, als in Deutschland, zeigt uns das Beispiel Ludwigs,

der ebenso wie Karl der Einfältige von einem der Großen seines Reiches, Hugo Capet, gefangen genommen wurde. Ludwig hatte in seiner frühen Jugend aus Frankreich fliehen müßen und war in England jenseit des Meeres erzogen. Als er heranwuchs, beriefen ihn die Großen des französischen Reiches, unter ihnen Hugo selber, zurück in seine Heimat als den Sprößling und Erben des karolingischen Hauses und man nannte ihn wegen des Aufenthalts seiner Jugend: den von jenseit des Meeres, transmarinus, outremer. Ludwig war schwach und unfähig und deshalb konnte Hugo Capet sich also seiner bemächtigen. Aber die anderen Großen murrten gegen Hugo über die Gefangenschaft des Königs und Ludwig selber bat den deutschen König Otto um Hülfe. Da muste Hugo den König wieder losgeben, aber er that es nur unter der Bedingung, daß dieser ihm die Stadt Laon überlieferte. Ludwigs Gemahlin fürchtete für sein Leben und bewilligte darum Alles was Hugo verlangte, wenn nur ihr Gemahl frei wurde. Also gab Hugo dem Könige Ludwig seinen Namen und seine Würde zurück; aber das war auch Alles was Ludwig besaß. Allein der deutsche König Otto war damit noch nicht zufrieden und seine Kriegeslust wollte auf den Zug nach Frankreich nicht verzichten. Als Hugo das erfuhr, sprach er, wie einst Pompejus, daß er nur mit dem Fuße auf die Erde zu stampfen nöthig habe, um ganze Heere ins Feld stellen zu können; auch redete er verächtlich über die Sachsen und meinte, ein guter Trinker könne sieben von ihren kurzen Pfeilen auf einmal mit herunterschlucken. Solcher Witz des französischen Großen würde in unserer Zeit ein wenig frostig erscheinen; doch wenigstens eben so matt war die Erwiederung des deutschen Königs Otto, der sich zu rächen suchte durch Anspielungen auf den Namen Capet (cappatus, mit einer Kappe bedeckt). Dieß bezog sich auf die Kappe des heiligen Martin von Tours, weil Hugo die Abtei desselben mit der Kappe als Reliquie

besaß und sich danach nannte. Otto ließ ihm sagen, er wolle ihm so viele Kappen zeigen, als er bis dahin noch nicht erblickt habe. Zu diesem Ende gebot er, daß jeder Krieger in seinem Heere sich eine Mütze von Stroh flechten solle. Zweiunddreißig Schaaren, oder Regimenter, wie wir sie in unserer Zeit nennen würden, zogen also in Frankreich ein mit Strohkappen bedeckt. Das deutsche Heer ward noch verstärkt durch die französischen Großen, welche mit Hugo unzufrieden waren, und in Allem mögen es immerhin wohl hunderttausend Mann gewesen sein. Mit diesem Heere belagerte der deutsche König den französischen Großen Hugo in Paris und zog von dort aus mit einem Theile des Heeres nach der Normandie, um diese zu verwüsten. Im Ganzen aber ward nicht viel ausgerichtet und der König Otto begab sich nach einigen Monaten wieder heim.

Einige Jahre nachher (948) ward zu Ingelheim eine große Versammlung gehalten, auf welcher die beiden Könige Otto und Ludwig und außer ihnen viele Große und Bischöfe und päpstliche Legaten zur Entscheidung der Streitigkeit erschienen. Hugo ward mit schwerer Strafe und insbesondere mit dem Banne bedroht, wenn er sich von da an dem Könige nicht unterwerfen und nicht Kirchenbuße thun wolle. Die Schreiben, welche auf dieser Versammlung verlesen oder abgefaßt wurden, waren nach der damals längst üblichen Sitte in lateinischer Sprache, und deshalb musten sie den beiden Königen, die nicht Latein verstanden, in deutscher Sprache erklärt werden. Daraus ersehen wir, daß in dem Hause der Karolinger in Frankreich bis an ihr Aussterben im Jahre 987 die deutsche Sprache gebräuchlich gewesen sein muß und nicht die französische, die sich beim Volke in ihren Grundzügen damals schon längst festgesetzt hatte. Erst als der Sohn jenes Hugo Capet auch selbst unter diesem Namen den französischen Königsthron bestieg, war die deutsche Sprache in Frankreich völlig überwunden.

In jener Zeit beschäftigte sich auch der König Otto mit den Wißenschaften. Seine treu von ihm geliebte Gemahlin Editha war im Jahre 947 gestorben und Otto konnte sich über sie nicht trösten. Da gab man ihm den Rath, daß er, um sich der trüben Gedanken zu erwehren, lesen lernen möge, und Otto gieng darauf ein und trieb es mit vielem Eifer. Man hatte damals fast nur lateinische Bücher. Bis zum Sprechen dieser Sprache brachte es Otto nicht, nur zum Verstehen, und eben so gieng es ihm mit der slavischen und der italischen Sprache, die sich damals herausbildete aus der lateinischen. Er verstand sie, doch sprach er sie nicht, und redete überhaupt nur seine Muttersprache, die sächsische. Auch in anderen Dingen blieb er der Sitte seiner Vorfahren getreu und kleidete sich nur deutsch.

### 6. Ottos erster Zug nach Italien und die Empörung seines Sohnes Liudulf. 951—953.

König Otto I. hatte längst sehnsüchtig nach Italien geblickt, um sich auch dieses schöne Land zu erwerben, als sich ihm im Jahre 951 eine günstige Gelegenheit darbot. Dort hatten seit langen Jahren sich die Großen um die Herrschaft gestritten, bis endlich Lothar über die Andern obsiegte und sich König von Italien nannte. Aber Berengar von Ivrea widerstand ihm noch, und als der Tod den Lothar bald hinwegraffte, gedachte Berengar sich und seinem Sohne Adalbert das ganze Reich dadurch zu gewinnen, daß er Lothars Wittwe Adelheid mit seinem Sohne vermählte. Aber Adelheid wollte nicht; ob auch Berengar sie gefangen nahm und in ein Schloß am Gardasee einsperrte und seine Frau Willa sie mit Schlägen und Fußtritten mishandelte, sie gab nicht nach und entkam zuletzt mit Hülfe eines treuen Priesters Martin. Denn Martin wühlte unbemerkt ein Loch unter dem Boden hindurch bis in den Thurm, wo Adelheid saß, und in einer dunkeln Nacht gelang es ihm sie

herauszuführen. Ein Fischer brachte dann die Königin auf seinem Kahne in einen Wald am Gardasee, wo sie sich im Gebüsche verbarg und von einigen Fischen nährte, die ihr die mitleidige Hand jenes Mannes reichte. Von dort holte der Graf Azzo sie ab und brachte sie auf seine Burg Canossa. Im Gebiete von Reggio nämlich steigt jäh und schroff ein Fels empor, an seinem Fuße an mehren Seiten mit Waßer umgeben und oben mit Mauern und Thürmen wohl befestigt: das ist die alte Burg Canossa. Von dort aus sandte Azzo Boten an den deutschen König Otto und ließ ihm durch diese die Hand Adelheids und das Reich Italien antragen.

Solcher Lockung konnte Otto nicht widerstehen; denn sein Sinn stand immer auf Erweiterung seiner Herrschaft und damals war er Wittwer im neunundreißigsten Jahre seines Lebens. Darum zog er hin, unterwarf sich Italien und ward zu Pavia, der Hauptstadt der Lombarden, als Gemahl Adelheids und König von Italien anerkannt. Dieser Tag, an welchem Ottos Macht und Größe weit über alle Länder zu strahlen schien, ist einer der traurigsten in der deutschen Geschichte; denn von da an glaubten alle deutsche Könige sich berufen und verpflichtet die Herrschaft über Italien als einen Anhang zu ihrer königlichen Würde in Deutschland anzusehen. Der Kampf um dieses Land hat viele Jahrhunderte hindurch den Kern der Jugend beider Länder hinweggerafft und Ströme Bluts sind geflossen für diese immer aufs neue versuchte und immer aufs neue mislungene Unterjochung einer fremden Nation. Daran knüpfte sich noch eine andere Lockung für die deutschen Könige, nur in Rom konnten sie den leeren Namen, den Titel eines römischen Kaisers erwerben. Dieses Beispiel haben den deutschen Königen gerade die Männer gegeben, die wir in unserer Geschichte die Großen nennen: Karl I. und Otto I., und die doch darin an Weisheit so viel kleiner sind, als Heinrich, den nicht der ehrende

Name des Großen, sondern der geringere und seiner nicht würdige des Voglers schmückt.

Im Jahre 951 freilich konnte Otto I. die römische Kaiserkrone noch nicht erlangen; denn seine Heirath mit Adelheid trug erst noch andere bittere Früchte, die ihn daran hinderten. Denn Liudulf, der damals schon zwanzigjährige Sohn Ottos, war seinem Vater gram über diese Heirath und da Otto zugleich auch seinen Schwiegersohn Konrad von Franken beleidigte, so verbündeten sich Liudulf und Konrad gegen ihren Vater. Auf einem Zuge nach Aachen erfuhr Otto, daß auf den Betrieb der beiden dort Nichts zu seinem Empfange vorbereitet wäre, sondern er vielmehr Feindseligkeiten zu gewärtigen hätte. Erschreckt und zürnend begab Otto sich eilig in das treue Sachsen und erst dort im Vaterlande Sachsen fand er, wie der alte Chronist erzählt, in sich den König wieder, den er vorher fast verloren hatte. Bald kam es zum offenen Kriege und Otto belagerte seine Söhne in Mainz. Es wurden Belagerungsmaschinen und Mauerbrecher vom Vater gegen den Sohn erbaut; aber der Sohn zerstörte die Werke seines Vaters. Die Bürger von Mainz schwankten hierhin und dorthin; denn draußen fürchteten sie ihren König und Herrn, darinnen aber seinen Nachfolger und der nun Gewalt über sie hatte. Nach sechzig Tagen der Belagerung wurden Friedensunterhandlungen angeknüpft und König Otto gab seinen Verwandten Ekbert als Geisel in die Stadt, damit Jeder frei herauskommen und sich bei ihm verantworten möchte.

Auch Liudulf und Konrad warfen sich vor dem Könige nieder und sagten, daß sie zur Strafe bereit wären, wenn nur ihre Freunde und Genoßen frei ausgiengen. Allein diese gerade forderte Otto. Als die beiden um ihrer geleisteten Eide willen diese Bitte abschlugen, ward die Verbitterung ärger als zuvor. Auch der Bruder des Königs, Herzog Heinrich von Baiern,

mengte sich im Grimme über die Widersetzlichkeit seines Neffen darein und fuhr ihn mit harten Worten an. Auf seine heftige Anrede schwiegen Konrad und Liudulf und kehrten dann traurig in die Stadt zurück. So lange sie beim Könige verweilten, war große Freude im Lager und in der Stadt; denn Keiner zweifelte daran, daß zwischen ihnen der Friede zu Stande gebracht würde. Im Schmerz über die getäuschte Hoffnung wurden die Gemüther weniger gegen die Jünglinge, als gegen den König erregt, den man der leidenschaftlichen Heftigkeit und des Starrsinns anklagte. Die Folgen davon sollte Otto bald erfahren.

Zuerst ließ ihm Ekbert, den er selber als Geisel in die Stadt geschickt hatte, von dort aus sagen, daß er nicht zurückkehren, sondern von nun an gegen den König streiten werde. Die baierischen Großen, außer Herzog Heinrich, dem Bruder Ottos, verließen das königliche Heer und zogen zu Liudulf. Da muste Otto das von der langen Belagerung ermüdete Heer entlaßen und zog mit wenigen Begleitern nach Sachsen im Decbr. 953; doch der Krieg war damit nicht beendet, sondern währte noch länger als sechs Monate. Denn Liudulf begieng den Frevel die Ungarn zu seiner Hülfe ins Land zu rufen, und diese säumten nicht sich solche Einladung zu Nutze zu machen und fielen wiederum raubend und plündernd in Baiern ein. Ja nicht bloß Baiern verheerten sie, sondern auch Franken und da mehre deutsche Fürsten mit Geld die Verwüstung ihrer Länder abkauften, drangen die Ungarn immer weiter und giengen bei Worms über den Rhein. Bis Rheims und Chalons ward alles Land verheert, auch nach Burgund wagte sich das räuberische Volk. Endlich zogen sie von selber wieder ab, nachdem der König Konrad von Burgund mit Glück gegen sie gekämpft hatte, und kehrten nach ihrer Weise durch Oberitalien nach Ungarn wieder heim.

Ueber solche Kunde tief betrübt berief Otto auf den 16.

Juni 954 eine Reichsversammlung nach Langen=Zenn bei Nürnberg und redete dort also: „wenn die Empörung meines Sohnes und seiner Freunde nur mir allein Nachtheil brächte und nicht auch das ganze Reich betrübte und verheerte, so würde ich mich nicht so sehr beklagen. Wie Räuber haben sie meine Städte angefallen, sie haben ganze Gegenden meinem Gebote entfremdet und sich fast gesättigt in dem Blute meiner Getreuen. Seht, ich sitze da ohne Söhne und verwaist, während mein einziger Sohn, den ich doch so sehr geliebt und so sehr erhöhet habe, als mein bitterster Feind gegen mich auftritt. Und auch dieß selbst wäre noch zu ertragen, wenn nur nicht auch noch die Feinde Gottes und aller Menschen hinzukämen. Nun erst ist mein Reich recht verwüstet, das Volk getödtet oder gefangen hinweggeführt, die Städte zerstört, die Kirchen verbrannt und die Priester geschlachtet, die Straßen triefen von Blut und die Feinde Gottes und Jesu Christi kehren in ihre Heimat zurück, beladen mit dem Golde, mit welchem ich meinen Sohn Liudulf und meinen Schwiegersohn Konrad in beßeren Tagen beschenkte. Was des Frevels da noch übrig sei, das vermag ich wenigstens nicht zu erdenken." Auf diese Worte schwieg der König und zuerst trat Herzog Heinrich von Baiern vor und sagte, daß durch das böswillige Dingen der Feinde des Reichs diesen wiederum der Weg eröffnet sei; er aber werde nimmer ruhen und keine Gefahr noch Anstrengung scheuen, ehe er mit dem gemeinsamen Feinde Aller Frieden schlöße. Darauf sprach Liudulf: „ich gestehe, daß ich die Ungarn hereingerufen; aber ich hatte ihnen zur Pflicht gemacht mich und die sich mir unterworfen hätten, nicht zu beschädigen. Wenn mir also in dieser Angelegenheit dennoch einige Schuld beigemeßen wird, so weiß alles Volk, daß ich nicht freiwillig, sondern in der äußersten Noth zu solchem Schritte meine Zuflucht genommen habe." Darauf begann auch der Erzbischof Friedrich von Mainz sich zu entschuldigen,

der es mit Liudulf gehalten hatte: er habe niemals gegen den König Etwas unternommen, sei aber aus Furcht abgefallen, weil er gesehen, daß er unschuldig beim Könige angeklagt sei, und dessen schweren Zorn auf sich gezogen habe. Er erböte sich aber zu einem Reinigungseide. Der König sagte: „ich will von dir keinen Eid; aber ich verlange, daß du zur Herstellung des Friedens und der Eintracht mitwirkest."

Dann entließ er sie Alle und nicht lange nachher unterwarf sich Konrad freiwillig. Er und Friedrich suchten auch Liudulf zum Frieden zu bewegen. Auch sein Oheim Bruno, der als Erzbischof von Köln zugleich auch das Herzogthum Lothringen verwaltete, sprach zu ihm: „höre auf, Liudulf, ein Absalon zu sein, damit du noch einmal ein Salomon sein könnest"; aber Liudulf forderte volle Verzeihung für alle seine Anhänger und als der König ihm diese nicht gewähren wollte, begab er sich nach Regensburg und dort muste der Vater ihn belagern. Wiederum dauerte die Belagerung Monate lang. Um dem inneren Feinde, dem Hunger, zu entgehen, machten die Belagerten häufige Ausfälle; aber der Andrang der Feinde ward immer größer. Zu Waßer auf der Donau ward gekämpft, wie zu Lande und Ströme Bluts wurden vergoßen. Zuletzt schlugen sich die Fürsten um der bedrängten Einwohner der Stadt willen ins Mittel und Liudulf versprach die Stadt zu verlaßen; aber nachgeben wollte er nicht. Es ward dann ein Tag festgesetzt, wo über seine Beschwerden verhandelt werden sollte, und bis zu diesem Tage sollte Friede sein. Der König Otto begab sich heim in sein Land Sachsen.

Als er eines Tages hier jagte in der Nähe von Saufeld an der Ilm im Weimarschen, trat auf einmal barfuß sein Sohn Liudulf zu ihm, umfaßte seine Knie und bat weinend seinen Vater und alle dort Anwesenden um Verzeihung für alles Unheil, das er angerichtet hatte. Otto ward gerührt und verzieh

ihm, dafür gelobte Liudulf immer treu und dem väterlichen Willen in allen Dingen gehorsam zu sein.

König Otto aber bestimmte seinen Sohn Otto, den ihm die Königin Adelheid geboren, zu seinem Nachfolger im deutschen Reiche.

### 7. Otto und die Ungarn. 955.

Als Otto im Anfang des Juli nach Sachsenland heimgekehrt war, traf er dort Gesandte der Ungarn, welche dem Vorgeben nach ihn wegen der alten Treue und Gunst zwischen Deutschen und Ungarn anredeten, der Wahrheit nach aber den Ausgang des Bürgerkrieges erkunden sollten. Otto bewirthete sie einige Tage bei sich und entließ sie dann mit Geschenken; aber kaum waren sie von ihm gegangen, da sandte sein Bruder Heinrich aus Baiern Boten zu ihm, daß die Ungarn einen neuen Einfall beabsichtigten und schon in großen Schwärmen die Grenzen überschritten hätten. Auf diese Nachricht entbot der König alsbald das ganze Reichsheer, aus Sachsen jedoch konnte er nur wenige mit sich nehmen, weil die Slaven immer auf den günstigen Augenblick lauerten, von Nordosten her in dieses Land einzubrechen. Auf dem Felde in der Nähe von Augsburg ward an dem schnell daher fließenden Lechstrom ein Lager aufgeschlagen und dorthin sammelten sich die Schaaren der Franken und Baiern, dorthin kam auch Konrad, der Herzog der Franken, des Königs Eidam, dessen Ankunft die Krieger nicht wenig ermuthigte. Denn Konrad war ein Mann von kühnem Sinne und dabei zugleich doch auch besonnen, erfahren in jeglicher Art des Kampfes zu Fuß und zu Rosse und beim ganzen Heere wohl beliebt. Er war gekommen in der Absicht, das schwere Unrecht der vorhergegangenen Jahre wieder gut zu machen.

Die Plänkler auf beiden Seiten brachten bald die Nach-

richt, daß die Heere einander nahe stünden, darum versöhnten sich vor dem Treffen im königlichen Heere alle Krieger, die bis dahin mit einander feind gewesen waren, es ward ein Fasten anbefohlen und Allen geheißen, sich bereit zu halten für den kommenden Morgen (10. August). Bei der Dämmerung erhoben sich die Krieger, ein Jeder gelobte zuerst seinem Anführer, dann seinem Nebenmann mit einem Eide seine Pflicht zu thun. Darauf schritten sie aus dem Lager hervor mit wehenden Fahnen und stellten sich in acht Schaaren auf. Der König Otto und sein Feldherr, der Markgraf Gero, hatten zum Kampfplatz einen Ort erwählt, wo sie durch Gebüsch gedeckt waren gegen den Pfeilregen der Ungarn; denn Pfeil und Bogen war die stärkste Waffe dieses Volkes. Den ersten, zweiten und dritten Haufen machten die Baiern aus, denen aber ihr Herzog Heinrich um einer Krankheit willen fehlte; der vierte Haufe bestand aus Franken, an deren Spitze Konrad einherritt. Der fünfte und größte Haufe, welcher auch der königliche genannt wurde, bestand aus den auserlesensten Kriegern aller Stämme und ward von Otto selber angeführt. Mitten in diesem Haufen wehte die Reichsfahne mit dem Bilde des Erzengels Michael, der den Lindwurm zertritt. Den sechsten und siebenten Haufen machten die Schwaben aus, welche Herzog Burchard führte. Dann war noch ein achter Haufe da, von tausend wohlbewaffneten Böhmen. Ihnen ward der Befehl das Gepäck des Heeres zu schützen; denn dieses war um der vermeintlich größeren Sicherheit willen nach hinten gebracht.

Allein die Sache verlief anders als man dachte; denn den Ungarn war diese Stellung des Heeres nicht unbekannt geblieben. Darum setzte eine große Schaar über den Lech, umgieng das deutsche Heer und ehe man es sich versah, fielen ihre Pfeile auf einmal in den letzten Haufen, der bei dem Gepäcke war. Zugleich ertönte ihr Schlachtgeschrei Hui, hui! und bald waren

die tausend Böhmen theils getödtet, theils gefangen und alles Gepäck in den Händen der Ungarn. Von da aus griffen sie auch den siebenten und den sechsten Haufen an und trieben auch diese in die Flucht. Als dem Könige diese Bedrängnis seiner letzten Haufen verkündet wurde, schickte er sogleich den Herzog Konrad mit dem vierten Haufen ihnen zu Hülfe. Der warf sich auf die Ungarn, entriß ihnen die Gefangenen und die Beute und trieb ihre Horden, die sich schon zum Plündern zerstreut hatten, in wilde Flucht davon. Dann kehrte Konrad mit den erbeuteten Siegeszeichen in seine Stellung wieder zurück und die alten kampferprobten Krieger in dem Haufen Ottos sahen mit Stolz und Beschämung auf die Jünglinge, aus denen zum grösten Theile Konrads Haufe bestand.

Mittlerweile*) aber waren auch die großen Heermassen selbst einander noch näher gerückt und Otto sah, daß die Stunde der Entscheidung gekommen sei. Darum wandte er sich noch einmal an seine Krieger und redete also zu ihnen: „ihr Alle seht den Feind in unserer Nähe und darum fordere ich euch auf gutes Muths zu sein und entschloßen den Angriff zu wagen. Ich habe oft eure Kraft erprobt im fremden Lande, fern von dem heimatlichen Boden haben wir überall gesiegt, und nun sollten wir innerhalb der Grenzen unseres Reiches, in unserem Vaterlande selbst den Kampf gegen diese räuberischen Eindringlinge nicht bestehen können? Das sei ferne! Zwar an Zahl sind sie uns überlegen; aber nicht an innerer Kraft und nicht an Waffen; denn außer ihren Bogen und Pfeilen haben sie ja fast gar Nichts zur Gegenwehr und unsere Kraft ist größer, als

---

*) Die Chroniken weichen hier von einander ab. Nach der einen ist das Haupttreffen noch am selben Tage geschehen, nach der andern am folgenden. Das Erste erscheint glaublicher, einen wesentlichen Unterschied macht es aber nicht.

die ihrige; denn wir vertrauen auf Gott. Ihre Verwegenheit allein ist ihre Schutzwehr, die unsere ist Hoffnung und Vertrauen auf den Schutz des Allmächtigen. Wenn es unser Ende sein soll, meine Getreuen, so ist es beßer mit den Waffen in der Hand zu sterben, als solchen Feinden unterworfen das Leben sklavisch hinzuschleppen, oder gar wie Thiere am Strange zu sterben. Doch was bedarf es der Worte? Wir wollen mit unseren Schwertern ein beßeres Gespräch beginnen, als mit unserer Zunge."

Bei diesen Worten ergriff der König seinen Schild und die heilige Lanze und lenkte selber zuerst sein Roß auf die Feinde. Bald entbrannte an allen Orten der Kampf. Lange hielten die Ungarn Stand, doch endlich begann der eine Flügel zu weichen; noch wollten die mannhafteren unter ihnen Widerstand leisten; aber sie vermochten den geschloßenen Andrang nicht auszuhalten und zuletzt wandten sich Alle zur wildesten Flucht. Einige eilten in die nahen Dörfer und wollten sich hier vertheidigen; aber die Häuser wurden über ihrem Haupte angezündet, daß sie also elendiglich umkamen. Viele von ihnen, die noch am andern Ufer des Lechstromes waren, wollten diesen durchschwimmen und so sich retten; aber beim Heranklettern am andern Ufer wurden sie zurückgeworfen und musten im Lech ertrinken. Wenige von den Ungarn entkamen und in ihrem Lande selbst entstand später die Sage, es seien aus der Schlacht am Lech nur sieben der ihrigen mit abgeschnittenen Ohren heimgekehrt. Auch zwei der Führer der Ungarn, Lehel und Verbults, wurden gefangen und auf Befehl des Königs zum Herzog Heinrich von Baiern gebracht, der sie alsbald wie Räuber an den Galgen hängen ließ. Dafür rächte sich Botond, der dritte Führer der Ungarn, durch das Niedermetzeln aller gefangenen Deutschen. Auch sonst war der große Tag blutig genug für diese. Unter den Gefallenen war auch Herzog Konrad von Franken. Als dieser mit uner-

müdlichem Eifer strebte seine frühere Schuld zu sühnen und nur einmal bei der heißen Blutarbeit die Ringe seines Panzers lüftete, um sich ein wenig abzukühlen, traf ihn ein Pfeil am Halse und machte alsbald seinem Leben ein Ende. Er war den Franken lieb und werth gewesen, darum befahl der König, seine Leiche solle auf einer Bahre heim ins Frankenland getragen werden. Dort ward sie nach Worms gebracht und allda unter Trauer und Klagen aller Rheinfranken bestattet. Aber der Verlust der Ungarn war unendlich viel größer als derjenige der Deutschen. Von den Kettchen und Glöckchen von Gold und Silber, welche die Ungarn am Halse trugen, brachten die Deutschen viele Mark Goldes und Silbers zu Kirchengeräthen zusammen.

Dieser Kampf war für immer entscheidend und zwang die Ungarn ruhig daheim innerhalb ihres Gebietes zu bleiben und sich an die Sitten und Gebräuche europäischer Völker zu gewöhnen; denn bis dahin hatten sie nur noch als rohe nomadische Asiaten gelebt. Jedoch ein Theil des bisherigen Ungarlandes ward ihnen genommen, die Baiern breiteten sich von der Ens bis an die Erlaf aus und bauten sich dort in Städten an. Also begann die Markgrafschaft Oestreich, die viele Jahrhunderte hernach einem Kaiserthume den Namen gab, welchem auch Ungarn selber unterthan wurde. Bis dahin aber kannte man den Namen Oestreich noch nicht. Zur Erinnerung an diesen Sieg erbaute Otto zu Merseburg eine Kirche zu Ehren des heiligen Laurentius und legte dadurch den Grund des späteren Bisthums Merseburg.

Weil wir aber bei der Erzählung der Schlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg der heil. Lanze erwähnt haben, so müßen wir auch hinzusetzen was für eine Bewandtnis es nach der Erzählung der alten Chroniken damit hatte. Zu den Zeiten des Königs Heinrich hatte der König Rudolf von Burgund diese Lanze von einem Grafen Samson überkommen. Die Sage

erzählte, daß sie das Eigenthum des Kaisers Constantin gewesen, aber schon weit älter sei, denn die Schneide daran sei gefertigt aus einem der Nägel, mit denen die Füße und Hände des Herrn Jesu Christi am Kreuze durchbohrt wären. Als Heinrich erfuhr, daß der König Rudolf ein solches Kleinod besäße, ließ er ihn durch eine eigene Gesandtschaft darum ersuchen, ob er ihm für angemeßene Geschenke diese Reliquie abtreten wollte. Rudolf erwiederte, dieß werde nie geschehen, und deshalb versuchte Heinrich das Mittel der Drohung und dieses führte alsbald zum Ziele. Rudolf gab die Lanze heraus und Heinrich soll darüber so erfreut gewesen sein, daß er ihm nicht allein reiche Geschenke an Gold und Silber, sondern selbst auch einen Theil des Schwabenlandes zu Lehen gab. Diese Lanze begleitete den König Heinrich auf allen seinen Zügen und er hinterließ sie auch seinem Sohne Otto, der sie in gleicher Verehrung hielt, wie sein Vater Heinrich, und ihr nicht wenigen Antheil an dem glücklichen Siege über die Ungarn zuschrieb. Also war in jenen Zeiten der Glaube der Menschen. Von da an gehörte diese Lanze mit zu den königlichen Abzeichen des deutschen Reiches.

### 8. König Otto und die Dänen. 952.

Während Otto fern von seinem Lande in Italien weilte, hielten die Dänen die Zeit für gekommen, wo sie das Joch, das ihnen König Heinrich auferlegt, nun abschütteln könnten. Darum griffen sie zu den Waffen, ermordeten die Gesandten des Königs bei Schleswig und verwüsteten die sächsischen Ansiedelungen, welche König Heinrich in ihr Land geführt hatte. Auf diese Nachricht zog Otto schnell dahin und überschritt die Grenzen des Reiches, die einst bei der Stadt Schleswig gesteckt waren, dann verheerten die Deutschen nach der Weise der Kriegführung damaliger Zeit zur Vergeltung das Land der Dänen; aber diese zogen sich vor den Deutschen immer zurück und nir=

gends erblickten die Sachsen ein Heer der Feinde. Als sie an das äußerste Meer kamen, welches das Land der Dänen von Norwegen trennt, schleuderte König Otto seine Lanze weit hinaus in die Wellen und dieses wird davon an jener Stelle der Ottensund genannt. Ein solches Hinausschleudern oder Berühren des Speeres war bei den deutschen Stämmen gebräuchlich zur Grenzbestimmung; denn eben so berührte Authari der Langobardenkönig einen Fels im Mittelmeere und machte ihn dadurch zur Grenze seines Reiches*); und eben so schleuderte wiederum zwei Jahrhunderte nach Otto der Herzog Heinrich der Löwe seinen Speer in den Rhein als die Westgrenze seines Landes. Auf dem Rückwege trat den Sachsen unfern von Schleswig der König Harald entgegen und dort soll es zum Kampfe gekommen sein, wie die Deutschen erzählen; die Dänen aber leugnen es. Wie dem auch sei, Harald unterwarf sich und war bereit sein Reich von Otto zu Lehen zu nehmen, sich selber taufen zu laßen und das Christenthum auch durch Dänemark zu verbreiten. Alsbald wurden sie getauft, Harald und seine Gemahlin Gunild, mit ihrem kleinen Sohne Suen. Diesen hielt der König Otto zur Taufe, und gab ihm den Namen Suenotto. Damit aber das Land dem Christenthum auch erhalten bliebe, theilte Otto es in drei Bisthümer: Schleswig, das auch Heidibo genannt wurde, an dem Meerbusen der Schlei, der tief hineindringt in das Land und auch der Stadt den Namen gegeben hat, dann Ripen und Aarhus. Alle drei Bisthümer sollten unter das Erzbisthum Hamburg-Bremen gehören.

Die Dänen empfiengen nun wohl den Namen der Christen, opferten aber dennoch ihren alten Göttern nach der Sitte ihrer Väter. Damals soll sich, wie die alten Chroniken der Mönche

*) Vergleiche meine Geschichten aus der Völkerwanderung. Bd. I. Seite 359.

erzählen, zur Bekräftigung der christlichen Religion folgende Begebenheit zugetragen haben. Es entspann sich eines Tages bei einem Gastmahle, an dem auch der König Harald Theil nahm, ein Wortwechsel unter den Dänen über die Macht der Götter; denn einige sagten, sie glaubten wohl, daß Christus ein Gott wäre, es gäbe aber mächtigere Götter, als er sei, und diese hätten größere Thaten und Wunder gethan als Christus. Dagegen erhob sich ein Priester, Namens Poppo, und rief: „es ist nur ein wahrer Gott, der Vater mit dem eingeborenen Sohne, unserem Herrn, und dem heiligen Geiste; alle andern Götter, wie ihr meint, sind nur Götzenbilder.“ Der König Harald hatte bis dahin ruhig zugehört und wandte sich nun zu Poppo und sprach: „Bist du erbötig, diesen deinen Glauben an deinem eigenen Leibe zu erweisen?“ Poppo erwiederte, er sei dazu bereit. Darauf befahl der König diesen Priester bis zum andern Morgen wohl zu bewachen. Mit Anbruch des Morgens aber gebot er ein Stück Eisen von mächtiger Schwere glühend zu machen und dann forderte er Poppo auf, dieses glühende Eisen zur Bekräftigung seines Bekenntnisses zu tragen. Poppo ergriff ohne Verzug das Eisen und trug es so lange, wie der König ihm hieß, dann legte er es nieder und zeigte Allen seine Hände unverletzt. Als er also die Wahrheit des christlichen Glaubens erwiesen hatte, verordnete der König, daß die Götzenbilder hinwegzuschaffen und den Priestern und Dienern des Christen-Gottes die gebührende Ehre zu erweisen sei. Der König Otto aber berief Poppo zu sich, lobte ihn, als einen Kämpfer Christi, und belohnte ihn dann mit kirchlichen Ehren. — Also erzählen die Mönche.

### 9. Ottos Kampf gegen die Slaven. 955.

Als die Ungarn nach langem Frieden 954 in Deutschland einfielen, glaubten die Slaven, daß auch ihre Zeit gekommen

sei, das Joch der Deutschen abzuschütteln, und verweigerten den Tribut. Darum konnten die Sachsen nicht mitziehen gegen die Ungarn; aber nach dem glorreichen Siege auf dem Lechfelde vereinte Otto alle seine Macht gegen die Slaven. Diese hatten inzwischen mehre Vortheile errungen; denn der Markgraf Hermann war ihnen nicht gewachsen und als die Slaven seine Stadt zur Uebergabe aufforderten, überlieferte er sie ihnen unter der Bedingung, daß die freigeborenen Männer mit Weibern und Kindern abziehen dürften, alles Besitzthum mit den Sklaven aber zurücklaßen sollten. Also ward es festgesetzt und die Slaven zogen ein. Aber einer von diesen erblickte seine ehemalige Frau, welche, von den Sachsen lange vorher im Kriege gefangen, einen derselben zum Gatten wieder angenommen hatte. Alsbald stürzte der Slave zu ihr und wollte sie hinwegführen; aber der Sachse gab ihm einen Faustschlag ins Gesicht, daß er zurücktaumelte. Da erhob der Slave ein lautes Geschrei, die Bedingungen seien verletzt, ihm schloßen sich die andern Slaven an und bald entbrannte ein blutiger Kampf. Das Ende desselben war der Tod aller sächsischen Männer, die Weiber und Kinder wurden in die Sklaverei geführt. Als nun Otto mit dem Reichsheere herannahte, schickten die Slaven eine Gesandtschaft mit dem Erbieten, daß sie Tribut bezahlen wollten, wie auch vorher, nur möge man sie im Besitze ihres Landes laßen; allein Otto forderte Buße für die Empörung und wollte ihnen nur auf ihre unbedingte Unterwerfung den Frieden gewähren. Da entschloßen sich die Slaven ihr Vaterland und ihre Freiheit zu vertheidigen und Otto durchzog raubend und plündernd das slavische Land. Zuletzt kam er an einen Fluß, Namens Raxa (wahrscheinlich jetzt Recknitz in Mecklenburg) und dort sahen sich die Deutschen auf einmal von allen Seiten eingeschloßen. Denn der Fluß war schwer zu überschreiten, weil ringsum Sümpfe ihn umgaben, die auch nach den Seiten hin den Weg versperrten, und hinter

den Deutschen lag ein großer Wald. In diesem hatten die Slaven Bäume gefällt und also einen Verhau gemacht, den sie besetzt hielten und von dem aus sie den Rückweg wehrten. Dazu kam Krankheit und Hunger im deutschen Heere und die Noth stieg von Stunde zu Stunde.

Nachdem dieß zwei Tage lang so gedauert hatte, schickte König Otto seinen Vertrauten, den Markgrafen Gero, an den Slavenführer Stoinef, mit der Botschaft, daß der König ihn als Freund aufnehmen würde, wenn Stoinef sich ihm ergeben wollte. Gero war erfahren im Kriege, ein guter Feldherr, wohlberedt, doch lieber in Werken thätig, als mit der Zunge, und beim ganzen Heere sehr beliebt, den Slaven dagegen war er sehr verhaßt nicht bloß um seines Muths und seiner Kriegserfahrung willen, sondern wegen einer früheren That zu den Zeiten des Königs Heinrich. Dieser hatte ihm die ostsächsische Mark zur Vertheidigung übergeben, die Slaven aber machten häufige Einfälle und versuchten auch eines Tages Gero mit List zu tödten. Doch er entkam und setzte nun ihrer List eine andere entgegen. Er lud einmal dreißig ihrer Kriegsobersten zum Gastmahle ein und, als diese vertrauend bei ihm dem reichlichen Genuß von Speise und Trank sich ergaben, fielen seine Bewaffneten über die dreißig Männer in ihrer Trunkenheit her und tödteten Alle, daß auch nicht Einer entkam. Dieser Markgraf Gero nun stellte sich an den Sumpf, der mit dem Fluße ihn von dem slavischen Heerlager trennte, und begrüßte den Anführer Stoinef und dieser erwiederte den Gruß in gleicher Weise. Darauf sprach Gero: „es wäre schon genug des Unrechts, wenn du gegen einen Diener meines Herrn Krieg führtest; aber du erhebst gegen ihn selber die Waffen! Wie darfst du das nur wagen? Wenn Kraft und Selbstvertrauen in euch ist, so werdet ihr uns Raum geben den Fluß zu überschreiten, oder ihr werdet selber zu uns kommen, damit wir auf gleichem Boden den

Kampf ausmachen.“ Der Slave aber grinste den Gero an nach der Sitte seines Volkes, und überhäufte ihn, den König Otto und alle Deutsche mit Schmähungen; denn er wuste recht wohl, in welcher Verlegenheit diese waren. Darüber ergrimmte Gero und rief: „der kommende Tag soll uns zeigen, ob du und dein Volk wirklich Muth haben; denn morgen werdet ihr sehen, wie wir doch auf irgend eine Weise zu euch dringen werden.“ Nach dieser Unterredung kehrte Gero ins Lager zurück und erzählte dem Könige Otto das Vorgefallene. Da ersannen die Beiden einen klugen Anschlag. Mitten in der Nacht ließ der König auf einmal Lärm machen und mit Pfeilen und allen Kriegswerkzeugen die Slaven reizen, als ob der Kampf nun recht beginnen und Sumpf und Fluß an jener Stelle mit Gewalt überschritten werden solle. Das meinten auch die Slaven aus der Drohung Geros verstanden zu haben und vertheidigten sich aus allen Kräften. Unterdessen aber zog Gero mit kundigen Leuten im Dunkel der Nacht eine Meile den Fluß abwärts und schlug dort ohne Wißen der Feinde in aller Eile drei Brücken. Dann riefen seine Boten das ganze Heer und es gelang diesem durch den Wald dahin zu kommen, während die Feinde am andern Ufer um der Sümpfe willen einen längeren Weg zu machen hatten. Als die slavischen Fußgänger nun zuerst vor den Reitern ankamen, waren sie ermüdet und konnten den Deutschen, die sich unterdessen wieder ausgeruht hatten, nicht kräftigen Widerstand leisten.

Stoinef stand auf einem Hügel und erwartete mit dem ersten Haufen seiner Reiter den Ausgang des Kampfes der Fußgänger, als auf einmal diese sich zur wilden Flucht wandten. Da verzagte auch Stoinef und die um des sumpfigen Bodens willen noch nicht vollständig gesammelten Reiter vermochten nicht den Fußgängern Hülfe zu bringen und flohen selber mit. Stoinef kam mit nur zwei Begleitern durch einen Wald und

als sie dort sich ein wenig hinlegten um zu ruhen, traf sie also ermüdet und unbewaffnet ein deutscher Krieger, Namens Hosed, der auf der Stelle den Stoinef erschlug. Dafür ward er vom Könige sehr geehrt und reich mit Gütern beschenkt. Die Deutschen drangen in das Lager der Feinde, tödteten dort Alles was sie fanden und das Gemetzel dauerte bis tief in die Nacht. Am folgenden Morgen ward Stoinefs Haupt mitten auf dem Felde auf einen Pfahl gesteckt, dann wurden siebenhundert Gefangene rund umher geschlachtet, dem Rathgeber Stoinefs die Augen und die Zunge ausgerißen und dann ward er mitten unter die Leichen geworfen. Das war die Rache der Deutschen.

Also führten die Menschen Krieg in jenen Zeiten; doch nicht immer mordeten die Deutschen die Gefangenen, sondern sie behielten sie auch als ihre Sklaven. Ursprünglich war in der deutschen Sprache das Wort Schalk die Bezeichnung für den leibeigenen Knecht; aber in den Kriegen mit den Slaven ward die Anzahl der Schalke aus slavischem Stamme so häufig und gewöhnlich, daß Slave und Schalk einerlei war und endlich nur jener Name blieb und sogar in die andern Sprachen Europas übergieng. Der hochdeutsche Dialekt hat das Wort Slave in Sklave verändert, die plattdeutsche Mundart aber kennt nur den Slaven.

König Otto dehnte das Reich aus bis an die Oder und erlangte Ruhm bei allen Völkern. Denn Römer und Griechen und Sarazenen schickten Gesandte an ihn und ließen ihm Teppiche, Balsam, Gewürze, dazu Geschenke von Gold, Silber, Erz, Elfenbein und Glas überreichen. Ferner brachten sie ihm Thiere, die man früher im Sachsenlande nicht kannte: Löwen und Kameele, Affen und Strauße. Auch von England und Frankreich her kamen Gesandte an ihn als den mächtigsten Herrscher der abendländischen Christenheit; denn die Hoffnung aller Christen ruhte auf Otto, den man den Großen nannte.

## 10. Die Gesandtschaft Ottos an die Mauren in Spanien. 956.

In jener Zeit schickte Abderrahman, der Kalif der Mauren in Spanien, eine Gesandtschaft zur Begrüßung an den deutschen König Otto; denn bis nach Spanien hin war der Ruhm des deutschen Königs gedrungen. Die Gesandtschaft ward mit Ehren empfangen, aber sie ward drei Jahre da zurückgehalten, so daß ein Bischof der Christen in Spanien, der an der Spitze der Gesandschaft stand, in Deutschland starb. Dann zogen die Andern wieder heim; aber Vielen schien es gut, daß auch von Deutschland aus wieder eine Gesandtschaft nach Spanien gienge; denn der arabische Kalif hatte in seinem Schreiben an Otto Einiges gegen die christliche Religion gesagt, und dieß, meinten die Bischöfe, dürfe man doch nicht so hingehen laßen, weil es dann scheinen würde, als verleugne man die christliche Wahrheit. Ottos Bruder Bruno, der Erzbischof von Köln und zugleich Kanzler des deutschen Reiches war, schlug dem Könige diesen und jenen zum Gesandten vor; allein die meisten weigerten sich eine Fahrt in ein so weit entlegenes Land zu unternehmen. Zuletzt erbot sich Johannes, ein Mönch aus dem Kloster Görz, freiwillig zu der Fahrt und obwohl sein Abt widerstrebte, weil er ihn nicht entbehren könne, gab doch der König seine Einwilligung und Johannes reiste mit zweien Anderen und einigen Dienern ab, während das Kloster die Kosten der Reise bezahlte.

Sie fuhren über Dijon nach Lyon und dann schifften sie die Rhone stromabwärts. Auf dem Fluße wurden sie von Räubern angefallen, entkamen aber mit einem Theile ihrer Habe und mietheten an der See ein Schiff, das sie nach Barcelona und von da nach Tortosa überführte, das damals eine der wichtigsten Städte des maurischen Reiches war. Dort wurden sie freundlich aufgenommen und warteten nun auf die Erlaubnis

des Kalifen zur Weiterreise nach Cordova, der Hauptstadt des maurischen Reiches. Nach einem Monat kam die Antwort und sie fuhren von Tortosa ab. In Cordova baten sie vor den Kalifen geführt zu werden; aber sie erhielten zur Antwort: die maurische Gesandtschaft hätte bei König Otto drei Jahre warten müßen, darum wäre es billig, daß sie auch so lange warteten. Es war aber noch eine andere Ursache des Aufschubs. Einer der Priester, der früher mit dem Bischof der maurischen Gesandtschaft nach Deutschland gegangen war und nun mit den Deutschen wieder zurückkam, hatte erzählt, daß in dem Briefe der deutschen Gesandtschaft bittere Ausfälle auf die muhamedanische Religion enthalten wären, und das war Abderrahman zu Ohren gekommen, der dadurch in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Es war nämlich ein todeswürdiges Verbrechen, wenn ein Maure oder irgend ein Anderer Etwas gegen die muhamedanische Religion äußerte und der Kalif selber, wenn er es duldete, begieng durch diese Duldung ein verabscheuungswürdiges Verbrechen. Als die maurischen Großen von diesem Briefe hörten, giengen sie unter einander zu Rathe und fragten den Kalifen, was ihm von dem Briefe der christlichen Gesandtschaft bekannt sei; aber Abderrahman leugnete alle Kenntnis ab. Es war schwer die Wahl zu treffen; denn entweder muste das Gesetz der Mauren oder das Völkerrecht in dem Gesandten verletzt werden. Bei diesem Stande der Sachen schickten die maurischen Großen einen Juden Hasdeu ab, der sich freundlich an die jüngeren Männer der Gesandtschaft heranbegab und sie warnte sich vor jedem Uebermuth zu hüten und insbesondere die maurischen Frauen niemals auch nur anzureden; zuletzt fügte er dann hinzu, der Mönch Johannes als der Führer der Gesandtschaft möge doch von dem viel besprochenen Briefe Nichts erwähnen. Einige Monate nachher kam ein christlicher Bischof im Auftrage der Mauren zu Johannes und bat ihn, er möge den Brief ganz

weglaßen, wenn er zum Kalifen geführt würde; aber Johannes erwiederte ihm, darauf eben komme es an; denn die frühere maurische Gesandtschaft habe Christum geschmäht und deshalb sei er zur Widerlegung hergeschickt worden. Der Bischof sagte dagegen, man müße nach der Mahnung des Apostels der Obrigkeit nicht widerstehen, welche die Gewalt habe und das Schwert nicht umsonst trage, auch seien die Mauren gegen die Christen nicht so schlimm, sondern nur gegen die Juden. Darauf ward Johannes zornig und sagte, jeder Andere könnte ihm eher diesen Rath geben als ein Bischof, welcher die Ehre Gottes um der Menschenfurcht willen nicht hintansetzen, sondern eher die Lauen auffordern sollte, daß sie sich der Märtyrerpalme würdig machen. „Ja ich vernehme," setzte er hinzu, „daß ihr euch sogar der Speisen enthaltet, welche den Mauren verboten sind, und kein Schweinefleisch eßt." Das bejahte der Bischof, weil sie sonst unter den Muhamedanern nicht leben könnten, und dieß sei um so eher zu entschuldigen, da diese Sitte bereits von den Vorfahren überliefert sei. Das misbilligte Johannes höchlich und sagte, daß er auch nicht um einen Fingerbreit von den Geboten Gottes und Jesu Christi abweichen wollte.

Alles dieß ward auch dem Kalifen wieder erzählt und da er also durch Ueberredung nicht zu seinem Zwecke kommen konnte, versuchte er es durch Drohungen. An jedem Sonntage gieng Johannes mit seinen Gefährten zu Cordova in die Martinskirche und zwölf Wächter begleiteten sie dahin. Auf diesem Wege trat ihnen einmal ein Bote des Kalifen mit einem auf Schafleder geschriebenen Briefe entgegen, durch welchen ihnen verkündet ward, daß es nicht bloß der Gesandtschaft, sondern allen Christen in Spanien übel ergehen sollte, wenn Johannes bei seinem Vorsatze bliebe. Darauf erwiederte Johannes: „ich weiche und wanke nicht um ein Haarbreit und wenn ihr mich auch lebendig in Stücke haut. Was aber der Kalif gegen die Christen in

Spanien vorhat, fällt nicht mir zur Last, sondern ihm und er selber mag zusehen, ob er das vor Gott verantworten kann." Die Antwort schien dem Kalifen bedenklich; denn das Gerücht hatte ihm viel erzählt von Ottos Macht und Ruhm, der sicherlich den Tod seines Gesandten nicht ungerochen hingehen laßen würde; deshalb schickte er auf den Rath des Johannes selbst noch einmal einen Boten an den König Otto und ließ diesen um mildere Briefe bitten. Zu diesem Gesandten erwählte der Kalif den Ragemund, einen spanischen Bischof, der in christlichen und maurischen Büchern belesen und des Arabischen und des Lateinischen auf gleiche Weise kundig war. Johannes gab ihm warme Empfehlungen mit an den Abt von Görz und den Bischof von Metz und also reiste Ragemund ab. Nach zehn Wochen der Reise kam er von Cordova nach Görz, wo der Abt und der Bischof von Metz ihn freundlich aufnahmen und mit allem Nöthigen ausstatteten, bis er vor den König Otto treten könnte. Dieß geschah am Weihnachtsfeste zu Frankfurt. Otto war gleich bereit den alten Brief zurückzunehmen und in einem neuen im milderen Tone zu reden. Dieß Nachgeben sah man als eine nicht geringe Sache an und sagte von Otto, daß er mit dem maurischen Kalifen von Cordova wetteifern wolle in Milde und Freundlichkeit. Am Palmsonntage reiste Ragemund wieder ab und kam im Juni in Cordova an. Bevor Abderrahman ihn zu sich kommen ließ, gebot er ihm erst zu Johannes zu gehen und diesen herauszuführen; denn bis dahin war er im Kloster bewacht gewesen. Als Johannes von Ragemund aufgefordert ward, mit ihm zum Kalifen zu gehen, riethen ihm seine Freunde, er möge sich die Haare abschneiden, sich baden und dann die Kleidung eines Gesandten anlegen; auch hatte ihm der Kalif zehn Pfund Silbers zum Ankauf von Kleidung geschickt. Johannes nahm das Geschenk des Kalifen mit Dank an, was aber den Schmuck der Kleidung beträfe, sagte er, so stünde solcher einem Mönche

nicht zu. Als dem Kalifen das gesagt ward, gefiel ihm die Festigkeit des Mannes und er sprach: „laßt ihn herein zu mir, wenn er auch nur mit einem Sacke bekleidet ist.“

Als sie am festgesetzten Tage aus der Herberge der deutschen Gesandtschaft hervortraten, war die Straße von da bis zum Palast des Kalifen an beiden Seiten mit Kriegern besetzt. Die Fußgänger standen da auf ihre Speere gelehnt und schwangen leichte Wurfspieße in der Hand, als wollten sie sie auf die Gegenüberstehenden schleudern, leicht bewaffnete Reiter saßen auf Maulthieren, andere schwerere Reiter tummelten ihre Rosse oder bewegten sich sonst auf kriegerische Weise zur Ehre der deutschen Gesandtschaft, damit dieser in der Hitze ein angenehmes Schauspiel geboten würde. Es war nämlich um die Zeit der Sommersonnenwende. An der Schwelle des Palastes traten den Gesandten maurische Große entgegen und führten sie durch den Gang, der überall mit den kostbarsten Decken belegt war. Als sie bis an das Zimmer gelangten, wo der Kalif wie eine Gottheit nur wenigen Menschen nahbar wohnte, wurden die Decken immer prächtiger und kostbarer und man wuste nicht, ob man denen an den Wänden oder auf dem Fußboden den Vorzug geben sollte. Der Kalif lag auf einem Ruhebette; denn die Mauren bedienten sich nicht wie die anderen europäischen Völker eines Thrones oder der Seßel, sondern sowohl zum Eßen als zur Unterredung setzten sie sich oder lagen mit untergeschlagenen Beinen. Als Johannes näher herantrat, reichte ihm der Kalif seine flache Hand zum Kusse, eine Ehre, die Wenigen zu Theil ward. Dann ward ein Seßel gebracht und der Kalif winkte ihm mit der Hand, daß er sich setzen möge. Also that Johannes.

Nach einer Weile begann der Kalif zuerst: „Ich erkenne es an, wie schwer es dir geworden sein mag so lange zu warten; aber du selber kennst die unüberwindlichen Hindernisse. Nun aber will ich alle Beschwerde nach Kräften aus dem Wege räumen,

und was nur zu beweisen möglich ist, von dem was du verlangst, das will ich gern gewähren." Bei diesen Worten des Kalifen verschwand alle Bitterkeit, die sich während der langen Dauer seines vergeblichen Wartens gesammelt hatte, und er erwiederte, daß er die Drohungen nicht dem Haße oder dem bösen Willen des Kalifen, sondern den Uebertreibungen seiner Räthe zugeschrieben habe. Er habe durch dreijährige Erfahrungen alle Hindernisse und Verzögerungen kennen gelernt, aber aus der Frage des Kalifen leuchte ihm Milde und Mäßigung hervor. Dann bat Johannes den Kalifen die mitgebrachten Geschenke anzunehmen und ihn zu entlaßen. Darüber wunderte sich Abderrahman, daß er eine so sehnlich gewünschte Zusammenkunft so bald wieder abbräche; aber er gewährte den Wunsch und sprach mit großer Freundlichkeit: „unsere einmal begonnene Bekanntschaft wird bei öfterer Wiederholung unserer Gespräche hoffentlich bald in Freundschaft übergehen. Dann sollst du mit Ehren zu deinem Herrn wieder heim entlaßen werden." Darauf wurde in Johannes Gegenwart die zweite Gesandtschaft vorgelaßen, die auch ihrerseits Geschenke darbrachte, und dann wurden Alle zusammen verabschiedet. Johannes ward nicht lange nachher allein wieder zum Kalifen gerufen und muste ihm viel von Ottos Person, von seinen Reisen, seinem Kriegsheere, seinen Schätzen erzählen. Eins vor Allen misbilligte Abderrahman, nämlich, daß der deutsche König einen Theil seiner Gewalt den Herzögen überließ; denn dieses, sagte er, schwäche die königliche Gewalt am meisten und daher sei der Aufruhr seines Schwiegersohnes und Sohnes entsprungen. Die königliche Gewalt müße allein und ungetheilt bei einem einzigen Manne sein, sonst wäre das Reich immer andauernden Empörungen und Erschütterungen ausgesetzt.

Was im Uebrigen diese Gesandtschaft bei Abderrahman ausgerichtet hat, darüber ist uns kein Bericht erhalten. Reich-

beschenkt vom Kalifen kehrte Johannes bald darauf wieder heim und erzählte dem Könige Otto die wunderbaren Fahrten seiner Reise. Die Rückkehr geschah im Jahre 956.

## 11. Otto I. und der Papst Johannes.

Otto I. hatte zwar durch die Heirath mit Adelheid die Oberherrschaft über Italien erlangt; aber auf die Fürbitte der Königin selber, die dem Berengar alles erlittene Unrecht willig verzieh, hatte er diesen als seinen Lehnsmann in allen seinen Besitzungen bestätigt. Berengar und Adalbert aber ruhten nicht und bedrängten den Papst Johannes, so daß dieser den deutschen König um Hülfe bat gegen den mächtigen Gegner. Als die Gesandten ihre Klagen vor dem Könige ausschütteten, vereinte mit ihnen der Erzbischof Waldpert von Mailand seine Bitten; denn seine Kirche könne die Willkür und Eigenmacht Berengars nicht länger ertragen. Außer diesen kamen noch viele andere Männer aus Italien und brachten alle dasselbe vor und baten Otto um Rath und Beistand. Da gab König Otto ihren Bitten nach. Er ließ seinen gleichnamigen Sohn im Sachsenlande zurück und bestimmte ihn nochmals trotz seiner Jugend zu seinem Nachfolger, wenn er selber nicht wieder heimkehren sollte, und alsdann zog er mit großer Mannschaft nach Italien.

In kurzer Frist hatte er Berengar und Adalbert aus dem Reiche vertrieben und setzte dann alle Verfolgten und Beraubten wieder ein in den Besitz ihres Eigenthumes. Darauf begab er sich nach Rom und ward dort mit wunderbarer Pracht empfangen. Wie einst Leo Karl den Großen zum Kaiser gekrönt hatte, so setzte Johannes Otto dem Großen dieselbe Krone auf und ward dafür von dem neuen Kaiser mit Gold und Silber und edeln Steinen köstlich beschenkt. Allein der neue Kaiser Otto gebrauchte eine merkwürdige Vorsicht bei seiner Krönung. In seinem Heere war ein Ritter Namens Ansfried, den er zu

seinem Schwertträger gemacht hatte. Als sie nun in Rom einzogen, sprach Otto zu ihm: „während ich heute an der Schwelle der Apostel niederknice, sollst du beständig das Schwert über meinem Haupte halten; denn die Treue der Römer ist allen meinen Vorgängern immer verdächtig gewesen.“ „Hernach“, setzte dann Otto hinzu, „magst du immerhin wieder deinen Berg besteigen und beten, so viel du Lust hast.“ Dieß bezog sich darauf, daß Ansfried schon einige Jahre als Einsiedler gelebt und nur mit Widerwillen auf Befehl des Kaisers an diesem Zuge Theil genommen hatte; denn auf keinen meinte Otto also sich verlaßen zu können. Ansfried that nach Ottos Befehl. Dann schwuren dem neuen Kaiser der Papst Johannes und alle römische Große mit einem feierlichen Eide über dem Leichnam des heiligen Petrus, daß sie niemals dem Berengar irgend eine Hülfe leisten würden, und der Kaiser kehrte bis nach Pavia zurück.

Aber der Papst merkte bald, daß die Abhängigkeit von dem König Otto ihm viel gefährlicher und unangenehmer sei, als die von Berengar und Adalbert. Darum änderte er seinen Entschluß, vergaß seines Eides und aller seiner Versprechungen und ließ Adalbert bitten, daß er zu seinem Schutze bereit sein möchte, wofür er hingegen seinerseits ihm alle Treue und Hülfe eidlich gelobte. Adalbert war früher aus Furcht vor dem Kaiser zu den Mauren geflohen, die in Unteritalien wohnten, und hatte sich nur in deren Schutz für sicher gehalten; aber auf die Aufforderung des Papstes Johannes kehrte er bereitwillig von da zurück. Der Kaiser verwunderte sich sehr, wie nun auf einmal Papst Johannes so freundlich mit demselben Manne sein konnte, gegen den er ihn früher zu Hülfe gerufen hatte. Er schickte deshalb seine Boten zur Erkundigung dieser Sache nach Rom und erfuhr dort von vielen Bürgern, daß die Verbrechen und Greuel des Papstes Johannes alles Maß überstiegen, dessen sei alles Volk in Rom Zeuge; denn Jedermann wiße, daß der

Papst die heiligen Geräthe der Kirche an seine Buhlerinnen verschenke und ein abscheuliches Leben führe. Dahin sei es gekommen, daß die Pilgerinnen, Frauen, Wittwen und Jungfrauen es nicht wagten, die Kirchen der Apostel zu betreten, aus Furcht vor der vielfach ausgeübten Gewalt des Papstes. Die Kirchengebäude aber ließe er zerfallen, und der Regen des Himmels tröpfle nicht bloß durch das Dach, sondern ergieße sich frei und ungehindert auf die Altäre.

Als diese Nachricht dem Kaiser wieder überbracht wurde, sprach er: „der Papst ist noch jung und mag sich vielleicht noch beßern an dem Beispiel treuer Männer. Durch guten Rath, durch weise Ermahnung hoffe ich es leicht dahin zu bringen. Vorher aber wollen wir den Berengar verjagen, und dann den Papst ermahnen, daß er, wenn auch nicht nach der Lust seines Herzens, doch um des Anstandes willen, ein beßeres Leben führt.“ Als Otto dieß gesagt hatte, bestieg er zu Pavia ein Schiff, fuhr auf diesem den Po hinab bis nach Ravenna und zog von da aus nach der Burg St. Leo auf dem Monte Feltro, in welcher Berengar und Willa sich aufhielten. Fast unzugänglich liegt diese Burg auf dem Gipfel eines Felsen, der schroff und jäh nach allen Seiten hinabfällt. Während Otto diese belagerte, schickte ihm Johannes zwei Gesandte und ließ sagen, es sei nicht zu verwundern, wenn er bis dahin im Feuer der Jugend irgend etwas Unrechtes begangen hätte, die Zeit sei aber nun gekommen, wo er beschließe, ein beßeres Leben zu führen. Dann aber gab er dem Kaiser Schuld, daß er einen Theil des Landes in Besitz hätte, welches er doch dem Papste chenken wollte. Allein Otto erwiederte: es freue ihn, daß der Papst sich beßern wolle; im Uebrigen habe er selber sein Versprechen nicht verletzt. Er wolle dem Papste allerdings das Land schenken, in welchem er jetzt weile, vorher aber müße er Berengar daraus vertreiben, der es noch in Besitz habe.

Um dieß noch mehr zu bekräftigen, schickte der Kaiser die Bischöfe Landohard von Minden und Luitprand von Cremona, dem wir dieses nacherzählen, nach Rom zu dem Papste, damit sie überhaupt alle Klagen desselben widerlegen sollten. Der Kaiser hatte ihnen noch einige Ritter beigegeben mit dem Auftrage, daß, wenn Jemand doch noch Zweifel hege an der Treue des Kaisers, sie diese gegen Jeden im Zweikampfe erweisen sollten. Als die Bischöfe Landohard und Luitprand in Rom vor den Papst kamen, wurden sie mit sehr geringen Ehren empfangen, so daß ihnen nicht entgieng, wie sehr der Papst ihnen mistraute. Zwar brachten sie Alles vor, was ihnen aufgetragen war; aber der Papst wollte weder ihrem Eide, noch dem Erbieten zum Zweikampfe Glauben beimeßen, sondern beharrte bei seiner Behauptung, daß der Kaiser ihm Unrecht gethan habe. Einige Tage hernach entließ er die beiden Bischöfe wieder mit anderen Gesandten von seiner Seite, die nach seiner Hoffnung den Kaiser mit ihren Ränken bestricken sollten. Zur selben Zeit kam Adalbert wieder nach Rom und ward von Papst Johannes nicht zurückgewiesen, sondern mit allen Ehren empfangen.

Darauf zog der Kaiser gegen Rom und die Bürger stellten Geiseln und luden ihn ein in die Stadt zu kommen; der Papst aber entfloh mit Adalbert. Als der Kaiser in die Stadt einzog, erneuerten ihm die Bürger den Eid der Treue und beschwuren, daß sie niemals einen Papst erwählen oder einsetzen würden, ohne die Zustimmung und die Wahl des Kaisers Otto und seines Sohnes des Königs Otto in Deutschland.

Drei Tage hernach ward auf die Bitten der römischen Bischöfe und des römischen Volkes eine große Versammlung in der Peterskirche berufen. Mit dem Kaiser saß da eine große Anzahl Erzbischöfe, der Patriarch von Aquileja und viele Bischöfe aus Deutschland und aus Italien. Als Alle im tiefen

Schweigen verharrten, begann der Kaiser also: „Wie wäre es doch geziemend, wenn bei einer so angesehenen Versammlung der Papst Johannes nicht fehlte! Warum vermeidet er diese Versammlung, das frage ich euch, heilige Väter, welche Gemeinschaft des Lebens und des Berufes mit ihm verbindet.“ Darauf entgegneten die römischen Priester: „wir wundern uns über diese Frage; denn du erkundigst dich nach einer Ursache, die selbst den Babyloniern und Indern nicht fremd sein kann. Denn er, nach dem du fragst, gehört nicht mehr zu denen, welche in Schafskleidern einhergehen, inwendig aber reißende Wölfe sind; er wüthet so offen und treibt seine Teufelswerke so vor Jedermanns Augen, daß sie nicht verborgen bleiben können.“ Der Kaiser erwiederte: „die Gerechtigkeit erfordert, daß die Beschuldigungen einzeln vorgebracht und dann überlegt werde, was zu thun ist.“ Da erhob sich eine Anklage nach der andern. Der Bischof Johannes sagte aus, er habe gesehen, wie der Papst einen Diakonus im Pferdestall geweiht hätte. Der Diakonus Benedict behauptete, er und seine Amtsgenoßen wüßten, daß der Papst Bischofssitze für Geld verkaufe und einmal einen Knaben von zehn Jahren zum Bischof geweiht hätte. Ueber den Kirchenraub bedurfte es keiner Anklage; denn was man mit Augen sah, sagte mehr als Alles was man mit Ohren hören konnte. Den vielfachen Ehebruch hatte zwar Niemand gesehen; aber dennoch wurde er mit bestimmten Aussagen bezeugt und ebenso auch erwiesen, daß der Palast des Papstes nicht ein ehrbarer Aufenthalt gewesen sei. Andere fügten noch hinzu, der Papst gehe öffentlich vor Aller Augen auf die Jagd, er sei mit einem Schwert umgürtet und mit Helm und Panzer angethan. Häufig sei er dem Trunke ergeben und seine Grausamkeit habe er dargethan durch Blendung seines geistlichen Vaters.

Als alle diese Beschuldigungen vorgebracht wurden, trug

der Kaiser, der außer seiner sächsischen Mundart *) keine Sprache ganz geläufig sprach, dem Bischof Luitprand von Cremona auf, daß er in lateinischer Sprache der Versammlung Folgendes eröffnen solle: „Es geschieht häufig, wie wir aus eigener Erfahrung wißen, daß die in hohen Würden Stehenden sich den Neid der Geringeren zuziehen, und darum mit bösen und unwahren Beschuldigungen verfolgt werden. Darum wollen wir den Anklagen, die wir eben jetzt gegen den Papst Johannes vernommen haben, noch keinen Glauben schenken, da wir ja nicht wißen, wie viele von ihnen dem Eifer für die Gerechtigkeit und wie viele giftigem Neide zuzuschreiben sind. Kraft meiner Würde aber beschwöre ich euch Alle bei dem allwißenden Gott, bei der Jungfrau Maria und bei dem kostbaren Leichnam des Apostels, in dessen Kirche wir hier versammelt sind, es möge doch keiner von euch gegen den Papst irgend eine Beschuldigung einer That erheben, die nicht von ihm verübt, und deren Zeugen nicht aufzubringen sind." Darauf erwiederten ihm die Bischöfe und die Priester und das ganze versammelte Volk wie ein Mann: „wo nicht alle diese Beschuldigungen wahr sind, so soll uns Petrus nicht lossprechen von unseren Sünden, sondern wir wollen am Tage des Gerichts zur Linken des Herrn stehen mit denen, welche gesagt haben zu Gott: Hebe dich weg von uns; wir wollen von deinen Wegen nichts wißen (Hiob 21,14). Wenn ihr uns aber doch nicht traut, so glaubt doch dem kaiserlichen Heere, dem er vor fünf Tagen in voller Rüstung mit Helm, Panzer und Schwert begegnet ist. Nur der zwischenfließende Tiberstrom hinderte es, daß er also von dem Heere gefangen wurde." Darauf sprach der Kaiser: „es ist wahr, es

*) Die Grundlage des heutigen Plattdeutschen. Daß damals die deutschen Dialekte im Ansehen sich noch völlig gleichstanden, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

sind dessen so viele Zeugen, als Krieger in meinem Heere.“ Die Versammlung erwiederte dann: „möge es dem Kaiser gefallen, daß der Papst Johannes vorgeladen werde vor diese Versammlung, damit er sich reinige von allen diesen Anschuldigungen gegen ihn.“ Der Kaiser stimmte bei und deshalb wurde in seinem Namen und dem der ganzen Versammlung ein Brief an den Papst Johannes ausgefertigt. Es ward ihm darin Alles erzählt, was vorgekommen war, daß die Länge eines Tages kaum ausreiche, alle vorgebrachten Beschuldigungen der Reihe nach einzeln darzulegen. Darum ward er aufgefordert nach Rom zu kommen und selber Rechenschaft abzulegen wegen dieser Beschuldigungen. Wenn er aber Gewalt fürchte, so versichere ihm der Kaiser mit einem Eide, daß Nichts geschehen solle, als was die heiligen Gesetzbücher erheischten.

Am sechsten November 963 ergieng dieser Brief an den Papst und wenige Tage darauf erhielt man seine Antwort, die also lautete: „Johannes, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, an alle Bischöfe. Wir haben sagen hören, daß ihr einen anderen Papst erwählen wollet; wenn ihr das thut, so sage ich euch bei dem allmächtigen Gott, daß ich euch Alle in den Bann thun will, daß ihr ferner Niemand nicht mehr zum Priester weihen, noch eine Messe lesen dürft.“ Als dieser Brief in der wiederberufenen Versammlung verlesen wurde, waren noch mehr Bischöfe zugegen, als das erste Mal, und auf allgemeinen Beschluß erließ man wiederum ein Schreiben an den Papst, folgenden Inhalts: „In unserem vorigen Schreiben hatten wir euch aufgefordert, daß ihr nach Rom kommen und euch wegen der erhobenen Beschuldigungen verantworten möchtet; aber eure Antwort ist nicht eine solche, wie sie die Wichtigkeit der Sache erfordert, sondern wie sie der Leichtsinn unbedachter Menschen erwarten würde. Ihr hättet für euer Nichterscheinen in dieser Versammlung haltbare Gründe vorbringen sollen; aber statt

vernünftiger Gründe ist in eurem Briefe eine Redeweise, die sich nicht für einen Bischof, sondern eher für ein albernes Kind schicken würde. Ja euer Brief sagt sogar das Gegentheil von dem, was ihr wollt; denn wenn wir Niemand nicht zum Priester weihen sollen, so heißt es soviel, als sollten wir Alle weihen. *) Aber wir wollen uns an euren Sinn in euren Worten und nicht an diese halten. Wenn ihr in die Versammlung kommt und euch reinigt von den Beschuldigungen gegen euch, so werden wir eurer Würde nach wie vor gehorchen; weigert ihr euch aber dessen und ist kein Grund eures Ausbleibens vorhanden, weder Krankheit, noch Gefahr des Weges zu Waßer oder zu Lande: so kümmern wir uns nicht um euren Bann, sondern kehren ihn wieder gegen euch; denn also ist es unser Recht und nicht das eure. Auch Judas hatte nur so lange das Recht zu lösen und zu binden, wie geschrieben steht Matth. 18,18, als er unter den andern Aposteln dem Herrn getreu war, nach seinem Verrathe aber war dieß Recht und diese Macht dahin. — Also geschehen zu Rom am 21. November 963, und abgeschickt durch die beiden Kardinäle Adrian und Benedict."

Als aber diese beiden Priester zu der Wohnung des Papstes an der Tiber kamen, fanden sie ihn nicht; denn er war mit Pfeil und Bogen auf das Land gegangen und Niemand wuste anzugeben, wo er sich aufhalten möchte. Also kehrten die beiden Männer nach vergeblichem Suchen zu der Peterskirche zurück. Darauf sprach der Kaiser: „wir haben die Ankunft des Papstes erwartet, um in seiner Gegenwart alle Klagen auszuschütten, auf daß ihr alle erkennen möchtet, wie treulos er ist. Da er nun aber doch nicht kommt, so erfahrt denn Alle, die ihr hier versammelt seid, daß der Papst Johannes in Furcht und Angst

*) Zur Charakteristik dieser Kirchenversammlung und der Zeit erschien mir die Erwähnung dieses Tadels nicht überflüßig.

vor Berengar und Adalbert Gesandte zu mir ins Sachsenland schickte und mich um der Liebe Gottes willen bat, die Kirche des heiligen Petrus und ihn selber aus den Klauen jener beiden Männer zu befreien. Was ich um seinetwillen da gethan, ist nicht nöthig euch zu sagen. Sobald er aber durch den Schutz meines Armes in seine volle Macht und Würde wieder eingesetzt war, hat er alle Eide vergeßen, die er mir über dem Leichnam des heiligen Petrus zugeschworen hat, und hält es mit demselben Adalbert, gegen den er mich zu Hülfe rief, ja er stellt sich bewaffnet an die Spitze von dessen Heere." Darauf erwiederten die römischen Bischöfe: „Das ist unerhört. Möge es eurer kaiserlichen Hoheit gefallen, daß jenes Ungeheuer aus der heiligen römischen Kirche gestoßen und an einen andern Ort verwiesen werde, wo er sich eines reineren und beßeren Lebenswandels befleißigen möge." Der Kaiser entgegnete: „Also sei es!" Dann riefen Alle wie aus einem Munde: „Leo, der bis jetzt der ehrwürdige Sekretär der römischen Kirche gewesen ist, soll von nun an Papst der römischen Kirche sein!" Dreimal wiederholten sie diesen Ruf und als nun der Kaiser ihn genehmigte, brachten sie Leo in feierlichem Aufzuge der Sitte gemäß in den Lateran, dort ward er zum Papste geweiht und die Bischöfe leisteten ihm den Eid der Treue.

Weil aber die Menge der kaiserlichen Krieger eine drückende Last für die römischen Bürger wurde, so entließ sie der Kaiser nach und nach in ihre Heimat. Mit der Versorgung der Krieger damaliger Zeit war es nämlich also beschaffen. Nach den Gesetzen des Lehnsverbandes muste ein jeder Krieger für seinen Unterhalt selber sorgen; aber diese Züge nach Italien dauerten länger, als man gewöhnlich meinte, und dann giengen der Mannschaft alle Lebensmittel aus, wie auch das Geld, um neue zu kaufen. In solchem Falle wurde das Heer für die Bewohner der Gegend, wo es weilte, eine drückende Last und die Römer

waren darum hauptsächlich mit dem kaiserlichen Heere unzufrieden, so daß der Kaiser es zum Theil entlaßen muste. Das hörte Johann und baute darauf und auf den Wankelmuth der Römer einen neuen Plan. Er ließ in Rom verbreiten, daß er die Schätze des Apostels Petrus und aller Kirchen Roms den Bürgern austheilen würde, wenn sie den Kaiser und seinen Papst Leo überfielen und tödteten. Da erklangen eines Tages die Hörner zum Aufruhr in der Stadt und die Römer eilten zum Angriff gegen den Kaiser herbei. In der Nähe der Tiberbrücke trat Otto ihnen entgegen. Die Römer hatten die Brücke besetzt und mit umgeworfenen Lastwagen befestigt; aber die Krieger des Kaisers waren im Kampfe erprobt, sie sprangen mitten zwischen die Römer und jagten sie auseinander, wie der Habicht die Tauben auseinander scheucht. Da half kein Fliehen, kein Verstecken, denn die Krieger des Kaisers waren ihnen auf den Fersen und die Römer empfiengen ihre Wunden fast nur auf dem Rücken, bis endlich der Kaiser, von Mitleid bewogen, den Seinen Stillstand der Verfolgung gebot.

Also musten die Römer dem Kaiser Otto wieder gehorchen, aber dem Papste Leo that ihr Schicksal leid. Er warf sich dem Kaiser zu Füßen, bat ihn den Römern die Geiseln zurückzugeben, und ihn selbst ihrem Schutze anzuvertrauen. Ihm gab der Kaiser nach und überließ ihn den Römern wie ein Lamm den Wölfen, während er selbst gegen Adalbert zog. Unterdessen regten sich die Freunde des Papstes Johannes aufs Neue und besonders einige vornehme, aber übel berüchtigte Weiber in Rom, die ihm sehr zugethan waren. Abermals muste Leo fliehen und entrann mit nur wenigen Begleitern zu Kaiser Otto und klagte dem, daß zwei der vornehmsten Geistlichen schmählich verstümmelt seien; denn dem einen hatten die Römer die rechte Hand abgehauen, dem andern die Zunge, zwei Finger und die Nase abgeschnitten. Bevor jedoch der Kaiser sein Heer wieder gesam=

melt hatte, um gegen Rom zu ziehen, ereilte den Papst Johannes sein Geschick. Als er eine Nacht außerhalb Roms verweilte, aber nicht um ehrbarer Zwecke willen, ward er so heftig an der Schläfe verwundet, daß er nicht einmal mehr das Abendmahl empfangen konnte, sondern alsbald starb.

Aber wiederum vergaßen die Römer ihre geleisteten Eide und erkannten nicht Leo als Papst an, sondern wählten einen neuen, Namens Benedict. Da zog der Kaiser im Zorne vor die Stadt und belagerte sie. Zwar stieg Benedict in seine päpstlichen Gewänder gekleidet auf die Mauer der Stadt Rom, that den Kaiser und sein ganzes Heer in den Bann und betete vor Aller Augen, daß ein Engel des Herrn kommen möge, um das kaiserliche Heer zu schlagen, wie einst Sennaherib und die Assyrer vor Jerusalem geschlagen seien; aber die Römer litten Hunger. Der Kaiser ließ Keinen heraus, der nicht an den Gliedern verstümmelt wurde, und brachte durch seine Belagerungswerkzeuge und durch Hunger die Stadt endlich so weit, daß sie sich ergab und Leo als Papst aufnahm. Als nun Papst Leo in der Kirche des Lateran auf seinem Stuhle saß, und dort auch der Kaiser Otto und alle Bischöfe aus Italien, aus Lothringen, aus Sachsen und anderen Ländern des Reichs versammelt waren, ward Benedict, mit päpstlichen Gewändern angethan, von den Händen derer hereingeführt, die ihn erwählt hatten. Ihn redete der Archidiakonus also an: „mit welchem Rechte und nach welchem Gesetze hast du, Eindringling, dir diese Gewänder angemaßt, da doch der Papst Leo am Leben war und du dem Kaiser Otto geschworen hattest, niemals einen Papst zu wählen oder anzuerkennen ohne seine Einwilligung?“ — Benedict erwiederte: „habt Erbarmen mit mir, wenn ich gefehlt habe.“ Darauf sprach der Kaiser, er solle antworten und seine Sache vertheidigen; wenn er das nicht könne, so solle er sich schuldig bekennen und auf Gnade vertrauen. Auf diese Worte warf sich Be-

nedict dem Kaiser und dem Papste zu Füßen und bekannte, daß er gefehlt habe. Dann nahm er selbst das Pallium von seiner Schulter und überreichte es zugleich mit dem päpstlichen Hirtenstabe dem Papste Leo. Dieser ließ den Stab zerbrechen und zeigte ihn also dem versammelten Volke. Dann gebot er dem Benedict, sich auf die Erde niederzusetzen, und dort nahm man ihm die päpstliche Kleidung. Darauf sprach der Papst Leo: „Wir entsetzen den Benedict, der sich des päpstlichen Stuhles angemaßt hat, aller bischöflichen und priesterlichen Ehren; aber um der Barmherzigkeit willen des Kaisers Otto, der uns auf den uns gebührenden Stuhl wieder eingesetzt hat, gestatten wir dem Benedict die Würde eines Diakonus, aber nicht in Rom, sondern in der Verbannung, in die er alsbald gehen wird.“ Damit endete Ottos zweiter Zug nach Italien und er kehrte wieder heim nach Deutschland. Den Benedict nahm er mit sich und brachte ihn nach Hamburg, wo er bald starb.

### 12. Ottos I. dritter Zug nach Italien und seine Werbung um die griechische Kaisertochter für Otto II.

In den letzten Jahren der Regierung des Kaisers Otto waltete in Deutschland ungestörte Ruhe und der Ruhm dieses Friedens erscholl weithin durch alle Länder, also daß man von Otto sagte, das goldene Zeitalter der alten Dichter wäre durch ihn wieder herabgekommen auf die Erde. Zu seinen vielen Siegen über alle benachbarte Völker kamen allerlei glückliche Ereignisse im Innern des Landes. Besonders ward überall mit Verwunderung und Freude erzählt, daß im Harzgebirge Silber und andere Metalle gefunden seien. Zwar hatte man unter Heinrich I. schon begonnen, die Metalle aus dem Innern der Berge ans Tageslicht zu wühlen; aber ergiebig ward der Bergbau erst unter Otto. Auch die Wißenschaften blühten wieder auf; es waren in den deutschen Klöstern manche Frauen der lateinischen

und griechischen Sprache mächtig und die Aebtissin des Klosters zu Gandersheim, Roswitha mit Namen, schrieb allerlei Lustspiele für ihre Nonnen, damit diese den römischen Dichter Terenz nicht lesen sollten. Auch dichtete sie ein Loblied zu Ehren des Kaisers. In der zweiten Hälfte von Ottos Regierung hörten auch die Empörungen auf, an denen Ottos zorniges und herrisches Wesen selber viele Schuld gehabt hatte. Der letzte Rebell, der noch am Leben war und schon eine Reihe von Jahren hindurch die Slaven immer aufs neue gegen Otto und die Sachsen aufgehetzt hatte, war ein Graf Wigmann. Er weilte zuletzt bei den Wilzen, die an der Oder wohnten, und reizte sie auch gegen den Polenherzog Miseco, der mit dem Kaiser befreundet war. Wigmann selber führte eine Schaar der Wilzen an, und die Polen lockten ihn mit derselben in einen Hinterhalt. Von allen Seiten brachen sie auf einmal hervor; aber es dunkelte schon, und nachdem Wigmann sich eine Weile von seinem Pferde herab und dann zu Fuß muthig vertheidigt hatte, gelang es ihm im Schutze der Nacht sich in ein Haus zu flüchten. Am andern Morgen entdeckten ihn die Polen und zogen ihn hervor. Da gab er sich als den Grafen Wigmann zu erkennen; aber er weigerte sich sein Schwert einem Andern zu übergeben als dem Polenherzog Miseco selber. Alsbald liefen Einige hin, um es diesem anzusagen; aber dem Haufen dauerte es zu lange: er drang auf den einzelnen Mann ein. Wigmann vertheidigte sich und tödtete einige mit seinem Schwerte; aber an vielen Wunden verblutend, sank er nieder und streckte die Hand aus, um dem Führer des Haufens sein Schwert zu reichen. „Nimm dieses", sprach er, „und bring es deinem Herrn, daß er es dem Kaiser Otto überschicke. Der wird nach seinem Gefallen sich freuen über den gefallenen Feind, aber trauern über den verlorenen Verwandten." Nach diesen Worten wandte er sich gegen Osten, versuchte noch einmal in

seiner sächsischen Muttersprache ein Gebet zu stammeln, und dann verschied der Mann, der ein Schrecken friedlicher Menschen gewesen war. Auf ähnliche Weise ergieng es fast allen Feinden des Kaisers.

Die Nachricht traf den Kaiser Otto in Rom (967), wo er zum dritten Male verweilte und nun sich freute, daß ihm in Wigmann auch der letzte seiner Feinde zu Füßen gelegt sei. Da dachte er darüber nach, wie er noch immer mehr mit Glanz und Ruhm sich umgeben könnte, und berieth sich darüber mit dem Papste. Beide kamen überein, den Sohn und Nachfolger des Kaisers, Otto II., der in Deutschland bereits zum Könige gewählt war, nach Italien zu berufen und ihm in Rom die römische Kaiserkrone aufzusetzen. Auf ihre Ladung, das Weihnachtsfest mit ihnen in Rom zu feiern, machte sich König Otto alsbald auf den Weg, zog durch Tyrol nach Italien und traf seinen Vater in Verona. Von dort aus schifften sie hinab in das adriatische Meer und wieder ausgestiegen gelangten sie am 20. December in die Nähe von Rom, bis wo ihnen eine große Menge von Senatoren mit Kreuzen und Fahnen und lautem Jubelruf entgegengezogen war. Der Papst selber stand auf den Stufen der Peterskirche, nahm sie mit den gebräuchlichen Ehren auf und krönte am folgenden Tage den jungen Otto unter dem Jubel alles Volkes zum römischen Kaiser.

Allein der alte Otto war mit dem Namen nicht zufrieden, sondern wollte auch die wirkliche Macht seines Sohnes in Italien erweitern und wieder gewinnen, was einst zum weströmischen Kaiserreiche gehört hatte. Zuerst lag ihm das schöne Unteritalien lockend nahe, welches damals zum Theil dem griechischen Kaiser Nicephorus, zum Theil den Mauren gehörte, und ohne Verzug griffen die Deutschen es an. Apulien und Calabrien kamen zum großen Theil in ihre Hände; aber an der kleinen Stadt Bari scheiterte ihre Macht, weil sie keine Flotte

hatten, um auch zur See die Stadt anzugreifen. Da versuchten sie auf anderem Wege in diesen Besitz zu kommen und schickten Boten ab an den griechischen Kaiser, daß er dem jungen damals noch nicht siebzehnjährigen Otto die Prinzessin Theophano zur Gemahlin und als Mitgift Unteritalien ihr schenken möge. Das war den deutschen Großen gar nicht recht und viele baten den Kaiser, daß er abstehen möge von solchem Versuche; allein Otto meinte, daß der Glanz und der Ruhm seines Hauses dadurch befördert werde, und blieb darum bei seinem Vorsatze. Mit solcher Werbung ward der Bischof Luitprand von Cremona beauftragt. Er selber erzählt uns die Begebenheiten seiner Reise und klagt oft mit bittern Worten, daß der griechische Kaiser die Macht und Größe des römischen Kaisers Otto so wenig zu schätzen gewußt habe. Gleich bei der ersten Zusammenkunft fuhr Nicephorus ihn mit harten Worten an, weshalb der Kaiser Otto sein Land angegriffen habe, da sie doch vorher in Frieden lebten. Darauf erwiederte ihm Luitprand: das Land Unteritalien sei streitig; denn es habe früher zum römischen und langobardischen Reiche gehört, dessen Erbe Otto sei; aber nun habe ihn dieser geschickt, damit Friede unter ihnen gemacht würde. Der Kaiser Nicephorus beruhigte sich dabei und ließ dann den Gesandten auf einen Balkon führen, damit er von da aus eine Prozession zu Ehren des Kaisers ansähe und eine würdige Vorstellung von dem Glanze und der Macht des griechischen Kaisers erhielte. Da vernahm Luitprand den Gesang: „Seht da kommt der Morgenstern, Eous erhebt sich, der Mauren Schrecken und Tod, Nicephorus der gewaltige Herrscher! Ihm seien viele Jahre beschieden, ihn müßen die Völker ehren und zu seinen Füßen liegen!" Nach diesem glänzenden Aufzuge war ein großes Gastmahl im kaiserlichen Palast; auch Luitprand war geladen, aber er hatte seinen Platz nach den Großen des griechischen Reiches, von dem Kaiser an gerechnet, der fünfzehnte.

Unter den Speisen fiel ihm am allermeisten ein Gericht auf, das aus Fischroggen bereitet war, was man heut zu Tage Caviar nennt. Bei Tische fragte Nicephorus viel über die Macht, die Reiche, das Heer des Kaisers Otto. Als Luitprand diese Fragen beantwortete, erwiederte der Kaiser spöttisch lachend: „eine ordentliche Reiterei hat er nicht; die Fußgänger werden nicht bloß gehindert durch ihre großen und gewichtigen Schilde, durch ihre Panzer und Schwerter, sondern am meisten durch ihre Völlerei; denn die Deutschen sind ja selten nüchtern. Eine Kriegsflotte hat Otto erst recht nicht.“ Dann spottete er darüber, daß Bari von den beiden Ottonen mit der ganzen Macht ihrer Reiche vergeblich belagert sei. „Uebrigens,“ fügte er hinzu, „thut ihr Unrecht, wenn ihr immer von einem römischen Reiche und einem römischen Kaiser sprecht; ihr seid keine Römer, sondern Langobarden.“ Da konnte Luitprand nicht länger an sich halten, er sagte, der Erbauer Roms sei ein Brudermörder gewesen und habe allen Verbrechern bei sich eine Freistatt eröffnet; bei den Langobarden, den Sachsen, den Schwaben, den Baiern und allen andern Völkern des deutschen Reiches sei der Name Römer ein Schimpfwort. Ein anderes Mal fragte der Kaiser den Bischof Luitprand, wie viele allgemeine Concile er in der christlichen Kirche anerkenne. Der Bischof nannte die ersten sieben, die alle im griechischen Reiche gehalten waren; da fiel ihm der Kaiser ins Wort und sprach: „ha, ha, du vergißest ja ganz ein sächsisches Concil zu nennen“; allein Luitprand antwortete: „alle Ketzereien, welche die Veranlaßung der Concile gaben, stammten von den Griechen her, darum wurden hier die Concilien gehalten; die Sachsen aber haben, so lange sie sich zum Christenthum bekennen, sich keiner Ketzerei schuldig gemacht.“ Dann aber kam man zu der Hauptsache und die Griechen sagten, es wäre unerhört, wenn die im Purpur geborene Tochter eines im Purpur geborenen Kaisers einem fremden ungebildeten

Volke übergeben würde. Dennoch könne dieß geschehen, wenn der Kaiser Otto zuvor die Städte Rom und Ravenna den Griechen auslieferte. Darauf erwiederte Luitprand, Rom sei frei und der Kaiser Otto habe noch erst vor Kurzem den Papst in dem Rechte auf diese Stadt und die dazu gehörigen Güter bestätigt. Nach solchen Wechselreden muste Luitprand einsehen, daß der Zweck seiner Sendung gescheitert war, und er entschloß sich zur Heimkehr. Vorher kaufte er noch einige Purpurmäntel ein, um sie den beiden kaiserlichen Ottonen mitzubringen; allein das erfuhren die Minister des griechischen Kaisers und ließen ihm sagen, daß der Purpur sich nur für den wirklichen römischen Kaiser in Byzanz eigne und nicht für Barbaren. Also ward Luitprand gezwungen die gekauften Purpurmäntel herauszugeben. Tief erbittert kehrte er dann heim zu seinem Herrn.

Im nächsten Jahre entbrannte abermals der Krieg in Unteritalien und Otto rächte sich für die vergebliche Belagerung der Stadt Bari. Zur selben Zeit erhob sich in Constantinopel eine Verschwörung gegen Nicephorus, angezettelt von seiner eigenen Gemahlin, die ihres alternden Mannes überdrüssig war. In dunkler Nacht stiegen die Verschworenen an Strickleitern hinauf in die Fenster der Frauengemächer des an allen Eingängen wohlverwahrten Palastes und tödteten den Kaiser Nicephorus in seinem Bette. Er hatte gegen die Bulgaren und die Mauren und zuerst auch gegen Otto mit Glück gekämpft und war auch sonst ein kräftigerer Mann, als die meisten der griechischen Kaiser; aber solcher List war er nicht gewachsen. Johannes, der Führer der Verschworenen, setzte sich der griechischen Sitte gemäß im Purpurmantel und mit rothen Schuhen angethan auf den kaiserlichen Thron, das Haupt des Kaisers Nicephorus ward allem Volke gezeigt und wie es dann bei solchen Vorfällen zu geschehen pflegt, brachten alle Anhänger des neuen Kaisers diesem ein Lebehoch, wie sie es auch seinem Vorgänger

gebracht hatten; denn also thun die Menschen und nicht bloß die damaligen Griechen. Im Uebrigen aber gieng Alles zu, als wäre Nicephorus noch am Leben; denn man war im griechischen Reiche solcher Dinge nicht ungewohnt.

Der neue Kaiser Johannes war bereitwilliger zur Verbindung des Kaisers Otto und der griechischen Prinzessin Theophano, zumal da dadurch der ihm ungelegene und unglückliche Krieg in Unteritalien auf einmal ein Ende nahm. Also kam Theophano herüber nach Italien am Osterfeste 972 und in Rom setzte ihr der Papst die römische Kaiserkrone auf. Dann kehrten die beiden Ottone nach Deutschland wieder heim; aber die griechische Kaisertochter wuste sich nicht die Zuneigung der deutschen Großen zu erwerben.

### 13. Einige Züge aus Ottos Leben. Sein Tod 973.

Als die Ottone wieder heimgekehrt waren in das Vaterland, fanden sie dort Alles in tiefem Frieden und der alte Kaiser konnte bei der Abnahme seiner Kräfte seinem nahenden Ende mit Ruhe entgegensehen. Es war ihm ja so Vieles nach Wunsche gelungen, wie es wenigen Menschen zu Theil wird, und bei seinem Volke ward er immer beliebter, je mehr die frühere Schroffheit sich in Milde verwandelte. Doch blieb er auch in den späteren Jahren seines Lebens fest und streng bei seinem Worte, selbst dann, wenn die Erfüllung desselben noch so hart erschien. Das beweist uns eine That, welche sich ereignete auf seiner letzten Römerfahrt.

Auf dem Wege nach Italien trat eine Frau zu ihm und klagte, daß ihr von einem Manne Gewalt geschehen sei. Ihr erwiederte Otto: „wenn ich heimkehre, so will ich dein erlittenes Unrecht an ihm rächen und er soll sterben.“ Die Frau sprach: „Herr, du vergißest es.“ Aber Otto zeigte mit der Hand auf eine nah gelegene Kirche und sprach: „jener Thurm

sei Zeuge meines Schwures, daß ich ihn dir halten werde." Dann zog er weiter. Als er auf der Heimkehr die Kirche mit dem Thurme erblickte, ließ er die Frau zu sich rufen und sprach: „jetzt soll dir Rache werden für die erlittene Frevelthat." Aber unterdessen hatte die Frau sich mit dem Beleidiger versöhnt und ihn geheirathet, darum sprach sie: „Herr, thut nicht also; denn er ist nun mein Ehgemahl und ich habe von ihm liebe Kinder." Aber Otto entgegnete zürnend: „bei meinem Barte", denn also pflegte er zu schwören, „er muß meine Rache schmecken." Also ward der Frau gethan nach ihrer ersten Klage wider ihren Willen.

Auch in anderen Dingen hielt Otto mit großer Strenge auf seine Würde und verzieh nicht leicht, wenn Jemand sich darin gegen ihn vergieng. Als er zum dritten Male in Rom verweilte, übergab er dem Herzog Hermann die Verwaltung des Herzogthums Sachsen. Als dieser einmal eine Versammlung der Großen des sächsischen Landes nach Magdeburg berief, ward er selber bei seiner Ankunft vom Erzbischofe an der Hand zum Dome geführt unter dem Geläute aller Glocken und Vortragung von geweihten Kerzen. Dem widersetzte sich der Graf Heinrich von Stade und sagte, solche Feier käme dem Herzoge nicht zu, sondern nur dem Könige selber. Darüber wollte der Herzog ihn greifen laßen; aber er vermochte es nicht, weil viele auf der Seite des Grafen standen und bereit waren ihn zu schützen. Jedoch befahl ihm Hermann, er solle über die Alpen zum Kaiser gehen und sich vor diesem rechtfertigen. Das war dem Grafen Heinrich erwünscht; denn eben das hatte er gewollt und er zog alsbald hin nach Rom. Als er des Kaisers ansichtig wurde, warf er sich schon von weitem zur Erde nieder, bis der Kaiser herankam, ihn erkannte und fragte, was das bedeuten sollte. Darauf erwiederte Graf Heinrich, er sei beim Kaiser angeklagt und fürchte darum die Huld desselben zu verlieren; allein Otto

hob ihn auf, küßte ihn und befragte ihn nach allen Dingen in der Heimat und besonders nach der Verwaltung des Herzogthums Sachsen durch Hermann. Da erfuhr er, daß Hermann in der Mitte der Bischöfe zu Tische säße, als wäre er der Kaiser, ja sogar im Bette desselben schliefe. Das verdroß Otto, er schickte den Grafen zurück an den Erzbischof mit dem Auftrage, er solle zur Buße ihm so viele Pferde schicken, als er dem Herzoge Hermann zu Ehren Glocken habe läuten und Kerzen anzünden laßen. Das that der Erzbischof alsbald und sowohl er, wie Herzog Hermann suchten sich bei Otto zu entschuldigen; aber es ward ihnen schwer denselben völlig wieder zu versöhnen.

In höherem Grade war Ottos Ehre bei einem andern Falle angetastet. Seine Tochter Luitgarda ward von einem gewissen Kuno angeschuldigt, daß sie sich erboten hätte im Geheimen seine Frau zu werden. Der Kaiser gerieth darob in grimmigen Zorn, er fragte zuerst seine Tochter geheim, ob sie des Verbrechens schuldig sei, das Ritter Kuno ihr zur Last lege. Sie rief Gott und Christum zum Zeugen an und nahm das Abendmahl darauf, daß sie Nichts davon wiße. Da berief Otto eine Versammlung der Großen, die an seinem Hofe anwesend waren, trat in ihren Kreis und sagte: wer von ihnen es aufnehmen wolle im Zweikampf die Ehre seiner Tochter zu erweisen, der werde sein Lebenlang an ihm einen treuen Freund haben. Da sprang der Graf Burchard in die Mitte und rief laut in den Kreis der Fürsten hinein: „ich bezeuge hier vor euch Allen, daß Kuno alle seine Beschuldigungen gegen Luitgarda erlogen hat.“ Dagegen betheuerte auch Kuno bei den Sakramenten, daß er die Wahrheit geredet habe, und nun lag es Beiden ob die Wahrheit ihrer Aussage im Zweikampf zu erhärten. Gleich im ersten Gange schlug Burchard dem Kuno die rechte Hand ab, und dieser bekannte alsbald sich der Verleumdung schuldig. Also wurde die Ehre der Kaisertochter Luitgarda gerettet.

Auch in andern weniger ritterlichen Dingen ist der Kaiser Otto uns ein treues Bild seiner Zeit. Als er zum dritten Male in Rom verweilte, war in seinem Gefolge ein deutscher Graf, der häufig, wie man meinte, von einem bösen Geiste befallen wurde, und wenn man ihn nicht daran hinderte, sich in der Gegenwart Aller mit seinen Zähnen selber zerfleischte. Es war in Rom die Sage, daß ein solcher böser Geist vertrieben werden könnte durch die Kette des heiligen Petrus, und darum sollte dieses Mittel versucht werden. Die betrügerischen römischen Priester aber brachten eine andere Kette herbei; als diese sich unwirksam erfand, ward der Kaiser zornig und forderte die rechte. Die Priester gehorchten und kaum hatte diese den Hals des Grafen berührt, als der unreine Geist alsbald wüthend und schäumend entfloh. Als der Bischof Dietrich von Metz, ein Vetter des Kaisers, diese Wirkung erblickte, ergriff er sogleich die Kette, wand sie um seinen Arm und sagte, daß er lebendig sie nicht wieder abgeben würde, man müste ihm denn den Arm mit der Kette abhauen. Die Geistlichen, denen das wohl geahnt haben mochte, forderten mit lautem Geschrei die Kette zurück, bis der Kaiser selber auf den Zank aufmerksam wurde und seine Bitten mit denen des Bischofs vereinte. Da gab der Papst nach, es ward ein Stück von der Kette abgeschnitten und der Bischof Dietrich zog freudig damit heim nach Metz. Also erzählt uns ein Priester des Metzer Bisthums.

Wie sehr der Kaiser Otto an den kirchlichen Meinungen seiner Zeit Antheil hatte, erkennen wir noch mehr aus den reichen Schenkungen, die er zum Heile seiner Seele und seiner Gemahlin Adelheid vielen Kirchen und Klöstern machte. Die wichtigste von allen seinen Stiftungen war die des Erzbisthums Magdeburg, welchem die neuen Bisthümer im Lande der Slaven untergeben wurden. In späteren Zeiten haben Viele den Kaiser wegen seiner allzureichlichen Schenkungen an die Kirche getadelt

und ihm vorgeworfen, daß er die Bischöfe an weltlichen Gütern zu mächtig gemacht habe. Allein, wie die Verhältnisse damals lagen, so glaubte Otto, daß in den Bischöfen die königliche Macht die sicherste Stütze habe gegen die weltlichen Großen, weil jene fast immer getreu auf seiner Seite standen. Er sah es nicht vorher, daß einmal eine Zeit kommen würde, wo auch die geistlichen Großen sich bestreben würden sich frei zu machen von ihrer nahen Verbindung mit dem Reichsoberhaupte und wo sie mit dem Papste und den weltlichen Großen vereint gegen den König aufstehen würden, wie es hundert Jahre später unter dem salischen Könige Heinrich IV. geschah. Wenn Otto das hätte ahnen können, so hätte er, der mit solchem Nachdruck auf die Behauptung der Würde und Macht des Reichsoberhauptes hielt, die bischöflichen Güter gewis nicht so sehr vermehrt; aber dieß war nicht der Fall und bei seinen Schenkungen an die Kirche erreichte er einen doppelten Zweck: er befestigte das königliche Ansehen durch die Macht der ihm immer getreuen Bischöfe, deren Stellen er vergab, und sorgte zugleich für das Heil seiner Seele. Daß die festeste Stütze des Königthumes in dem Bürgerthum der deutschen Städte beruhen könnte, ahnte man damals noch nicht von fern; diese Wahrheit haben die deutschen Könige in ihrer vollen Bedeutung niemals erkannt, wie viel weniger zu einer Zeit, wo das Bürgerthum noch so sehr in seinen Anfängen war! Nur in einzelnen Fällen sorgte Otto für die Städte, wie z. B. für sein geliebtes Magdeburg, deren Bürgern er Zollfreiheit verlieh durch das deutsche Reich; zu anderen Zeiten jedoch waren seine Gesetze ihrem Aufblühen geradezu hinderlich, indem er sie durch harte Drohungen zu der Auslieferung entflohener Leibeigenen an die grausamen Herren zwang. Darin ruhte nicht auf ihm der Geist seines erhabenen Vaters.

Im Wesentlichen suchte Otto seine Stütze und Hülfe in

der Kirche, deren Gebräuchen er in allen Dingen eifrig zugethan war. Wenn er bei feierlichen Gelegenheiten die Krone tragen muste, so fastete er vorher, um sich darauf vorzubereiten. Also zeigte er sich auch, als er seinen Tod herannahen fühlte. Nachdem er einige Tage schon schwach und matt in Quedlinburg verweilt hatte, begab er sich in der Woche vor Pfingsten 973 nach Memleben an der Unstrut. Mit der Morgendämmerung erhob er sich da von seinem Lager, um die Gebräuche der Kirche mitzumachen, und setzte sich dann heiter und fröhlich zu Tische. Auch nachher gieng er mit in den Vespergottesdienst; aber da überkam ihn ein heftiger Krankheitsanfall. Als die Umstehenden merkten, daß seine Glieder vor Frost zitterten, setzten sie ihn auf einen Stuhl nieder und stützten sein Haupt in ihren Händen. So ward ihm das Abendmahl gereicht und alsdann trug man ihn auf dem Seßel in sein Zimmer, wo er alsbald ruhig und ohne einen Seufzer seinen Geist aufgab. Am folgenden Morgen brachten Otto II. und die übrigen Fürsten die Leiche des Kaisers in feierlichem Aufzuge nach Magdeburg, das der Kaiser so sehr geliebt und verschönert und zum Sitze eines Erzbischofs über die ehemals slavischen Länder erhoben hatte. In einem marmornen Sarge wurde die Leiche im Dome beigesetzt und die beiden Erzbischöfe von Köln und Magdeburg unter dem Beistande vieler anderen Bischöfe erzeigten der Leiche die üblichen letzten Ehren.

In Ottos I. Lobe stimmten Alle überein, nur einige Spätere murrten, daß er zu großes Ansehen über den päpstlichen Stuhl in Anspruch genommen habe. Nach Constantin und Karl nannte ihn das Abendland den dritten großen Kaiser, und wie Viele behaupteten, mit größerem Rechte als jene, weil Constantins Ehrlichkeit zweifelhaft und Ottos Lebenswandel ungleich reiner sei, als derjenige Karls, den man den Großen nennt. Alle drei waren Männer von gewaltigem, weitreichendem Einfluß auf die

Gestaltung der abendländischen Welt; allein Otto hinterließ seinen Nachfolgern ein trauriges Vermächtnis. Das was er als den Gipfel seines Ruhmes und seines Glanzes ansah, was ihn nach seiner Meinung gleichstellte mit seinem Vorgänger Karl dem Großen, die römische Kaiserkrone, war die Quelle des Verderbens für seinen Sohn und seinen Enkel und eine Saat des Unheils für die kommenden Jahrhunderte.

---

# Otto II., Otto III.

## 1. Der Anfang des Kaisers Otto II.

Am Morgen nach dem Tode seines Vaters traten die Fürsten und Großen des deutschen Reiches vor Otto den einzigen noch übrigen Sohn des verstorbenen Kaisers und obwohl er längst zum Könige und Nachfolger seines Vaters erwählt und in Rom zum römischen Kaiser gekrönt war, reichten sie ihm nochmals zum Zeichen ihrer Treue die Hand und gelobten ihm mit feierlichen Eiden ihre Unterstützung gegen alle seine Feinde. Otto war erst achtzehn Jahre alt und sein Ruhm war nicht groß; denn man erzählte von ihm, daß er nichtigen und eitlen Dingen nachjage und mit verständigen, klugen Leuten und ihrem Rathe sich wenig befaße. Also blieb er auch noch in der ersten Zeit seiner Regierung, doch auf die Ermahnungen seiner Mutter Adelheid änderte sich dieß und er benutzte den Rath erfahrener Männer.

Otto folgte dem Bestreben seines Vaters einen festen Halt der Macht des Reichsoberhauptes in der Kirche zu suchen und begabte darum ebenso, wie sein Vater gethan, Kirchen und Klöster mit vielen liegenden Gütern. Im Wesentlichen kamen ja auch solche Besitzthümer nicht aus seiner Hand; denn eins der wichtigsten und damals gar nicht streitigen Rechte der Krone

des deutschen Reiches war die Vergebung der Bisthümer und Abteien. Zwar hatte Otto der Große schon dem Dome in Magdeburg ein Wahlrecht eingeräumt, auch Otto II. bestätigte dieß; aber er selber band sich nicht allzustreng daran. Unbedingt aber galt des Kaisers Macht über die anderen bischöflichen Sitze. Im ersten Jahre ward der erzbischöfliche Stuhl von Mainz erledigt und der junge Kaiser ersah für diesen ersten Bischofssitz des deutschen Reiches seinen ehemaligen Lehrer Willegis, einen Mann von unbekannter Herkunft, der aber nicht bloß durch sein Wißen, sondern auch durch seine Sitten und seine Gewandtheit sich hoch emporgeschwungen hatte und nun als Erzbischof von Mainz Kanzler des deutschen Reiches ward. So erfüllte sich die Weissagung seiner Mutter, welcher einst geträumt hatte, daß sie eine Sonne gebären würde, welche den Erdkreis erleuchte. In Mainz aber gieng die Sage, Willegis sei der Sohn eines Wagners, und das verdroß die adligen Herren vom Mainzer Dome, daß ein Mann aus niedrigem Stande nicht bloß ihres Gleichen, sondern über sie hinausgesetzt sein solle. Sie malten ihm deshalb bei Nacht mit Kreide Räder an alle Thüren, wo er gieng und stand, mit der Umschrift:

| | |
|---|---|
| Willegis, Willegis | d. h. Willegis, Willegis |
| Recole unde veneris | Gedenk, woher du kommen bist! |

Willegis gedachte allerdings daran und ließ sich ein Wappen malen mit einem weißen Rade auf rothem Grunde, damit er selber immer seiner Herkunft eingedenk sein möge. Von da an nahmen auch seine Nachfolger das Rad als ihr Wappen an und also blieb das Rad im Wappen der Mainzer.

## 2. Ottos II. Krieg gegen Lothar von Frankreich. 977.

Der französische König Lothar lag in immerwährendem Zwiste mit den mächtigen Großen seines Reiches. Als nun der Kaiser Otto einmal durch innere Unruhen in Baiern beschäftigt

war, riethen die Freunde des mächtigen Hugo Capet dem thörichten Könige, diese Gelegenheit sei günstig Lothringen wieder zu erwerben, und Hugo Capet versprach ihm seine Hülfe. Da sammelte Lothar ein Heer und brach unerwartet in Lothringen ein, als der Kaiser Otto nach Beendigung dieser in Baiern ausgebrochenen Unruhe selber nach Lothringen gezogen war und sich gerade in Aachen befand. Lothar eilte mit auserlesenen Reitern der Nachricht von der Ankunft seines Heeres zuvor und kaum hatte Otto noch Zeit, sich vom Mittagsmahle zu erheben und aus Aachen zu fliehen. Also setzte Lothar sich mit seinen Gefährten an die Tafel, die für den Kaiser gedeckt war, und schmauste dort lustig und guter Dinge. Es stand auf dem kaiserlichen Palast ein metallener Adler und zu der Zeit, als die Herrschaft Lothringens noch streitig war, unter Konrad I. und Heinrich I., war es Sitte, daß der Adler nach der Seite hinblickte, wo das Reich lag, zu dem Lothringen gehörte. Also ließ nun auch Lothar den Adler von Osten nach Westen richten, damit Jedermann erkennen sollte, Lothringen gehöre zum französischen und nicht zum deutschen Reiche.

Der Kaiser aber berief die benachbarten Großen nach Dortmund und erzählte mit bitteren Worten den jähen Friedensbruch und Alle riefen Rache über solchen Frevel. Auf den ersten September ward die Zusammenkunft des Kriegsheeres angesagt und zugleich auch die Schwaben und Baiern entboten. Ein gewaltiges Heer kam zusammen, das Einige auf siebenzigtausend Krieger, Andere auf dreißigtausend bewaffnete Reiter angeben. Bevor Otto den Zug begann, ließ er dem Könige Lothar melden, er werde zu ihm kommen eingedenk seiner Vorfahren und ihres Ruhmes und nicht wie ein Dieb. Am ersten October werde er als Feind das französische Reich betreten. Lothar war gleich nach seinem Zuge gegen Aachen wieder umgekehrt und hatte sein Heer heimgehen laßen. Als nun die Deutschen einbrachen,

fanden sie nirgends Widerstand. Sie zerstörten die Burgen auf ihrem Wege, besonders diejenigen, deren Besitzer dem Zuge Lothars sich zugesellt hatten, und führten die Beute daraus mit sich fort. Aber auch aus ihrem Heere fielen Manche, unter ihnen einer von des Kaisers Neffen, der gelobt hatte, seinen Speer in das Thor der Stadt Paris zu heften. Dieß that er; aber die Belagerten fielen aus und tödteten ihn. Das französische Heer aber war nirgends auf dem Felde zu treffen, sondern lag innerhalb der Mauern von Paris. Da ließ Otto dem französischen Könige Lothar sagen, er möge aufmerken; denn am folgenden Tage würde er ein Hallelujah vernehmen, wie es in seine Ohren noch nicht gedrungen sei. Otto führte sein Heer auf den Berg der Märtyrer (Montmartre) und von dort her erscholl der Gesang der Deutschen so mächtig in Paris hinein, daß Lothar und Hugo Capet und alle Pariser sich darob verwundern musten.

Aber der Winter nahte nun heran und Otto befahl den Seinen ihre Beute zu sammeln und die Fahnen heimwärts zu wenden. Also geschah es; aber nun kamen aus allen Städten und Burgen die Franzosen hervor und umschwärmten das deutsche Heer, und wo einer von diesem zurückblieb oder sich zerstreute, der ward gefangen oder getödtet. Also kamen Manche ums Leben und als bei dem Uebergange über den Fluß Aisne die französische Macht auf den einen erst noch zurückbleibenden Theil der Deutschen einen Angriff machte, wurden diese zum Theil in den Fluß gedrängt und die Wellen verschlangen noch mehr, als das Schwert der Feinde fraß. Als das deutsche Heer an dieser Seite des Flußes war, schickte Otto Gesandte ab an Lothar und ließ ihm sagen, wenn er so kampfeslustig wäre, so möchte er unter zweien Dingen wählen: entweder solle er selbst über die Aisne kommen oder die Deutschen ruhig hinübergehen laßen, in jedem Falle aber müsten dann von beiden Seiten zur

Sicherstellung Geiseln gegeben werden. Als die Unterhändler von beiden Seiten zusammengetreten waren, sprach ein französischer Graf, den man nach der Farbe seines Kleides Grisagonella nannte: „wozu soll noch so viel Menschenblut vergoßen werden? Laßt die Könige selber zusammentreten und durch einen Zweikampf die Sache entscheiden. Dem Stärkeren wollen wir unterthan sein.“ Aber von der deutschen Seite erwiederte darauf der Graf Gottfried von Verdun: „ich habe schon immer gehört, daß ihr euern König für einen werthlosen Menschen achtet, nun aber werde ich auch gezwungen es zu glauben. Wir wißen zwar, daß unser König im Zweikampf eurem Könige obsiegen würde; aber so lange wir noch Muth und Kraft zum Schutze unseres Königs besitzen, werden wir es nicht dulden, daß er jemals vor unseren Augen in Gefahr gerathe.

Zu einem Haupttreffen kam es nicht; denn die französische Macht reichte nicht aus zu einem solchen Angriff, und obwohl die Deutschen viele einzelne Krieger verloren, so war doch die Hauptstärke ihres Heeres ungebrochen. Im December des Jahres 977 kehrte dieses glücklich wieder nach Deutschland heim und Lothar hatte mit seinem Ueberfalle Nichts gewonnen, als eine Verwüstung Lothringens durch die Franzosen und der französischen Gegenden bis Paris durch die Deutschen. Lothringen blieb deutsch.

### 3. Der Zweikampf zur Entscheidung eines Streites. 979.

Der Zweikampf war in jenen Zeiten ein über alle Maßen häufig angewandtes Mittel zur Entscheidung von Streitfragen, und die Gestattung, ja die Forderung desselben durch das Gesetz stützte sich wie bei den anderen Gottesurtheilen auf den Gedanken, daß Gott dem Unschuldigen auch durch ein Wunder zu Hülfe kommen werde. Doch lehnten sich auch damals schon die Nachdenkenden gegen die zu häufige Wiederholung auf, beson=

ders wenn er um Kleinigkeiten willen gestattet wurde. Ein bemerkenswerther Fall dieser Art ist folgender.

Ein gewisser Waldo klagte einen Grafen Gero wegen einer unbedeutenden Sache bei dem Kaiser an. Darauf riethen der Erzbischof Athelbert und der Markgraf Diederich: da die Ermittelung der Wahrheit zu schwer sei, so solle er die beiden Männer im Zweikampfe ihre Sache ausfechten laßen. Otto folgte ihrem Rathe und berief Waldo und Gero und außer ihnen viele Große nach Magdeburg. Eine Insel im Elbstrome ward zum Kampfplatz bestimmt. Waldo war zuerst zweimal in den Nacken verwundet, dann aber drang er um so viel heftiger auf Gero ein und traf ihn mit einem schweren Hiebe in das Haupt, daß er zu Boden stürzte. Da fragte Waldo seinen daliegenden Gegner, ob er den Kampf noch weiter fortsetzen wollte; allein Gero bekannte sich für überwunden und seine Sache für verloren. Der Sieger trat von ihm, legte seine Waffen ab und wollte sich mit Waßer aus dem Strome erfrischen; aber alsbald stürzte er rücklings hin und war todt. Gero lebte noch; aber auf Befehl des Kaisers ward ihm beim Untergange der Sonne das Haupt abgeschlagen.

An diesem Kampfe, sagt die Chronik, fand Niemand Gefallen, als der Erzbischof und der Markgraf, die dazu gerathen hatten. Kaiser Otto ward viel getadelt und besonders machte ihm sein Vetter Otto, der Sohn Liudulfs, der erst am selben Tage ankam, bittere Vorwürfe, daß er um einer so geringfügigen Sache willen zwei solche Männer diesem Kampfe ausgesetzt und noch dazu den einen so schmählich verurtheilt hätte. Welche Sache es war, um die gestritten wurde, erzählen uns freilich die alten Chroniken nicht. Wenn aber auch damals in solchen Fällen sich eine richtige Ansicht über den Zweikampf noch Bahn zu brechen vermochte, so ward dieß in den folgenden Jahrhunderten immer schwerer. Zur Zeit Ottos II. war die Blüthe

desselben noch nicht gekommen; diese trat erst ein, als man die ursprüngliche durch die Religion und die Gesetze gebotene, aber zugleich auch wieder beschränkte Bedeutung und Anwendung vergaß und den Zweikampf in ein Ritterspiel zur Ergötzung umschuf. Unter den verschiedenen Arten des Gottesgerichtes war der Zweikampf die edelste.

### 4. Ottos II. Römerzug.

Im Jahre 981 brach der Kaiser Otto auf nach Italien und hat sein Vaterland nicht wieder gesehen. In Italien nahm er alles Land in Besitz, das sein Vater Otto I. dort auch beherrscht hatte, und kriegte mit Muth gegen die Mauren, die in einigen Städten Unteritaliens wohnten. Calabrien und Apulien sah er als die Mitgabe seiner Gemahlin Theophano, als das Erbtheil seines Kindes an und wollte es ihm erstreiten; denn die Griechen ihrerseits nahmen das Land für sich in Anspruch und hetzten die Mauren auf gegen Otto. Diese rüsteten sich mit aller Macht, auch der Kaiser zog aus Deutschland viele Mannschaft an sich. Im Anfang Juli 982 kam es zum großen Treffen bei Rossano, welches man das Treffen von Basantello nennt. Die Mauren waren schon geschlagen; aber das kaiserliche Heer hielt den Sieg zu bald für völlig errungen und zerstreute sich zum Plündern, als sich auf einmal die Mauren wieder sammelten und einen kräftigen Angriff machten. Ihm widerstand das deutsche Heer nicht und es fielen da eine große Anzahl aus den hochadligen Geschlechtern des deutschen Reiches. Der Kaiser selbst floh mit seinem Vetter, dem Herzog Otto, bis an das Ufer des Meeres und dort erblickte er in der Ferne eine Salandria. Eine Salandria war ein großes Schiff, welches an jeder Seite zwei Reihen Ruderbänke und in Allem hundertfünfzig Seeleute hatte. Der griechische Kaiser hatte zwei dieser Schiffe nach Unteritalien geschickt, um dort den jährlichen Tribut

einzusammeln; denn obwohl diese ganze Gegend dem griechischen Kaiser nicht unterworfen war, so bezahlte sie doch den Tribut, um von den Räubereien der Griechen frei zu sein. Der Kaiser Otto hatte diese beiden Schiffe in Dienst genommen um des griechischen Feuers willen, das sie mit sich führten, welches nicht mit Waßer, sondern nur mit Essig gelöscht werden konnte. Sie sollten ihm nämlich die Schiffe der Sarazenen anzünden. Als er nun das eine dieser Schiffe dem Lande sich nähern sah, hielt er sich für gerettet. Ein treuer Jude Calonimus lieh ihm sein Pferd, mit welchem der Kaiser sich möglichst nahe an das griechische Schiff hinbegab; aber der griechische Schiffskapitän weigerte sich ihn aufzunehmen. Der Kaiser ritt wieder auf das Trockene und fand da noch den Juden, der bekümmert dem traurigen Vorgange zugeschaut hatte. Beide sahen in der Ferne schon die Feinde herannahen und der Kaiser dachte unruhig nach über die Möglichkeit einer Rettung aus dieser dringenden Gefahr, als auf einmal auch die andere Salandria am Lande herfuhr. Da warf sich der Kaiser nochmals mit seinem Pferde in das Meer und schwamm auf das Schiff zu. Es war am Bord desselben ein kaiserlicher Ritter, Namens Heinrich, oder Jolunta nach seiner slavischen Abstammung. Dieser erkannte Otto, hob ihn an Bord, führte ihn sogleich in die Kajüte des Kapitäns und ließ ihn dort sich in das Bett legen. Bald merkte auch der Kapitän die Wahrheit und fragte Otto, ob er nicht der römische Kaiser wäre. Otto versuchte es zuerst sich zu verstellen, dann aber sprach er listiger Weise: „Ja ich bin es, und um meiner Sünden willen bin ich in dieses Elend gekommen. Aber vernehmt jetzt, was wir zu thun haben. Ich habe die besten Männer meines Reiches verloren und darf darum weder dieses Land hier betreten, noch vermag ich und wünsche ich die Angehörigen dieser Gefallenen wieder zu sehen. Bringt mich nach Rossano, dort erwartet mich meine Gemahlin; dann wollen

wir alles verfügbare Geld mit uns nehmen und nach dem griechischen Reiche hinüberfahren, denn ich hoffe, daß mein Bruder, der griechische Kaiser, sich mir als Freund in der Noth beweisen wird."

Durch diese Reden war der Schiffskapitän gerührt und ruderte unabläßig, um Rossano zu erreichen. Der treue Calonimus war schon vorangeeilt und hatte der Kaiserin Theophano und dem Grafen Dietrich, der bei ihr war, die Schicksale des Kaisers Otto erzählt. Als das Schiff sich nahte, gieng die Kaiserin mit ihren Begleitern ans Ufer und die Griechen meinten nach der Versicherung des Kaisers Otto, daß sie dieselben mit allem ihrem Gelde an Bord nehmen sollten. Sie warfen die Anker aus, und hoben Dietrich mit einigen anderen Männern in das Schiff. Auf die Bitte Dietrichs legte Otto dann statt der gemeinen Kleidung, in die er sich gehüllt hatte, beßere an und trat mit ihm auf das Vordertheil des Schiffes. Da vertraute Otto auf seine Kraft und seine Fertigkeit im Schwimmen und sprang mit einem mächtigen Satze hinab in das Meer. Einer von den Griechen ersah, wie er zum Sprunge ansetzte, und faßte ihn beim Gewande; allein im selben Augenblick fiel er vom Schwerte des Sachsen Liuppo durchbohrt. Die Griechen rotteten sich an der andern Seite des Schiffes zusammen; aber die Deutschen bestiegen nun ruhig ihre Fahrzeuge, mit denen sie gekommen waren, und ruderten dem Ufer zu, wo der Kaiser in aller Sicherheit sie schon erwartete und ihnen bei ihrer Ankunft reichliche Geschenke austheilte. Die Griechen waren sehr erschrocken und trauten den Versprechungen einer Belohnung auch nicht mehr, sondern zogen eiligst ab. Also waren die, welche sonst an List alle anderen Völker übertreffen, dieß Mal von den Deutschen übertroffen.

Das Unglück des Tages bei Rossano war weniger bemerkenswerth durch die Zahl der Erschlagenen, als durch ihren

Rang; denn die Vornehmsten in der Umgebung des Kaisers waren gefallen. Die Nachricht von diesem Unfalle des Kaisers that allen Fürsten und allem Volke in Deutschland schmerzlich leid und sie baten dringend um seine Wiederkehr nach Deutschland. Diesem Wunsche wollte der Kaiser nachgeben und berief einen Reichstag nach Verona. Dorthin kamen viele deutsche Große, bezeugten ihm ihre Freude ihn gerettet zu sehen und erboten sich zu jeglichem Beistande. Aber so sehr sie auch den Kaiser Otto liebten, so sehr war ihnen die Kaiserin Theophano zuwider; denn in ihrem leichtfertigen griechischen Uebermuthe machte sie kein Hehl daraus, daß ihr der Ausgang der Schlacht bei Basantello gar nicht unlieb sei, weil ihre Landsleute dort größere Tapferkeit bewiesen hätten, als die Deutschen. Das Wort fraß sich tief ein in die Herzen der Deutschen und gereichte ihr bald nachher nicht zu Gunsten.

Ottos Tage aber waren gezählt. Von Verona aus kehrte er nicht nach Deutschland zurück, sondern nach Rom und starb dort im selben Jahre (983), noch im jugendlichen Alter; denn er stand erst im 29. Lebensjahre. Italien hatte seine Kraft hinweggenommen und für Deutschland hat er wenig gethan. Er ward um seines rothen Bartes willen Otto rufus, Otto der Rothe genannt.

## 5. Die Jugend des Kaisers Otto III.

Auf dem Reichstag zu Verona ward Ottos II. kleiner Sohn Otto zum Nachfolger seines Vaters erwählt. Er war im Walde Keßel geboren nahe am Fluße Niers im jetzigen Herzogthum Cleve und beim Tode seines Vaters erst drei Jahre alt. Am Tage vor Weihnachten 983 ward er von Johann, dem Erzbischof von Ravenna, und Willegis, dem Erzbischof von Mainz, zu Aachen gekrönt und kaum war die Krönung geschehen, als ein Bote aus Italien mit der Todesnachricht des Kaisers Otto

des Rothen anlangte. Da schien Verwirrung und Noth einbrechen zu müßen in das deutsche Land; denn der König war ein Kind und weder seine Mutter Theophano, noch seine Großmutter Adelheid in Deutschland recht beliebt und Ottos II. Schwester Mathilde, die kluge Aebtissin von Quedlinburg, war auch nicht Vielen als Vormünderin erwünscht. Da begab sich Theophano klagend zur alten Kaiserin Adelheid, die in Pavia weilte. Beide Frauen suchten einander zu trösten über den Verlust, den sie und das Reich erlitten hatten, und hielten treu zusammen unter einander und mit der Aebtissin Mathilde. Das Kind Otto war unterdessen beim Erzbischof Warin von Köln, dem der Vater selber seinen Sohn übergeben hatte. Aber der Oheim des jungen Königs, Herzog Heinrich von Baiern, erhob sich gegen seinen Neffen und forderte ihn vom Erzbischof Warin, weil er der natürliche Vormund seines Neffen sei, und Warin gab das Kind hin. Von Tag zu Tag mehrte sich der Anhang des Herzogs Heinrich und er ordnete Alles im Reiche an, wie es ihm beliebte. Er gieng mit dem Kinde nach Corvey und dorthin kamen auch einige sächsische Große, unter ihnen der Markgraf Dietrich, der barfuß um Verzeihung bat, daß durch seine Schuld damals die Slaven sich empört hatten. Aber Heinrich ward herrisch und übermüthig gegen ihn; darum wandten Dietrich und seine Freunde sich wieder ab von ihm und boten nun Alles auf, um ihm die Gemüther zu entfremden. Herzog Heinrich berief einen Reichstag nach Magdeburg und es kamen viele Fürsten, alle entschloßen ihn zum Könige zu erheben. Heinrich selber nannte sich dort König und also wurde er auch kurz nachher auf dem Osterfeste 984 zu Quedlinburg begrüßt. Dann durchzog er die deutschen Länder, um sich auch die Andern geneigt zu machen und es gelang ihm in Baiern. Als er nach Franken kam, bat er auch den Erzbischof Willegis von Mainz und den Herzog Konrad; allein diese erwiederten: so lange

noch ein Athemzug in ihnen wäre, würden sie nicht ablaßen von der Treue gegen den einmal erwählten König. Da kam auch Herzog Heinrich zur Einsicht, daß er seinen Plan doch nicht durchsetzen könnte, und am 29. Juni 984 übergab er zu Groß-Rohrheim, das jetzt zum Amte Zwingenberg in Hessen-Darmstadt gehört, den Knaben Otto seiner Mutter wieder und versprach ihm dann selber Treue und Gehorsam. Sein Herzogthum Baiern behielt Heinrich, aber damit er nicht ganz ohne Strafe ausgehe, ward dieß große Herzogthum getheilt. Das Land, welches südlich an der Etsch und am adriatischen Meere und weiter nordöstlich liegt, gehörte bis dahin mit zu Baiern, nun aber ward es davon getrennt und unter dem Namen Kärnthen entstand ein neues deutsches Herzogthum, aber meist von Slaven bewohnt.

Die drei Frauen Adelheid, Theophano und Mathilde Ottos II. Schwester und damals Aebtissin von Quedlinburg, waren von da an die Vormünderinnen des jungen Königs und Theophano suchte den Groll der Deutschen gegen sie durch ein klügeres Betragen zu versöhnen. Aber ihren Sohn erzog sie so, daß er sich gewöhnte an griechische Feinheit und griechische Lebensweise und seine eigenen Landsleute gering achtete gegen sich. Sie berief ihm den in der Wißenschaft seiner Zeit hochberühmten Gerbert zum Lehrer. Gerbert vereinte alles Wißen seiner Zeit in sich und besonders die damals noch äußerst geringen Kenntnisse der Natur. Es wird uns von ihm erzählt, daß er zu Magdeburg eine Uhr gemacht und zur Einrichtung derselben den Polarstern durch ein Rohr beobachtet habe. Aber geschliffene Gläser wie in den Fernröhren und Teleskopen unserer Zeit darf man sich darin nicht denken. Auch von der Beschaffenheit dieser Uhr erzählen uns die alten Chroniken Nichts. Gerbert unterrichtete seinen Zögling mit treuer Sorgfalt und Liebe, und wie dieser ihm dafür wieder anhieng, das beweist

uns seine Dankbarkeit noch lange nachher; denn nachdem Gerbert erst auf den erzbischöflichen Stuhl von Rheims erhoben war, machte Otto III. ihn nachher zum Papste. Aber auch die Mutter Theophano gab den Einfluß auf die Erziehung ihres Sohnes nicht auf und das war den derben Deutschen gar nicht lieb, besonders wenn die Mutter ihrem Sohne die Nachahmung der Sitten und Gebräuche des griechischen Hofes empfahl und, wie es nur gar zu oft geschah, die Deutschen rohe, dem Trunke ergebene Barbaren nannte. Welchen Einfluß dieß auf den jun- Otto hatte, sehen wir aus einem Briefe, den er später einmal an seinen ehemaligen Lehrer Gerbert schrieb: „du sollst dich nicht vor sächsischer Rohheit an mir ekeln, darum strebe ich mit allem Eifer dir durch griechische Feinheit zu gefallen.“ So sollten auch alle Dinge an seinem Hofe nach griechischem Zuschnitte sein. Er speiste allein an einem besonderen Tische und führte nach dem Vorbilde des byzantinischen Hofes und seines leeren Gepränges griechisch-römische Ehrenstellen und Titel ein und that mehr solche Dinge, welche den Deutschen sonderbar und wunderlich vorkamen.

So wuchs Otto III. heran als ein Jüngling von schönen Anlagen und es war friedlich innerhalb des ganzen deutschen Reiches. Nur nach außen hatte Otto gleich in den ersten Jahren mancherlei Kämpfe zu bestehen mit den Slaven; aber in diesen allen war er siegreich.

---

Weil wir von Gerbert geredet haben, so müßen wir zur Charakteristik seiner Zeit über diesen merkwürdigen Mann noch Einiges hinzusetzen. Wegen seiner Kenntnis der Natur hielten ihn die Menschen seiner Zeit für einen Zauberer und Schwarzkünstler und erzählten allerlei wunderbare Dinge von ihm, in welchen sie Wahres und Falsches bunt durcheinander mischten.

Er war in der Auvergne in Frankreich geboren und von früher Jugend an zum Mönchsleben erzogen, aber seine ungewöhnlichen Kenntnisse der Natur machten ihn in der Meinung der anderen Mönche zu einem gefährlichen Menschen und vor ihrem Neide und ihrem Zorne gegen ihn floh er nach Spanien zu den Mauren, wo damals die Wißenschaften höher erblühten, als bei den Franzosen und Deutschen und den anderen Völkern des Abendlandes. Bei den Mauren lernte Gerbert, wie die Menschen seiner Zeit erzählten, die Wißenschaft der Astrologie und Schwarzkunst; wie aber die späteren Jahrhunderte es anerkannten, eine der unscheinbarsten und doch so wichtigen Erfindungen des menschlichen Geistes: nämlich das dekadische Zahlensystem auszudrücken durch die arabischen Ziffern. Ueber die wunderbare Einfachheit dieser Ziffern im Vergleich zu den römischen geht der Mensch gewöhnlich gleichgültig hinweg, eben so gleichgültig, wie er hinweggeht über das ABC, über die Buchstaben, durch welche der menschliche Geist seine Gedanken ausdrückt; aber jemehr wir darüber nachdenken, desto mehr wird es uns klar, daß solche Erfindungen nur gemacht werden konnten bei fortgeschrittener Kultur und Bildung und auch nur der Blitzstrahl eines mehr als gewöhnlichen Geistes sie dem Menschengeschlechte zu erwerben vermochte. Darum ehrt die Nachwelt das Andenken Gerberts, der sich um die abendländische Menschheit das Verdienst erwarb, nicht diese Ziffern zu erfinden, sondern seine Heimath mit dieser Erfindung bekannt zu machen.

Gerberts Zeitgenoßen aber ehrten ihn nicht; denn also ist es zu allen Zeiten das Loos der friedlichen Wohlthäter der Menschheit gewesen und also wird es auch bleiben, so lange Menschen auf dieser Erde wohnen. Obwohl er später Papst war, so sagten doch seine Zeitgenoßen, er habe einen Bund mit dem Teufel geschloßen und dieser gäbe ihm Schätze und alles Andere was er wünsche. Die Geschichtschreiber des römischen

Papstthums, unter ihnen mehre Kardinäle, erzählen uns, daß der Papst von dem Teufel verlangt habe, er solle ihn so lange leben laßen, bis er einmal in Jerusalem Messe gelesen. Das habe ihm der Teufel versprochen; aber Gerbert habe nicht gewust, daß in Rom eine Kirche Namens Jerusalem sei, in welcher der Papst nach altem Herkommen jährlich einmal Messe lesen müße. Als Gerbert nun dahin gekommen, habe ihm der Teufel die Glieder abgehackt, mit denen Gerbert sich früher dem Teufel versprochen hätte. Sterbend aber habe der Papst gebeten seinen Rumpf auf einen Wagen zu legen und die Thiere davor gehen zu laßen, bis sie still ständen. Also geschah es und die Thiere eilten fort und standen still vor der Kirche des Lateranpalastes. Da erkannte Jedermann, daß dem Papste seine Sünden vergeben seien. — Also erzählte man in jener Zeit bald nach dem Tode des Papstes.

### 6. Ottos III. Kaiserkrönung in Rom 996, Papstwahl und sein Kampf mit Crescentius.

Als in Deutschland Alles friedlich und ruhig war, zog der jugendliche König Otto III. auf das Bitten der Italischen Großen im Jahre 996 nach Rom. Papst Johannes war gestorben, deshalb wählte Otto schon in Deutschland seinen Verwandten, den Bischof Bruno, und Erzbischof Willegis von Mainz führte den neuen Papst nach Rom. Bruno nahm den Namen Gregor V. an und setzte dem jungen König Otto III. die römische Kaiserkrone auf. Dann saß Otto zu Gericht wegen verschiedener Klagen, die vor ihn gebracht waren, insbesondere wegen eines vornehmen Römers Crescentius, der dem vorigen Papste feindlich gewesen war. Jedoch auf die Bitte Gregors V. verzieh er ihm und schenkte ihm neue Würden dazu.

Kaum aber war Otto wieder hinweggezogen, als Crescentius die Feindseligkeiten gegen Gregor eben so begann, wie er

gegen Johannes gethan; denn am meisten verdroß es ihn, daß ein Ausländer, ein Deutscher, in Italien als Papst herrschen sollte. Es war ein Bischof Johannes von Piacenza, dem Otto auf die Fürbitte seiner Mutter Theophano diese Würde verliehen hatte, den führte Crescentius als neuen Papst nach Rom und Gregor muste fliehen. Zornerfüllt kehrte der Kaiser aus Oberitalien mit einem großen Heere wieder nach Rom zurück. Da fürchtete Crescentius einen schlimmen Ausgang und floh mit den Seinen auf den festen Thurm der Engelsburg, die außerhalb Roms am rechten Tiberufer liegt, um sich da der Feinde zu erwehren. Auch der Gegenpapst Johannes von Piacenza wollte sich durch die Flucht retten; aber die Römer selber ergriffen ihn, und wie dann die Neigungen des großen Haufens der Menschen sich gemeiniglich richten nach den Umständen, so suchten sie sich nun die kaiserliche Gunst durch tumultuarische Bestrafung des Johannes zu erwerben: sie stachen ihm die Augen aus, schnitten ihm die Nase ab und steckten ihn so ins Gefängniß.

Solches Schicksal des Unglücklichen jammerte den Abt Nilus, er gieng nach Rom und bat dort den Papst Gregor V. und den Kaiser Otto, daß sie ihm den unglücklichen Johannes übergeben möchten. Zwar behandelten beide den berühmten Abt wie einen lebendigen Heiligen, sie giengen ihm entgegen und führten ihn zwischen sich, setzten sich zu seiner Rechten und zu seiner Linken und küßten ihm ehrfurchtsvoll die Hände; auch war der Kaiser nicht ganz abgeneigt dem Abte seine Bitte zu gewähren; allein als Gregor V. diese Bitte vernahm, entbrannte sein Zorn gegen Johannes erst recht. Er ließ den blinden, verstümmelten Mann vor sich führen, ihm die priesterliche Kleidung vom Leibe und die Zunge aus dem Halse reißen. Dann setzte er ihn verkehrt auf einen Esel, gab ihm den Schwanz des Thieres in die Hand und ließ ihn so durch die Stadt führen und vor ihm her ausrufen: „Solche Strafe erleidet der Mann,

welcher den römischen Papst zu vertreiben wagt und sich widerrechtlich setzt auf seinen Stuhl." Als Nilus das vernahm, verkündigte er sowohl dem Papste, der Solches verübt, als dem Kaiser, der es nicht gehindert hätte, den Zorn Gottes über alle Mitleidslosen und Unbarmherzigen.

Unterdessen hielt der Kaiser Otto die Engelsburg fest umschloßen, bis sein Heer lange Fichtenstämme zu Leitern zusammengefügt und andere Belagerungsmaschinen erbaut hätte. Crescentius sah sich bald alle Wege zum Entrinnen abgeschnitten und erkannte Ottos festen Willen die Burg auch zu bestürmen; darum knüpfte er mit einigen Männern aus dem kaiserlichen Heere Verbindung an und mit ihrer Zustimmung stieg er eines Tages verkleidet von der Engelsburg hernieder. Er schritt unerkannt durch die Reihen der kaiserlichen Krieger, warf sich auf einmal unerwartet dem Kaiser zu Füßen und flehte um sein Leben. Aber der Kaiser blickte ihn eine Weile an, dann wandte er sich um zu den Seinen und fragte mit zorniger Stimme: „warum habt ihr denn gestattet, daß dieser Fürst der Römer, dieser Herrscher über die Kaiser, dieser höchste Gesetzgeber und Papstmacher in das Königszelt der Sachsen treten durfte? Führt ihn alsbald zurück zu seinem erhabenen Throne, damit wir ihm eine Aufnahme bereiten können, die seiner Ehre würdig sei." Die Deutschen nahmen den Crescentius auf und führten ihn unverletzt zurück bis an den Eingang der Engelsburg. So trat Crescentius wieder zu den Seinen und verkündete ihnen, daß keine Rettung für sie sei und ihr Leben nur so lange noch gefristet werde, als sie selber die Feinde zurückzuschlagen vermöchten.

Langsam rückten die Belagerungswerkzeuge immer weiter vor und bald konnte das Zeichen zum allgemeinen Sturme gegeben werden. Da sprangen die Deutschen von ihren Leitern auf die Mauer und vergeblich war aller Widerstand. Schwer=

verwundet fiel Crescentius in die Hände seiner Feinde; aber obwohl diese die übrigen Gefangenen fast alle niederschlugen, so schonten sie doch seiner und ließen erst durch einen Boten bei Kaiser Otto anfragen, was mit ihm geschehen sollte. Die Antwort lautete: „werft ihn offen vor den Augen aller Römer von den oberen Zinnen herab, damit diese nicht sagen, ihr hättet ihnen ihren Fürsten heimlich weggenommen.“ Also geschah es. Dann banden die Deutschen den Leichnam an eine Ochsenhaut und schleiften ihn so über die Wege daher. Zuletzt hängten sie die Gebeine vor der Stadt an den Galgen.

Also erzählt uns ein burgundischer Geschichtschreiber Glaber Rodulfus mit Namen, der deutsche Bischof Dietmar von Merseburg aber berichtet, der Kaiser Otto habe dem Crescentius erst das Haupt abschlagen und dann die Leiche mit zwölf Genoßen bei den Beinen aufhängen laßen. In anderen Dingen nennen die alten Chroniken den Kaiser Otto III. mitissimus d. i. den sehr milden. Dennoch genoß Gregor V. auch nach dieser Wiedereinsetzung seiner Würde nicht lange mehr; denn er starb schon im folgenden Jahre im kräftigen Mannesalter, wie es so vielen Deutschen in Italien ergieng. Da wählte der junge Kaiser seinen ehemaligen Lehrer Gerbert und dieser bestieg als Sylvester II. den päpstlichen Stuhl. Als Otto III. nun auch seinen geliebten Lehrer in Rom hatte, zog es ihn noch mehr dahin als früher. Er wollte Deutschland und seine rohen Landsleute ganz verlaßen und seinen Wohnsitz für immer in Italien aufschlagen. Doch fürerst zog er wieder nach Deutschland und nahm auch viele vornehme Römer mit, damit sie die Deutschen kennen lernten.

## 7. Der Bischof Adalbert von Prag. 997.

Zur Zeit des Kaisers Otto III. predigte der Bischof Adalbert von Prag unermüdlich den slavischen Völkern das Chri-

stenthum. Endlich beschloß er auch zu den heidnischen Preußen zu ziehen und erbat sich von Otto ein Schiff. Gern gewährte ihm dieser seine Bitte und schickte ihm dreißig bewaffnete Männer zu seinem Schutze dazu. Mit diesen bestieg Adalbert sein Fahrzeug und fuhr die Küste der Ostsee entlang, bis er nach Danzig kam. Dort predigte er und taufte Viele und zog dann noch weiter zu den ferner wohnenden Preußen. Von da aus schickte er das Schiff mit den bewaffneten Männern zurück und behielt nur den Priester Benedict und seinen Bruder Gaudentius bei sich. Als sie eine kleine Insel in einem Fluße betraten, kamen ihnen heidnische Preußen entgegen und trieben sie mit Faustschlägen wieder in das Fahrzeug des Fährmanns, der sie hinübergesetzt hatte. Einer dieser Preußen ergriff ein Ruder und schlug mit demselben den Bischof, als dieser eben beginnen wollte aus seinem Buche einen Psalm abzusingen. Der Schlag traf ihn hart auf die Schulter, das Buch entfiel den Händen des Bischofs, er selber aber stürzte nieder und betete zu Gott. Also setzten sie wieder zurück über das Waßer und kamen in einen benachbarten Ort. Dort blieben sie am folgenden Tage, denn es war Sonntag, und am Abend führte sie der Herr des Orts in einen Saal, damit Adalbert öffentlich vor allem Volke sage, was er wolle und weshalb er gekommen sei. Adalbert begann zu reden, er sei von Geburt ein Slave — denn er war aus Polen gebürtig — nach seinem Gelübde ein Mönch und durch seine Weihe ein Bischof. Sein Zweck sei das Heil ihrer Seelen, auf daß er sie von den todten und stummen Götzen bekehre zu der Erkenntnis des wahren lebendigen Gottes, des Schöpfers aller Dinge, und sie nach dem Tode theilhaftig mache der Freude des ewigen Lebens. Die Zuhörer aber waren schon längst ingrimmig vor Zorn, als sie nur seine ersten Worte vernahmen; sie knirschten mit den Zähnen, stießen ihre schweren Knüppel dröhnend zur Erde und bedrohten den Prediger mit

ihren Fäusten. Endlich sprach Einer von ihnen, der ruhiger und gemäßigter war als die Andern: „es ist schon genug, daß du ungestraft bis hierher gekommen bist. Wenn dir dein Leben lieb ist, so flieh schnell von hinnen: wir Alle und das ganze Reich, in welchem wir weilen, haben ein festes unabänderliches Gesetz, nach welchem wir leben: ihr Pilger verderbt unsere Sitten, und wenn ihr nicht alsbald in dieser Nacht euch von hinnen begebt, so werdet ihr es morgen mit dem Tode büßen."

Auf diese Worte setzten sich Adalbert und seine Begleiter in ein kleines Fahrzeug und fuhren von da in einen andern Ort, wo sie vorher fünf Tage verweilt hatten. Dann beschloßen sie nochmals einen Versuch zum Vordringen in das Innere des Landes zu machen. Um die Morgenröthe brachen sie auf und wanderten erst durch einen Wald, bis sie in eine offene Gegend kamen. Dort verrichteten sie ihren Morgengottesdienst, nahmen dann ein wenig Speise zu sich und legten sich nieder, um ein wenig zu schlafen. Plötzlich erweckte sie ein furchtbares Geschrei versammelter Heiden; denn das Gerücht von den Fremdlingen, welche die heimatliche Religion und die Götter des Volkes anzutasten wagten, war durch das ganze Land gedrungen, und alle Schritte und Wege Adalberts und seiner Begleiter waren bewacht worden. Man warf sie in Ketten; aber Adalbert ermunterte seine Begleiter zur Standhaftigkeit. Dann trat Siggo heran, der zugleich Priester und Anführer der Heiden war, und warf einen schweren Speer auf Adalbert, die Andern aber schoßen Pfeile auf ihn. Adalbert fiel zu Boden, er legte die Arme in Kreuzgestalt und flehte zu Gott für seine Mörder. Also hauchte er seine Seele aus, und an seinem Leichnam erfand man sieben tödtliche Wunden. Die Heiden schnitten ihm den Kopf ab, steckten diesen auf eine Stange und zogen davon, der Leichnam aber blieb dort liegen. Das geschah am 22. April 997.

Also endete Adalbert, ähnlich wie einst Bonifacius, doch

Adalbert muste bei seinem Beginnen sein Ende voraussehen; denn die Gemüther der Heiden, zu denen er kam, waren völlig unvorbereitet. Darum konnte Bonifacius mehr wirken als Adalbert, weil er bei seinem Glaubensmuthe die nöthige Klugheit nicht außer Acht gelaßen hatte. Den Ort von Adalberts Tode gibt man in Semland an. Zwischen Danzig und Königsberg ist ein Ort Fischhausen, hier soll Adalbert gelandet sein, und nicht weit davon ein Ort, der St. Adalberti genannt wird. Den Leichnam kaufte der Polenherzog Boleslaus um eine Summe Goldes und ließ ihn nach Gnesen bringen, wo er ihm ein prächtiges Grabmal erbaute. Dort ernannte Otto III. bald darauf einen Priester Namens Gaudentius zum ersten Erzbischof von Gnesen. Darum ist es wahrscheinlich, daß Adalberts Begleiter sich gerettet haben.

## 8. Kaiser Ottos letzte Anwesenheit in Deutschland.

Bevor Otto für immer seinen Wohnsitz in Rom aufschlug, war er noch einmal wieder nach Deutschland heimgekehrt. Noch niemals war ein Kaiser also geehrt aus Rom fortgezogen, wie er. Als er die Päſſe der Alpen überschritt, kamen ihm Schaaren der Seinigen aus Schwaben und Franken entgegen, um ihn zu bewillkommnen. Otto hatte aber einen besonderen Zweck vor. Er hatte von den Wundern vernommen, welche nach den Erzählungen der Priester der Märtyrer Adalbert in Gnesen verrichten sollte, und darum wollte er das Grab desselben besuchen. So zog er dann gerades Weges zuerst auf Meißen zu und ward auch auf diesem Zuge überall mit den höchsten Ehren empfangen. Als er endlich die Stadt Gnesen in der Ferne erblickte, legte er seine Fußbekleidung ab und schritt barfuß einher. Der Bischof Unger empfieng den jungen Kaiser ehrfurchtsvoll, führte ihn in die Kirche, wo der Kaiser Otto lange im Gebete niederkniete. Alsdann errichtete er in Gnesen ein Erzbisthum und

ordnete durch das ganze Slavenland sieben Bischofssitze an. Darauf führte ihn der Slavenherzog Boleslaus mit stattlicher Begleitung bis nach Magdeburg.

Von dort zog Otto nach Aachen um das Pfingstfest da zu feiern. Hier kam es ihm in den Sinn, weil er den Kaiser Karl den Großen hoch verehrte, das Grab desselben zu öffnen und zu sehen, wie die Gebeine desselben begraben lägen. Heimlich ließ er das Pflaster aufnehmen und nachgraben, bis man das Grabbehältnis fand. Der Leichnam war noch nicht zerfallen, sondern saß da auf dem goldenen Stuhle. Otto nahm das goldene Kreuz, welches am Halse des Kaisers hieng, und die Gewänder, die von der Verwesung unberührt waren, das Uebrige ließ er zusammen in ein Grabmal legen. Aber das Wiederaufgraben einer Leiche war nach den Gesetzen der Kirche streng verboten und deshalb fühlte Otto sein Gewißen belastet. Es war ihm eines Nachts, als erschiene ihm der Kaiser Karl und verkünde ihm, daß er zur Strafe für die Störung der Ruhe eines Todten ohne Erben hinscheiden würde. Schwermüthig zog Otto fort von Aachen und begab sich wieder nach Rom. — Heiterer war eine andere Begebenheit, die sich damals zutrug. Es war zu Aachen ein Pfalzgraf Ehrenfried, der Sohn des Pfalzgrafen Hermann. Er war mit dem jungen Könige fast gleichalterig und zwischen Beiden bestand eine vertraute Freundschaft, so daß sie sich häufig allerlei Ergötzungen und Spielen des jugendlichen Mannesalters zusammen hingaben. Eines Tages forderte der junge König seinen Freund zu einem Wettkampfe im Brettspiele heraus, mit der Bedingung, daß der dreimalige Gewinner das beste Besitzthum des Verlierenden sich zueignen dürfe. Also geschah es und Ehrenfried gewann. Es bestand aber längst zwischen ihm und Mathilde der Schwester des Königs ein Liebesverständnis und also wagte es Ehrenfried den Scherz in Ernst zu verwandeln und den König um die Hand seiner Schwester zu

bitten. Da stutzte der junge König; denn er hatte davon Nichts geahnt, aber er hatte sein Wort gegeben und durfte es nicht brechen. Darum gewährte er die Bitte. Also eilte Ehrenfried hin nach dem Kloster Asinda, wo Mathilde weilte, und verlobte sich mit ihr. Nicht lange nachher ward zu Brauweiler die Hochzeit gefeiert. Als die Braut dahin kam, überreichte Ehrenfried ihr einen Zweig, der in einem Stückchen grünenden Rasens stak, zum Zeichen, daß er ihr Brauweiler mit dem umliegenden Walde und Felde zur Morgengabe schenke. Aber die Braut trug sogleich den Zweig in die Medarduskirche und vermachte dieser also die kaum erst geschenkte Mitgift. Der Zweig grünte noch lange fort, im Jahre 1024 gründete das Ehepaar zur Erinnerung dort ein Kloster. Durch den sonderbaren Wechsel menschlicher Dinge ist aus diesem Kloster in der neuen Zeit des neunzehnten Jahrhunderts eine Strafanstalt geworden. —

Zu Ottos III. Zeit ward die christliche Welt von einer großen Furcht befreit; denn, weil es in der Offenbarung Johannes Kap. 20 Vers 2 heißt, daß der Teufel tausend Jahre gebunden sein soll, so meinte man, diese Zeit sei von Christi Geburt an mit dem Jahre 1000 abgelaufen und alsdann würde der Teufel wieder losgelaßen werden und bald die Welt untergehen. Darum hörte man gegen Ende des zehnten Jahrhunderts auf Kirchen zu erbauen, weil sie doch bald wieder einstürzen müßten, und es sind uns noch Urkunden aus jener Zeit erhalten, die mit den Worten beginnen: appropinquante mundi termino d. h. da nun das Ende der Welt herannaht. Schon zur Zeit des Kaisers Otto I. hatte diese Furcht die Gemüther der Menschen verstört; denn als dieser Kaiser einmal mit seinem Heere in Calabrien stand, trat eine totale Sonnenfinsternis ein. Da war Alles in ängstlicher Verwirrung und Jeder meinte, nun sei der Tag des Herrn da und das Weltgericht würde beginnen. Einige versteckten sich in leere Fässer, andere krochen unter das

Gepäck oder unter die Wagen und der Bischof von Lüttich mühte sich vergebens ab ihnen deutlich zu machen, daß das Alles natürlich zugehe, bis die Abnahme der Verfinsterung sie dessen überzeugte. Da verschwand für das Mal die Furcht; aber die ängstliche Erwartung in den Gemüthern der Menschen blieb und Viele wallfahrteten nach Palästina zum heiligen Grabe, damit der Untergang der Welt sie nicht daheim in irdischen Geschäften überrasche, sondern wohl vorbereitet an heiliger Stätte träfe. Als nun das gefürchtete Jahr 1000 anbrach, waren Alle erwartungsvoll, was da geschehen würde, und es erschien Allen seltsam, daß der Einsturz der Welt von einem Tage zum andern verzog. Auch ward die Furcht mit dem Jahre 1001 noch nicht ganz hinweggenommen, sondern noch lange nachher hat sie sich noch sehr oft erneuert. Als im Jahre 1018 die Obotriten in Mecklenburg und andere früher zum Christenthume bekehrte Slaven wieder abfielen zum Heidenthume, glaubten die Sachsen, das seien doch sicherlich Vorboten des jüngsten Tages, bis sich ihre Furcht allmälig legte.

### 9. Stephan, der erste christliche König in Ungarn, um das Jahr 1000.

Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts war der Fürst Geysa in Ungarn dem Christenthume zugethan, aber auf eine solche Weise, daß er mit den Christen ihren Gottesdienst feierte, und zugleich nach der Sitte seiner Väter den heimatlichen Göttern Opfer brachte. Als ihm einer seiner Freunde darüber Vorwürfe machte, antwortete Geysa, daß er reich genug sei sowohl dem Gotte der Christen, als den Göttern seiner Väter Opfer zu bringen. Geysa wagte es nicht, seinem Volke die Annahme des Christenthums eher vorzuschlagen, als bis er es mit Hülfe der Deutschen durchsetzen könnte, und bat deshalb den Kaiser Otto III. um eine Frau für seinen Sohn Stephan. Der

Kaiser Otto wählte Gisela die Schwester des Herzogs Heinrich von Baiern, und schickte sie mit ihrem anderen Bruder, dem Bischof Bruno, nach Ungarn. Da forderte Bruno von Stephan und Geysa noch einmal das ausdrückliche Versprechen, daß das ganze ungarische Reich das Christenthum annehmen solle, und beide gelobten es.

Als nun Geysa starb, im Jahre 997, erließ der neue Herrscher Stephan sogleich einen Befehl durch das ganze Reich, daß alle Magyaren sich taufen laßen und alle christlichen Sklaven in Ungarn von Stund an frei sein müßten. Ueber ein solches Gebot ergrimmten die Ungarn und die Misvergnügten sammelten sich in einem großen Heere; aber Stephan vertraute auf die Hülfe der Deutschen. Er ließ sich im Fluße Gran stehend nach deutscher Weise zum Ritter schlagen und führte bei seinem Heere sogleich ähnliche Einrichtungen ein, wie sie die christlichen Deutschen hatten. Da wurden alle Soldaten mit dem Kreuze bezeichnet, der Name Maria war das Losungswort des Kampfes und die Hauptfahne des Heeres hatte auf der einen Seite das Bild des heiligen Martin, auf der andern das des heiligen Georg. Dem heiligen Martin gelobte Stephan ein Kloster zu bauen, wenn er ihm den Sieg verschaffen wollte. Dieser ward ihm bald zu Theil; denn dem vereinten Heere der Deutschen und der christlich gesinnten Ungarn konnten die Andern nicht widerstehen. Auch Kuppan, der Anführer derer, die den heimatlichen Göttern treu bleiben wollten, ward gefangen und Stephan ließ ihn viertheilen. Das eine Viertel seines Leichnams ward vor dem Thore von Raab aufgehängt, das zweite vor dem Thore von Gran, das dritte vor dem Thore von Veszprim, das vierte vor dem Thore einer Stadt in Siebenbürgen, damit sein Schicksal Allen zum Schrecken und zur Annahme des Christenthumes gereiche.

Aber wie die alten Sachsen gemurrt hatten über den

Zehnten, den sie an die Priester aus dem verhaßten fränkischen Stamme bezahlen musten: so murrten auch die Magyaren; denn sie verstanden weder die lateinische Sprache der Kirche noch die tägliche Sprache der Priester. Diese waren fast alle aus Deutschland gekommen, um sich, wie sie selber sagten, der Seelen der Magyaren anzunehmen, nach der Meinung der Ungarn aber, um sich auf ihre Kosten zu bereichern. Am Hofe Stephans muste die magyarische Sprache diesen beiden andern Sprachen weichen und Stephan erließ ein Gebot, daß alle Magyaren, die sich binnen einer bestimmten Frist nicht taufen laßen wollten, fortan Leibeigene werden müsten, mochten sie vorher auch noch so hohem Adel angehört haben. Seinem Gelübde treu legte Stephan auch sofort ein Kloster zu Ehren des heiligen Martin an und schenkte diesem Kloster aus einem ganzen Comitate nicht bloß den Zehnten an Getreide und Vieh, sondern er gebot, daß den Mönchen des heiligen Martin auch das je zehnte Kind zur beliebigen Verfügung übergeben werden sollte. Bald theilte Stephan das ganze Land in zehn Bischofssitze unter einem Erzbischofe von Gran und schickte Schaaren von deutschen und italischen Mönchen in das Innere des Landes zur Bekehrung der Magyaren. Das Alles war dem Kaiser Otto III. lieb und er schenkte auch dem Stephan eine Lanze, an welcher Nägel vom Kreuze Christi und Stücke von der Lanze des heiligen Mauritius angebracht waren und rieth ihm beim Papste sich eine Königskrone zu erbitten.

Alsbald schickte Stephan eine Gesandtschaft an den Papst Sylvester nach Rom und bat um eine Krone und die Bestätigung alles dessen, was er in Ungarn für das Christenthum gethan hatte. Ueber solche Gesandtschaft erstaunte der Papst und rief aus: „Ich bin nur apostolisch, aber Stephan ist ein wahrer Apostel Christi.“ Er hatte gerade eine Krone bereiten laßen für den Herzog Micislav in Polen; aber er schickte diese sofort

an Stephan und dazu ein Kreuz, das vor dem Könige hergetragen werden sollte. Auch überließ er dem Könige alle kirchlichen und weltlichen Anordnungen nach seinem Gutdünken zu machen. Nur über die Sklaven verfügte er, daß die heidnischen Sklaven immerhin auch Sklaven bleiben könnten, christliche Sklaven aber dürften ferner nicht mehr sein. Also legte das Christenthum auch hier den Grund zur Aufhebung der Sklaverei.

Dann wurden Stephan und seine Gemahlin Gisela am 15. August des Jahres 1000 zum König und zur Königin von Ungarn gekrönt. Nur ein mütterlicher Oheim des Königs widerstrebte noch dem Christenthume, da gelobte Stephan abermals ein Kloster zu stiften, wenn er seinen Oheim bezwänge, und als ihm dieß gelang, warf er ihn mit seinen Söhnen in lebenslängliche Gefangenschaft. Von da an war der Sieg des Christenthumes außer allem Zweifel. Der König Stephan aber lebte nach mönchischer Weise. Häufig besuchte ihn ein Einsiedler aus Böhmen und so oft dieser kam, machte Stephan ihn zu seinem Schatz- und Küchenmeister, dann war bald Alles ausgeleert und verschenkt. Der König selber lag zu ganzen Nächten auf den Knieen oder vertheilte am dunkeln Abend und unbekannt Almosen an die Bettler. Da geschah es einmal, daß diese allzubegierig nach dem Gelde über ihn herfielen und ihm Haare und Bart ausrauften; aber Stephan zürnte nicht, sondern dankte der heiligen Jungfrau Maria für die Auszeichnung, die ihm widerfahren wäre, und beschloß noch mildthätiger und freigebiger gegen Arme und Fremde, gegen Wittwen und Waisen zu sein. Aehnlich erzog er auch seinen Sohn Emerich und bald wuste Emerich beßer als sein Vater, welche Mönche die andächtigsten wären; aber Emerich starb vor seinem Vater, wie seine anderen Geschwister. Darum redete die Königin Gisela ihrem Gemahle zu, daß er seinen Neffen Peter zum Thronfolger ernennen sollte.

Dieses that Stephan, und seine Kraft nahm ab. Aber den Hofleuten, die gern den König Peter sich günstig stimmen wollten, dauerte die Krankheit Stephans viel zu lang, und sie bestachen vier Männer von der Leibwache des Königs, seinen Tod zu beschleunigen. Das Loos entschied, welchem von diesen vier Männern die Vollführung der That obliegen sollte. Als nun einmal des Abends die Lampen angezündet wurden, trat der Erwählte mit einem blanken Schwerte unter dem Kleide in das Krankenzimmer des Königs, er schritt auf das Bett Stephans zu; aber bevor die That geschehen war, überwältigte ihn das Entsetzen vor seinem eigenen Vorhaben, er ließ das Schwert fallen, daß es laut erklang. Rasch fragte ihn der König, was das solle, und der Mann bekannte alsbald seinen grausigen Auftrag und nannte seine Mitschuldigen. Diese wurden bestraft; aber den einen, der aus seinem beabsichtigten Mörder sein Retter geworden war, begnadigte der König. Allein Stephan zürnte dem Peter; denn er hatte auch ihn in Verdacht dieser Verschwörung, und wollte einen Andern Namens Basilej an seine Stelle setzen. Da kamen ihm Peter und die Königin Gisela zuvor und ließen dem armen Basilej die Augen ausstechen und geschmolzenes Blei in die Ohren gießen, daß er blind und taub und zum Regieren unfähig ward. Als nun dieser blinde und taube Mann vor das Sterbelager des Königs geführt ward, ergab sich Stephan in sein Schicksal; denn er konnte die Missethat nicht mehr bestrafen. Er vermochte nur noch seinen andern Neffen zu rathen, daß sie sich durch die Flucht nach Böhmen retten sollten, dann empfahl er seinem Nachfolger Peter das Christenthum zu schützen gegen alle Feinde des Glaubens und starb im Jahre 1038 am Tage seiner Krönung.

Da erkannten die Bischöfe und Großen Ungarns Peter als König an. Seine erste That aber war, daß er die alte Königin Gisela, seine treue Helferin, ins Gefängnis werfen ließ,

um von ihrem Einfluße frei zu sein. Allda ist sie gestorben, oder, wie einige erzählen, hernach von den Ungarn ermordet. Der König Stephan ward nachher vom Papste heilig gesprochen und heißt darum in der Geschichte: Stephan der Heilige.

## 10. Ottos III. Rückkehr nach Rom und Tod. 1002.

Im Jahre 1001 begab sich Kaiser Otto zum dritten Male nach Italien, das er so sehr liebte und seinem Vaterlande so sehr vorzog, daß er selber über seine Landsleute und ihre Rohheit spottete. Aber kaum hatte er wieder einige Tage dort verweilt und auch wieder die Römer nach seiner oft bewiesenen Güte behandelt, als in der Stadt ein Auflauf gegen ihn entstand. Denn die Römer hatten von dem Plane des Kaisers vernommen, daß er die kaiserliche Würde in aller Macht und allem Glanze wieder herstellen wolle, und das schien ihnen gefährlich für ihre Freiheit. Sie belagerten ihn mit den Seinen in seinem eigenen Palaste und hielten ihn dort so eng umschloßen, daß drei Tage lang weder Speise noch Trank hineingebracht werden konnte. Darum entschloß sich Otto zum Ausfall und zum Tode mit den Waffen in der Hand. Vorher jedoch trat er in einen Thurm seines Palastes und redete aus einem Fenster desselben zu den Römern in folgender Weise: „Also erhebt ihr die Hand gegen mich, ihr Römer, denen zu Liebe ich mein Vaterland und meine Verwandten verlaßen habe. Um euretwillen habe ich die Sachsen und alle Deutsche, ja mein eigenes Blut hintangesetzt, eure Vornehmen habe ich mit mir genommen in die entferntesten Theile meines Reiches, wohin eure Väter selbst damals nicht gelangt sind, als sie Herren des ganzen Erdbodens zu sein vermeinten. Dort habe ich euren Namen bekannt gemacht, um euch zu ehren und euch zu erhöhen, und ihr trotzt mir in meinem eignen Palast und wagt mir hier zu widerstehen."

Aber alle diese Worte vermochten Nichts über die Römer, die ernstlich zur Belagerung und zum Sturme auf den Palast entschloßen waren. Da nahm Otto mit den Seinen das Abendmahl und bereitete sich zum Tode. Aber so weit kam es nicht: es gelang ihm mit seinen Begleitern, unter denen uns Bischof Bernward von Hildesheim als ein wackerer Streiter genannt wird, aus dem Palaste und aus Rom auf einem heimlichen Wege zu entkommen.

Diese Erfahrung schmerzte den jungen Kaiser tief. Er sandte sofort Boten an benachbarte Vasallen und Freunde: wenn ihnen sein Wohl und seine Rettung am Herzen läge, so möchten sie zu ihm kommen, um gemeinsam mit ihm gegen die aufrührerischen Römer zu streiten. Diese ließen sofort alle Gefangenen und Eingeschloßenen frei, versprachen Beßerung und baten den Kaiser um Verzeihung des Vergangenen; allein Otto schenkte ihrem Versprechen keinen Glauben. Bald kamen viele Vasallen heran, unter ihnen der Erzbischof Heribert von Köln und viele andere Bischöfe, und erfreuten durch ihre Hülfe den jungen Kaiser. Aber auch die Stadt Tivoli empörte sich gegen ihn und sie war zu fest, als daß der Kaiser sie leicht hätte einnehmen können. Da wandte er sich klagend an seinen treuen Bischof Bernward von Hildesheim, der ihn schon um Erlaubnis zur Heimkehr gebeten hatte. Bernward erwiederte, daß er seinen Kaiser in solcher Noth nicht verlaßen wollte. Darauf ward die Belagerung mit allem Eifer betrieben und die Stadt muste sich ergeben. Da kamen die vornehmsten Bürger um Gnade bittend hervor, in der rechten Hand trugen sie ein Schwert, in der linken Besenreiser. Sie bekannten, daß sie das Leben verwirkt hätten und daß der Kaiser das Recht habe, sie mit dem Schwerte zu schlagen, oder, wenn er ihnen Gnade erweisen wolle, sie mit Besenruthen zu streichen. Otto verzieh ihnen, aber nicht den Römern.

Das Betragen derselben hatte ihn tief gekränkt und seine Schwermuth und Traurigkeit schien mit jedem Tage zuzunehmen. Auch lastete, wie man erzählte, die Reue über die Eröffnung des kaiserlichen Grabes zu Aachen schwer auf ihm. Er verbrachte den größten Theil der Woche mit Fasten und Gebet, nur am Donnerstage suchte er sich Erholung zu verschaffen. Mistrauen kam hinzu; denn es ward ihm kund gethan, daß die deutschen Großen unzufrieden mit ihm wären und mehre von ihnen sich heimlich mit seinem Verwandten, dem Herzoge Heinrich von Baiern, gegen ihn verbunden hätten. Er ertrug die Nachricht mit scheinbarem Gleichmuth; aber seine Gesundheit war tief erschüttert. Als er in den letzten Tagen des Januar 1002 nach der Stadt Paterno kam, brachen die Frieseln bei ihm aus und dieser Krankheit erlag Otto III. im 22. Jahre seines Lebens. Die Römer waren froh; denn sie entgiengen der Rache, die er ihnen gedroht. Noch um die Leiche des Kaisers musten die Deutschen in Italien kämpfen. Es wird uns erzählt, daß der Erzbischof Heribert von Köln den Leichnam des Kaisers aufrecht auf sein Pferd setzte und befestigte, damit die Italier glauben sollten, der Kaiser ziehe lebend einher. Unter vielen Gefahren gelang es dem Trauerzuge den Leichnam über die Alpen zu bringen bis nach Aachen, wo er neben der Kaisergruft Karls des Großen seine Ruhestätte fand.

So starben der Sohn und der Enkel des mächtigen Otto I. im blühenden Jugendalter in Italien, wohin der Vater ihnen den Weg gezeigt hatte zu ihrem und der nachfolgenden Kaiser Verderben und zum Unheil beider Länder auf viele Jahrhunderte. Mit Otto III. erlosch sein Stamm und die herrliche Kraft des sächsischen Kaisergeschlechtes.

# Heinrich II.

## 1. Heinrichs II. Wahl und der Untergang seines Mitbewerbers Ekkehard.

Es war noch ein Verwandter des sächsischen Königshauses, Namens Heinrich, der damals Herzog in Baiern war. Er war ein Enkel von Ottos I. Bruder Herzog Heinrich, und ein Sohn des Herzogs Heinrich, der über Otto III. zuerst die Vormundschaft beansprucht hatte. Als Heinrich die Nachricht vom Tode seines Verwandten vernahm, reiste er dem Leichenzuge entgegen und zwang dem Erzbischof Heribert von Köln die Reichskleinodien ab, außer der heiligen Lanze, die Heribert heimlich vorausgeschickt hatte. In jenen Zeiten nämlich galt der Besitz der Reichskleinodien als nothwendig zur königlichen Würde. Auch bat und ermahnte Heinrich die Großen des Reichs mit vielen Worten und vielen Versprechungen, daß sie ihn erwählen möchten; aber er erhielt von ihnen die Antwort, daß sie dem ihre Stimme geben würden, auf den sich die Meinung des größeren und beßeren Theiles des Volkes hinlenkte. Nicht lange nachher, beim Begräbnis des Kaisers in Aachen, forderten viele Große des Reichs den Herzog Herimann in Schwaben auf zur Bewerbung um die Königskrone; denn Viele unter ihnen hielten dafür, daß der Herzog Heinrich nicht begabt sei mit königlichen Eigenschaften. Zur selben Zeit traten auch in Sachsen einige Große zusammen: der Herzog Bernhard, die Markgrafen Lothar, Gero und Ekkehard, der Erzbischof von Magdeburg und die andern Bi-

schöfe. Dem Lothar entgieng nicht, daß Ekkehard nach der königlichen Würde strebe, darum rief er alsbald den Erzbischof Gistler hinaus und sprach leise zu ihm: „Ekkehards Sinn steht nach der Krone des Reiches. Darum bitte ich, laß uns Alle hier mit einem Eide beschwören, daß wir nicht hier, weder gesammt, noch einzelne gesondert einen König des Reiches erwählen wollen, bevor die festgesetzte allgemeinen Zusammenkunft der Sachsen in Werle stattgefunden hat.“ Dem stimmte Gistler bei und auf seinen Vorschlag leisteten Alle diesen Eid, nur Ekkehard nicht. Diesen ärgerte es, daß seine Erwählung, wie er meinte, noch verschoben sei und da er wohl merkte, von wem das ausgegangen, wandte er sich zürnend zu Lothar und sprach: „was hast du daran, daß du mir entgegen trittst?“ Aber Lothar erwiederte: „du willst nicht bedenken, daß deinem Wagen das vierte Rad fehlt.“ Damit meinte er die Abstammung Ekkehards, weil dieser nicht aus königlichem Stamme, noch mit solchem verwandt war. So ward Ekkehards Hoffnung getäuscht; denn nun ward er gar nicht gewählt.

Markgraf Lothar eilte alsbald mit seinem Oheim Riebert nach Babenberg zu Herzog Heinrich von Baiern und dieser gewährte die Bitte, daß der von Kaiser Otto III. abgesetzte Riebert seine Grafschaft wieder erhalten sollte. Dafür versprach Lothar dem Herzog Heinrich die Gemüther der sächsischen Großen ihm freundlich zu stimmen. Auf seinen Rath schickte Heinrich alsbald einen Boten nach Werle, wohin alle sächsische Große und auch die Schwestern des verstorbenen Kaisers Otto zusammenkommen wollten. Diese Frauen waren für ihren Verwandten Heinrich und unterstützten eifrig seine Bewerbung. Als nun dieser Bote den Großen im Namen Heinrichs für ihre Hülfe allerlei Versprechungen machte, erwiederten die Anwesenden einstimmig, Heinrich solle durch Gottes Hülfe und nach dem Erbrechte ihr König werden, sie seien bereit ihm in allen Din-

gen zu gehorchen. Dann erhoben sie die Rechte zum Schwur und Einer, dem Geschlechtskundige zur Seite standen, sprach im Namen Aller also: „wir nennen es ein Erbrecht, weil diese Männer hier, die in der Erforschung der Geschlechtsfolgen kundig sind, uns gezeigt haben, daß Herzog Heinrich von Baiern von dem Kaiser Karl dem Großen abstammt und zwar von väterlicher Seite her in der siebzehnten Folge, von mütterlicher Seite her in der sechszehnten. Noch dazu ist er im dritten Grade verwandt mit dem hingeschiedenen Kaiser Otto III."

Ekkehard mit seinen Freunden war anwesend, aber er muste sich ruhig in das Unvermeidliche fügen. Als es Abend ward, ließen sich die Schwestern des verstorbenen Kaisers, von denen die eine zu Gandersheim, die andere zu Quedlinburg Aebtissin war, ein Mahl auftragen. Da kam Ekkehard daher mit dem Bischof Arnulf und dem Herzog Bernhard, sie setzten sich nieder an den bereiteten Tisch und aßen, was für jene bestimmt war. Die Schwestern klagten über diese absichtliche Beleidigung, auch mehre andere Große ergrimmten über diesen Schimpf und schwuren den Thätern Rache. Ekkehard floh von da und begab sich westwärts, um bei den Lothringern und Herzog Herimann Rath und Hülfe zu suchen. Zuerst kam er nach Hildesheim und ward dort mit königlichen Ehren empfangen. Von da begab er sich nach Paderborn; aber hier wurden ihm die Thore verschloßen. Doch zuletzt ließ der Bischof Rethar ihn ein und nachdem Ekkehard erst in der Kirche gebetet, speiste er beim Bischof, der ihn freundlich behandelte, ihm aber sagte, daß die beabsichtigte Versammlung der Lothringer in Duisburg noch aufgeschoben sei und er dort keine Hülfe finden werde. Auch merkte Ekkehard bald, wie sehr dem Bischof seine Pläne misfielen; deshalb zog er schnell wieder ab und floh nach Northeim. Dort nahm ihn der Graf Siegfried auf und lud ihn ein die Nacht bei ihm zuzubringen; aber die Gräfin vertraute ihm

heimlich, daß Siegfried und Benno mit den beiden Grafen von Catlenburg und anderen Verschworenen es auf sein Leben abgesehen hätten, darum möge er wieder aufbrechen und fliehen. Also verließ Markgraf Ekkehard seinen Wirth, um weiter zu ziehen. Aber die Furcht erfüllte sein Gemüth und den ganzen Tag hindurch blickte er sich vorsichtig spähend nach allen Seiten um, in jeglichem Augenblick des Anfalls gewärtig. Die Feinde waren immer in seiner Nähe; aber sie sahen, daß er auf seiner Hut war und wagten deshalb keinen Angriff, sondern verschoben ihn auf die nächst kommende Nacht. Zur Vesperzeit kam der Markgraf mit den Seinen an einen Ort, Namens Pölde. Dort kehrte er ein, aß zu Abend und legte sich dann mit Wenigen in einem durch Bretter abgekleideten Zimmer zum Schlafen nieder. Daran stieß ein Saal und in diesem war die Mehrzahl seiner Begleiter. Als Alle im tiefen Schlummer lagen, schlugen die Feinde an die Thür. Sie erhoben ein entsetzliches Geschrei und riefen den Markgrafen, er solle hervor kommen. Alsbald stürzte Ekkehard aus dem Bette und halbbekleidet eilte er dem Fenster zu, zerbrach es und sprang hinaus und bedachte gar nicht, daß er dem Feinde so erst recht die Gelegenheit bot ihn zu verwunden; eben so machte es auch sein Freund Herimann. Dieser fiel alsbald nieder, eben so auch Adolf, der ihm zu Hülfe eilte, beide rüstige, wackere Männer. Auch Erminold, einst Kaiser Ottos III. Kämmerer, war ihnen gefolgt und erlitt mit ihnen den Tod. Von allen vier, die dort geschlafen hatten, war nur noch Ekkehard übrig und vertheidigte sich mannhaft, bis Graf Siegfried seine Lanze auf ihn warf, deren Schneide Ekkehard ins Genick traf, daß er zu Boden stürzte. Alsbald stürmten die Verfolger hinzu, schnitten ihm das Haupt ab und steckten es auf eine Stange. Dann kehrten sie Alle fröhlich und jubelnd wieder heim.

Von denen aber, die im anstoßenden Saal schliefen, hatte

es Keiner gewagt, seinem Herrn zu Hülfe zu kommen, noch seinen Tod zu rächen. Selbst die Leichen lagen unbegraben, bis Asker, der Abt eines benachbarten Klosters, herzukam und sie in sein Kloster bringen ließ. Was die Mörder zu solcher That getrieben haben mochte, wuste Niemand recht. Einige sagten, der Kaiser Otto habe einmal auf Anstiften Ekkehards dem Herzog Heinrich Peitschenhiebe gegeben und deshalb habe ihm dieser Rache geschworen; Andere meinten, es sei wegen der Beleidigung, die Ekkehard den Aebtissinnen angethan; aber Sicheres ward nicht bekannt, als daß die Mörder frei ausgiengen. Darin aber stimmte Aller Meinung überein: Ekkehard war eine Zier des Reiches, ein Trost des Vaterlandes, eine feste Hoffnung für Alle, die seinem Schutze anvertraut waren, ein Schrecken für seine Feinde und in allen Dingen hochbegabt, und wenn er es über sich vermocht hätte, in seiner niedrigern Stellung zu beharren: so hätte er auch ferner noch eben so Großes und Größeres ausgerichtet, wie vorher in den Tagen seiner Macht und seines Ansehens an Ottos III. kaiserlichem Hofe.

## 2. Heinrichs II. Krönung und Anerkennung.

Nach Ekkehards Tode war Herimann von Schwaben noch entschloßen, die Krönung des Königs Heinrich zu verhindern, und lagerte sich mit einem großen Heere von Franken, Schwaben, Elsaßern bei Worms am Rhein, damit Heinrich dort nicht den Strom überschreiten und nicht nach Mainz kommen solle. Allein Heinrich wuste ihn zu täuschen; er that, als zöge er wieder nach Baiern, und gieng weiter abwärts über den Rhein. Dann eilte er nach Mainz und dort setzte ihm Willegis die Krone auf und die Franken huldigten ihm. Heinrich selbst aber war fest überzeugt, daß ihm die deutsche Königskrone durch einen Engel Gottes sechs Jahre vorher verheißen sei; denn als er einst im Dome zu Regensburg gebetet habe, sei eine Stimme

erschollen: „lies was an der Wand geschrieben steht.“ Heinrich nämlich verschmähte nicht, wie damals noch so viele Fürsten, jegliche Wißenschaft, jegliche Kenntnis, die nicht auf das Waffenhandwerk sich bezog, sondern er konnte lesen und schreiben. Da habe er hingesehen und die Worte erblickt: „nach sechs.“ Er habe sechs Tage, sechs Wochen, sechs Monate gewartet und es habe sich ihm nichts Besonderes ereignet, nun aber nach sechs Jahren sei ihm, dem Urenkel Kaisers Otto des Großen, die deutsche Königskrone zu Theil geworden. Heinrich selbst verzichtete darauf die Krone auch wieder seinen Erben zu hinterlaßen; er hatte keine Kinder und seine Gemahlin Kunigunde lebte bei ihm, als wäre sie seine Schwester. Dagegen gelobte er nicht bloß der Kirche viele Güter zu schenken, wie auch die anderen sächsischen Könige gethan hatten: Heinrich sagte, Gott selber solle sein Erbe sein, und gab darum Alles an die Kirche.

Aber noch war Heinrich nicht fest in der königlichen Würde; denn Herzog Herimann leistete ihm noch Widerstand. Es ward vielmehr dem Könige angesagt, daß der Herzog zu ihm kommen würde, um die Sache im Zweikampfe Gott anheimzustellen. Heinrich war gerade auf dem Zuge, da stieg er alsbald vom Pferde, ließ sich ein Zelt aufschlagen und wollte die Ankunft des Herzogs auf den grünen Wiesen erwarten. Mehre Tage verweilte er also; denn es war Sommer und er feierte so das Peters- und Paulsfest; da hörte er zuletzt, Herimann habe seinen Sinn geändert und könne und wolle nicht kommen. Seine Freunde riethen ihm, er solle die herzoglichen Länder in Schwaben verwüsten und Constanz am Bodensee verbrennen, wie Herimann es mit Straßburg, der Hauptstadt des königlich gesinnten Elsaß, gethan habe; allein Heinrich erwiederte: „mich jammert des armen Volks; denn es hat ja Nichts verbrochen, wie sein Herzog, nur die Höfe Herimanns selber will ich verbrennen.“ Also wurden dem Könige Heinrich die Herzen vieler Menschen

geneigt und dieß that ihm auch Noth; denn außer in Franken und in Baiern hatte er noch überall viele Widersacher. Dann gewann er sich auch die Thüringer durch den Erlaß eines Tributs. Von der Zeit her, wo Chlodwigs Sohn Dietrich (Theoderich) die Thüringer bezwang, hatten diese fünfhundert zwei und achtzig Jahre hindurch einen jährlichen Tribut von Schweinen an den König geben müßen. Diesen Tribut erließ ihnen Heinrich und dafür waren die Thüringer ihm dankbar. Auch den Baiern gab er einen günstigen Bescheid in einer andern Frage. Dort bat nämlich der Markgraf Heinrich, der dem Könige großen Gefallen erwiesen hatte, um die herzogliche Würde; aber der König erwiederte: „das kann auf diesem Zuge nicht geschehen; denn die Baiern haben immerfort das Recht gehabt sich ihren Herzog selbst zu wählen und es kommt mir nicht zu ihr Recht ohne ihre Einwilligung zu schmälern. Wartet, bis ich dahin komme und die baierischen Großen und das baierische Volk selber frage, dann wollen wir sehen, was geschieht." Diese Antwort nahm der Markgraf Heinrich dem Könige übel und entfernte sich nach und nach von ihm, die baierischen Großen dagegen wurden ihm um so mehr zugethan. So zog Heinrich weiter durch das Reich, um überall anerkannt zu werden, und kam auch wieder nach Merseburg, wo alle sächsischen Machthaber versammelt waren. Sie begrüßten ihn als König. Am folgenden Tage, dem 24. Juli, trat Herzog Bernhard im Namen Aller auf, um dem Könige die Wünsche und Bitten der sächsischen Großen ans Herz zu legen, und fragte ihn, was sie von ihm zu erwarten hätten und was er ihnen Gutes erweisen wolle. Darauf erwiederte Heinrich: „ich kann zuerst Gott und dann euch nicht genug Dank erweisen; denn es ist mir wohl bekannt, wie treu ihr immer euren Königen angehangen habt. Darum werde ich euch nach besten Kräften lieben, ehren, im Reiche befördern, weil ihr mir nicht entgegen gewesen seid, vielmehr mich

geradezu eingeladen habt den königlichen Stuhl zu besteigen. Euer Gesetz und Herkommen will ich auf keine Weise kränken, sondern in allen Dingen getreu erfüllen; auch werde ich eurem vernünftigen Wunsche stets entsprechen, in so weit er mit der Ehre des Reichs übereinstimmt." Da erhoben Alle ihre Stimme und riefen ihm Beifall; der Herzog Bernhard überreichte ihm die heilige Königslanze und übertrug ihm damit den Schirm des Reichs. Dann traten die Großen einer nach dem andern zu dem Könige und bekräftigten ihm mit einem Handschlage ihren Eid der Treue. So schien dort Alles friedlich; aber als nun auch die Slaven unter Boleslaus kamen, um dem Könige zu huldigen, entstand Streit und Zank, und die königliche Pfalz selber ward mit Blut befleckt. Kaum war diese Sache beigelegt, so entstand Zwist zwischen den Baiern und Sachsen. Von den Baiern nämlich hieß es, daß sie daheim mäßig und genügsam lebten, aber sobald sie im fremden Lande wären, seien sie fast unersättlich. Sie begaben sich von Merseburg aus auf das Land, plünderten und raubten den nahe wohnenden Bauern das Getreide und wenn diese sich wehrten, schlugen sie sie nieder. Darüber kam das Gefolge des Königs herzu und alsbald entspann sich ein hitziger Kampf, aus welchem die Baiern flohen bis in die königliche Burg, dort fiel Heinrich, der Bruder des Kanzlers Eilbert, von einem Speer getroffen, am Tische des Königs nieder, und wenn nicht der Herzog Bernhard mit einer zahlreichen Schaar dem Kampfe Einhalt gethan hätte, so wäre ein grausiges Blutbad erfolgt. Alle Urheber des Unglücks wurden ergriffen und bestraft; aber der König Heinrich war sehr traurig über dieß Misgeschick, das er nicht abzuwenden vermochte.

Von dort zog er dann nach Duisburg und hier erwartete er die lange zaudernden Lothringer. Besonders ließ der Erzbischof von Köln auf sich warten, weil er dem Könige noch von früher her grollte und meinte, der König habe den Mainzer

Erzbischof ihm vorgezogen. Diese beiden Erzbischöfe führten den König dann nach Aachen und dort begrüßten ihn die lothringischen Großen als ihren König. So ward Heinrich in allen Ländern des deutschen Reiches einzeln erwählt und anerkannt, was vorher oder nachher bei einer Königswahl nicht wieder geschehen ist. Nur in Schwaben war Heinrich noch nicht gewählt, denn dort widerstand ihm noch Herimann. Dieser aber dachte schon auf Uebergabe, da ereignete sich Folgendes. Der König schenkte dem Grafen Gerhard vom Elsaß eine Grafschaft in Schwaben und belehnte ihn nach hergebrachter Weise, indem er ihm eine Lanze mit daran flatterndem Fähnlein übergab. Gerhard zog wohlgemuth vom Könige heim und lagerte sich bei einer der Städte, die der König ihm geschenkt hatte. Aber die Stadt wollte ihn nicht anerkennen und Gerhard beschloß sogleich sie zum Gehorsam zu zwingen. Die bestürzten Bürger konnten nur mit Mühe eine Nacht Aufschub der Feindseligkeiten gegen sie erhalten und zogen nun in großer Zahl aus der Stadt, als wollten sie mit dem Grafen unterhandeln, in Wahrheit aber, um milde Bedingungen für sich zu erflehen. Einer aber unter ihnen, der an oft erprobter List und Schnelligkeit sich vor Allen auszeichnete, lief eilig hinzu und riß die Lanze mit dem Fähnlein, die Graf Gerhard zum Zeichen der Belehnung von König Heinrich erhalten hatte, innerhalb des gräflichen Zeltes von ihrem Nagel. Er blickte um sich; aber noch war sein Thun nicht bemerkt, da eilte er im vollen Laufe wieder der Stadt zu und keiner der Leute des Grafen vermochte ihn wieder einzuholen. Bei seiner Ankunft erhob sich in der Stadt großer Jubel und alsbald wurden die Thore geschloßen und der Graf von der Mauer herab verlacht und verhöhnt, als wäre er seiner Ehre beraubt. Er bat zuerst mit freundlichen Worten die Bürger um Herausgabe seiner Lanze; aber sie ward ihm verweigert und zuletzt zog er traurig ab, seiner Belehnung

zugleich und seines kriegerischen Abzeichens beraubt. Die Begebenheit ward günstig für Herimann ausgelegt und ermuthigte seine Anhänger.

Auch sonst schien Herimann das Glück günstig zu sein. In der Stadt Breisach waren zugleich der Bischof von Basel und der von Straßburg, deren Diener täglich bewaffnet mit ihren Pferden auf die Weide ritten; denn der Herzog Herimann stand in der Nähe. Aber einige Leute desselben, welche dieß genau beobachtet hatten, verkleideten sich eines Tages in die Tracht der bischöflichen Troßbuben, beluden ihre Thiere mit Gepäck und zogen singend daher. Als sie an die Stadt kamen, fiel es den Wächtern gar nicht ein, näher zuzusehen; sondern sie ließen sie sogleich in die Stadt. Alsbald warfen die Reiter ihr scheinbares Gepäck weg und zeigten sich als Feinde. Mit genauer Noth entkamen die Bischöfe ihren Händen; aber die Stadt ward geplündert.

Dennoch trotz dieser einzelnen Erfolge hielt Herimann es nicht für gut, seinen Widerstand noch weiter zu treiben, sondern warf sich zu Bruchsal dem Könige zu Füßen und dieser verzieh ihm. Er ließ ihn im Besitze seines Herzogthumes Schwaben, dafür schwur ihm Herimann den Eid der Treue und ward also des Königs Heinrich Mann. Von da an widersetzte sich der Anerkennung des Königs Heinrich Niemand mehr.

### 3. Heinrichs II. erster Zug nach Italien. 1004.

Im Jahre 1004 beschloß Heinrich II. nach dem Brauche der Ottone nach Italien zu ziehen und sich in Rom die Kaiserkrone aufs Haupt setzen zu laßen. In der Lombardei hatte sich damals Hardwig von Ivrea als König erhoben und dafür wollte Heinrich ihn zur Rechenschaft ziehen. Auf die Nachricht vom Herannahen des Königs erschrak Hardwig und besetzte alle Päſſe der Alpen. Der König Heinrich verweilte noch erst zu Regens=

burg und überreichte dort dem Bruder seiner Gemahlin Kunigunde, der auch Heinrich hieß, die Lanze mit dem Fähnlein als Zeichen der Belehnung mit dem Herzogthum Baiern. Als er nach Trident kam, war sein Heer schon sehr ermüdet und er verweilte einige Zeit, damit es sich erhole und stärke. Dort vernahm er die Vorsicht Hardwigs und daß dieser selbst ihn auf der Ebene von Verona mit einem großen Heere erwarte. Darum schlug Heinrich einen andern Weg ein, als den gewöhnlichen und zog durch Kärnthen. Mit Hülfe der treuen Kärnthner erzwang er sich den Durchgang durch die Päſſe und schlug am Ufer der Brenta auf einer üppig grünenden Wiese sein Lager auf, um dort das Osterfest zu feiern. Der Pfalzgraf verbot Allen die Flucht vom königlichen Heere bei Strafe der Acht des Reiches und verhieß Allen, die sich auf diesem Zuge auszeichnen würden, große Belohnung. Nach dem Osterfeste gieng der König über die Brenta und schlug das Lager auf der andern Seite auf; dann aber schickte er seine Kundschafter voraus, und diese brachten günstige Nachricht. Die Lombarden, bis dahin eines Sinnes, hatten sich zerspalten und ein Theil hielt es nicht mehr mit Hardwig. Da floh dieser und Heinrich zog ein in die Städte der Lombardei. Zu Pavia ward er von dem Erzbischofe und allen Großen empfangen und auf den königlichen Thron der Lombarden geführt. So schien Alles friedlich und freundlich; aber ein Tag offenbart oft die Veränderlichkeit des menschlichen Sinnes. Es entspann sich auf einmal um einer unbedeutenden Sache willen ein Wortwechsel zwischen Deutschen und Lombarden und da der Wein die Köpfe der Streitenden erhitzt hatte, so lief man zu den Waffen. Die Bürger rüsteten sich gegen den kaum gekrönten König, die Anhänger Hardwigs schürten das Feuer und ein großer Haufe stürmte auf den Palast des Königs los. Heinrich vernahm den Lärm und erhielt auf seine Frage die Antwort, daß die Bürger von Pavia ihn in

seiner Burg bestürmen wollten. Der Erzbischof Heribert von Köln bemühte sich diesen Aufruhr zu stillen, er legte sich in das Fenster, um zu reden und nach der Ursache dieses plötzlichen Aufstandes zu fragen; aber ein Regen von Steinen und Pfeilen umschwirrte sein Haupt und zwang ihn zurückzutreten. Die Bürger von Pavia stürmten den Palast; aber trotzdem daß ihre Zahl geringer war und sie sich hierhin und dorthin theilen musten, wehrten die Deutschen sich muthig und trieben die Eindringenden immer wieder zurück. So brach der Abend heran; aber die Lombarden zündeten die hölzernen Bestandtheile der Mauern an; denn damals waren die Befestigungen vieler Städte ebenso wie auch die Dome, überhaupt die Kirchen, zum großen Theil noch hölzern.*) Durch den Brand wollten die Lombarden sich den Angriff erleichtern und die außen vor der Stadt gelegenen Deutschen vom Sturme abhalten. Aber dennoch drangen diese von außen muthig herdurch bis zum Palast. Es brannten bald mehre Häuser und eins derselben stürzte über die Deutschen darin zusammen, daß Alle elendiglich umkamen. Gisilbert, der Schwager des Königs, sank bei ihm getroffen nieder; darüber ergrimmte ein Ritter Wulfram so sehr, daß er mitten unter die Lombarden sprang, mit seinem Schwerte den Thäter durch den Helm und den Kopf bis an das Schlüßelbein zertheilte und dann unversehrt wieder zurückkehrte. Zuletzt erhielten die Deutschen die Oberhand und die Lombarden flüchteten sich in ihre Häuser, aus denen sie sich nicht wieder hervorwagten. Sie standen oben auf denselben und warfen von dort Steine und Wurfspieße und Pfeile auf die Deutschen nieder; aber unterdessen griff der Brand um sich, entzündete ein Haus nach dem andern und viele Lombarden wurden unter den Trümmern ihrer

*) Der Bischof Ditmar von Merseburg sagt geradezu Chronicon VI. 6.: urbis tunc incendunt moenia.

stürzenden Wohnungen verbrannt oder verschüttet. Es war schwer zu sagen und zu beschreiben, wie viele Menschen und wie elend sie ums Leben kamen. Das jammerte den König Heinrich, er begab sich zur Peterskirche und ließ Allen, die zu ihm kommen würden, volle Verzeihung zusichern. Da kamen ihrer viele und baten um Gnade.

Alsdann zog der König weiter bis nach Sponte nicht fern von Novara und schlug auf den Wiesen sein Lager auf. Dorthin kamen zu ihm viele Lombarden und gelobten ihm Treue; aber fürerst hatte Heinrich genug von Italien gesehen und sprach seinen festen Willen aus wieder nach Deutschland heimzukehren, bevor er nach Rom zöge. — Denn den Römerzug ganz aufzugeben, litt seine Eitelkeit nicht, trotz der ersten Erfahrungen von Italien; so sehr wirkt auf den Menschen das Beispiel der Vorfahren und der Glanz eitler Ehre und eines leeren Namens.

### 4. Die Stiftung des Bisthums Bamberg. 1007.

Wie der König Heinrich II. über die Bischofsitze dachte und welches Verdienst vor Gott er in der Gründung eines neuen Bisthumes sah, möge uns folgende Geschichte zeigen.

Im Jahre 1007 berief der König eine Synode nach Frankfurt und alle Bischöfe seines Reiches diesseit der Alpen fanden sich dort ein. Der Zweck der Berufung war dieser. Von früher Jugend an hatte Heinrich die Stadt Bamberg sehr geliebt, die einst die seine gewesen war, und darum sann er von der Zeit seiner Wahl an eifrig darüber nach, ob er nicht dieser seiner Lieblingsstadt einen Bischofssitz verleihen könnte. In dieser Absicht hatte er seinen Freund, den Bischof von Würzburg, häufig ersucht, daß dieser ihm einen Theil seines Sprengels an der Rednitz für das neue Bisthum Bamberg abtreten möge, wofür er einen andern größeren Strich Landes wieder erhalten solle. Der Bischof von Würzburg war dem nicht abgeneigt,

aber nur unter der Bedingung, daß er selber Erzbischof und das Bisthum Bamberg seinem erzbischöflichen Stuhle untergeben würde. Als dieß fehlschlug, zog der Würzburger Bischof seine Zustimmung zurück und wollte nicht einmal nach Frankfurt zur Synode kommen.

Darum versuchte Heinrich seinen Zweck durch diese Versammlung der Bischöfe zu erreichen. Als er eintrat, warf er sich vor ihnen zur Erde nieder, bis Erzbischof Willegis herzutrat und ihn aufhob. Dann redete der König also: „da mir ein irdischer Erbe nicht gestattet ist, habe ich um des künftigen Lohnes willen im Himmel Christum zu meinem Erben erkoren und im Geheimen längst mich und alles Meinige Gott zum Opfer dargebracht. Mein sehnlichster Wunsch aber ist in Bamberg ein Bisthum zu gründen und heute will ich ihn zur Ausführung bringen. Darum bitte ich eure Frömmigkeit, ihr wollet nicht um des Ausbleibens willen desjenigen, der durch mich erhalten wollte, was ich ihm nicht gewähren konnte, mir diese meine Bitte versagen; denn sein Hirtenstab, den er mir früher zum Zeichen der Bestätigung meines Wunsches übergeben hat, thut es Jedermann kund, daß er nicht um Gottes willen die Bitte weigert, sondern aus Schmerz über die nicht erfüllte Forderung zurückgetreten ist. Möge es eure Herzen rühren, daß sein Ehrgeiz nicht mein Bestreben vereiteln darf. Zur Erfüllung desselben vereint mein einziger Bruder und Miterbe, der Bischof Bruno von Augsburg, seine Bitten mit den meinigen. Ihr werdet mich in allen Dingen bereit finden zu dem was euch gut dünkt."

Nach solchen Worten des Königs trat der Kaplan des Bischofs von Würzburg auf und sprach, daß sein Herr deshalb nicht hergekommen sei, weil er aus Furcht vor Gott nicht zugeben könne, daß die ihm von Gott anvertraute Kirche irgend einen Verlust erlitte. Ferner erinnerte er die anwesenden

Bischöfe, sie möchten an sich selbst und die möglichen Folgen denken, wenn sie einmal zu solchem Schritte ihre Einwilligung gegeben hätten. Dann las er die Privilegien des Bischofes mit lauter Stimme vor. So oft der König die Stimmung der Versammelten schwankend zu sehen meinte, so oft warf er sich zur Erde nieder und demüthigte sich vor ihnen. Als endlich Willegis das Urtheil der Anwesenden erfragte, erhob sich zuerst der Erzbischof Tagino von Magdeburg und hielt dafür, daß dem Wunsche des Königs gesetzmäßig gewillfahrt werden könnte. Dem stimmten Alle bei und unterschrieben die Urkunde. Alsbald übergab Heinrich seinem Kanzler die bischöfliche Würde von Bamberg und Willegis weihte ihn am selben Tage.

Ein anderer Bischof und Theilnehmer der Synode zu Frankfurt schrieb zur Entschuldigung seiner eigenen Abstimmung für das Bisthum Bamberg an den Würzburger Bischof mit folgenden Worten: „der König redete gar zu kläglich vor uns und bat allzudemüthig um die Meinung der Anwesenden. Wenn du dabei gewesen wärest, du hättest wahrlich selber dich seiner erbarmt; denn also kenne ich ja dein mildes Herz. Darum zürne auch jetzt nicht, sondern besänftige deinen Unmuth."

Bei solchem Eifer für die Kirche und ihre Bisthümer hielt jedoch auch König Heinrich auf sein Recht der Besetzung der bischöflichen Stellen. Nur wenige Domkirchen, unter ihnen die Magdeburger, hatten von den sächsischen Kaisern das Recht der Wahl des neuen Bischofs erhalten, jedoch mit Vorbehalt der königlichen Bestätigung, und gerade bei Magdeburg kam es einmal vor, daß der König, trotz der Wahl der Domgeistlichen, ihnen einen ganz anderen Mann zum Erzbischofe gab. So wenig dachte man damals noch an die Forderungen der Geistlichkeit, welche schon ein halbes Jahrhundert nachher die höchste kirchliche Macht mit der weltlichen so bitter entzwei-

ten und für lange Jahre Zwietracht und Kampf aussäeten über die Menschen.

### 5. Heinrichs II. Römerzug. 1014.

Der Papst Sergius und nach ihm Benedict hatten schon lange den König Heinrich II. einladen laßen, daß er nach Rom kommen möge, um dort die römische Kaiserkrone zu empfangen. So brach denn König Heinrich im Jahre 1014 auf und hielt sich dieß Mal nicht mit Kämpfen gegen Hardwig von Ivrea auf, sondern zog gerades Weges auf Rom. Als er dort ankam, empfiengen ihn zwölf Senatoren, mit Stäben in der Hand, sechs von ihnen waren glatt rasirt, die sechs andern schritten einher mit lang herabwallendem Barte. So führten sie den König Heinrich und seine Gemahlin Kunigunde in die Kirche des heiligen Petrus. Auf den Stufen zu derselben stand ihn erwartend der Papst und legte dem herantretenden König die Frage vor, ob er ein treuer Schutzvogt und Vertheidiger der römischen Kirche und ihm und seinen Nachfolgern in allen Dingen getreu sein wolle. Heinrich bejahte diese Fragen und darauf führte ihn der Papst in die Kirche und salbte und krönte ihn zum römischen Kaiser und die Königin Kunigunde zur römischen Kaiserin. Als römischer Kaiser war Heinrich der erste dieses Namens, obwohl er als deutscher König der zweite war. Diesen Unterschied hielten die kirchlichen Geschichtschreiber jener Zeiten immer fest. Die frühere Krone des Königs ließ er über dem Altare des heiligen Petrus aufhängen. Am selben Tage richtete der Papst dem neuen Kaiserpaare im Lateranpalast ein glänzendes Gastmahl an.

Aber schon am achten Tage nachher entstand auf der Tiberbrücke ein blutiger Streit zwischen Römern und Deutschen und von beiden Seiten kamen Viele ums Leben, bis die einbrechende Nacht die Streitenden trennte. Die Urheber dieses

Streites waren drei Brüder aus Rom: Hug, Hecil und Ezzelin. Sie wurden nachher gefangen und bewahrt, der eine zwar entkam, die andern aber musten mit nach Deutschland ziehen und wurden hier festgehalten, der eine in Fulda, der andere auf dem Giebichenstein bei Halle.

Alsdann begab sich der Kaiser wieder heimwärts und feierte das Himmelfahrtsfest zu Pavia. Dort suchte er die unbeständigen Gemüther der Lombarden sich zu gewinnen; aber es gefiel ihm da nicht und er kehrte zur großen Freude Hardwigs und seiner Freunde bald nach Deutschland zurück. Vorher jedoch verrichtete Heinrich in Italien noch ein Werk, das ihm, wie er selber sagte, um der Liebe Christi willen, unerläßlich schien, er gründete noch ein Bisthum in Bobbio, wo einst der heilige Columban geweilt hatte. Dann überstieg er glücklich und friedlich die Alpen und freute sich wieder die Luft des deutschen Landes zu athmen. Denn also spricht sein Begleiter und Erzähler, der Bischof Ditmar von Merseburg: „die Luft Italiens und die Sitten und Gewohnheiten seiner Bewohner passen für uns Deutsche nicht. In Rom und der Lombardei ist Alles voll von Hinterlist, wer dahin kommt, erfährt wenig Freundlichkeit. Was der Gastfreund bittet, ist dort Alles käuflich und noch dazu nicht ohne List und Betrug, Viele auch sterben dort an Gift.“

Dennoch unternahm auch Heinrich II. nachher 1022 noch einen zweiten Römerzug; aber wiederum mit vielen Hindernissen und Gefahren. Besonders war Apulien ihm feindlich gesinnt und eine dort gelegene Stadt Troja widersetzte sich ihm aufs Hartnäckigste. Heinrich berannte sie mit seiner ganzen Macht, aber drei Monate lag er davor und konnte Nichts gewinnen; denn die Belagerten machten häufige Ausfälle und legten Feuer an seine Belagerungswerkzeuge. Aber Heinrich verfertigte neue und ließ nochmals die Eingeschloßenen zur

Uebergabe auffordern. Wiederum weigerten sie sich in Hoffnung auf Entsatz von ihren Freunden. Da drohete ihnen der Kaiser, wenn er die Stadt in seine Gewalt bekäme, wolle er alle männlichen Einwohner tödten laßen. Ein Tag nach dem andern vergieng, es zeigte sich kein Schimmer von Hoffnung und der Hunger quälte die Menschen. Da trat ein Einsiedler auf und bat, man möge ihn mit einer großen Schaar Kinder hinausziehen laßen zu dem deutschen Lager, damit diese den Kaiser um Erbarmen anflehten. Mit bangem Zagen gewährten das die Eltern als die letzte Hoffnung in ihrer Noth und der Einsiedler zog mit der Kinderschaar daher und Alle sangen das Kyrie eleison, Herr erbarme dich unser! Als sie nun also zum Kaiser Heinrich kamen, ward er gerührt; aber er wollte nicht ablaßen von seinem Wort und gebot dem Einsiedler, mit den Kindern wieder zurückzukehren in die Stadt. Am folgenden Morgen aber kam er wieder und abermals sangen die Kinder flehentlich: Herr, erbarme dich unser! Da konnte Heinrich ihnen nicht mehr widerstehen, er nahm die Kinder auf in sein Zelt und gewährte den Eltern um der Kinder willen seine Verzeihung. Jedoch verlangte er von den Bürgern der Stadt Troja, daß sie die Mauer, wo diese am kräftigsten seinen Belagerungswerkzeugen Widerstand geleistet hätte, selber niederreißen sollten. Dann nahm er Geiseln von ihnen als Unterpfand ihrer Treue und zog davon.

### 6. Die Empörung der Slaven gegen Herzog Bernhard von Sachsen.

Der Herzog Benno von Sachsen aus dem Hause Billung hatte friedlich und glücklich über Sachsen und Slaven regiert. Er starb im zehnten Jahre der Regierung Kaiser Heinrichs und es folgte ihm sein Sohn Bernhard, der vierzig Jahre das Herzogthum Sachsen inne hatte. Diese ganze lange Zeit hindurch

verheerte Zwietracht und Verwirrung das Land; denn Bernhard hatte gänzlich die Milde vergessen, mit welcher sein Vater und Großvater die Gemüther der Slaven sich zugewandt hatten. Bernhards Habsucht gegen sie überstieg alles Maß und zwang sie dadurch mit den Feßeln der sächsischen Herrschaft auch die des Christenthumes abzuwerfen und wieder zurückzukehren zu den Einrichtungen und zu der Religion ihrer Väter. In gleichem Sinne wie Herzog Bernhard verfuhr auch der Markgraf Dietrich, der die nördliche Mark unter seiner Obhut hatte, und das Verfahren beider Männer brachte die Slaven auf das Aeußerste. Doch kam noch eine besondere Veranlaßung des Aufstandes hinzu.

Die Fürsten der nördlich wohnenden Slaven waren Mistiwoi und Mizzudrag. Von ihnen bewarb sich jener um eine Tochter des Herzogs Bernhard und erhielt von ihm die Zusage derselben. Dafür wollte sich Mistiwoi treu und anhänglich beweisen und, als Herzog Bernhard vom Kaiser Heinrich zur Römerfahrt entboten wurde, begleitete ihn sein Lehnsmann Mistiwoi mit tausend Reitern. Fast alle diese ließen in Italien das Leben. Heimgekehrt von diesem Zuge sprach Mistiwoi zu Bernhard: „gib mir nun deinem Versprechen gemäß deine Tochter.“ Aber Markgraf Dietrich trat dazwischen und sagte: „es ziemt sich nicht eine Herzogstochter einem Hunde zu geben.“ Auf diese Worte ritt Mistiwoi sofort davon. Zwar änderte Herzog Bernhard seinen hochfahrenden Sinn und schickte ihm einen Boten nach, daß er wiederkehren möge; aber Mistiwoi erwiederte diesem: „wozu soll ich umkehren, da ja doch eine Herzogstochter nicht einem Hunde gegeben werden darf? Sag deinem Herrn, es sei wahrlich ein schöner Lohn für meine Dienstbarkeit, daß wir nur Hunde genannt werden sollen. Indessen, wenn der Hund stark wird, so soll er mächtig um sich beißen.“ Nach diesen Worten begab er sich ins slavische Land

und ließ alle ostwärts wohnenden Slaven nach Rethra entbieten. Als sie erschienen, erzählte er ihnen alles Vorgefallene und wie schmähliche Beleidigung er nach aller bewiesenen Treue habe erfahren müßen. Seine Landsleute entgegneten: „du hast deine Stammesgenoßen verachtet, bist umhergezogen mit den treulosen und habsüchtigen Sachsen und hast ihnen gedient: darum ist dir nun von ihnen dein Recht geschehen. Schwöre uns, daß du dich lossagen willst von ihnen für immer, dann sind wir dir zur Hülfe bereit." Das schwor ihnen Mistiwoi und die Verbindung war geschloßen.

Aber sie warteten einer gelegenen Zeit. Diese fand sich bald, als der Herzog Bernhard die Waffen gegen den Kaiser Heinrich erhob und zu gleicher Zeit alle Kirchen und Bischöfe des Sachsenlandes bedrängte, die dem Kaiser getreuer waren als ihm. Da durchzog auch das slavische Heer von Nordwesten her das sächsische Land, die Kirchen loderten in Flammen auf, die Priester und anderen Kirchendiener wurden geschlachtet und jenseit der Elbe blieb keine Spur des Christenthumes. Viele Geistliche hatten sich nach Hamburg geflüchtet; aber das schützte sie nicht, sie wurden theils getödtet, theils mit den Bürgern gefangen hinweggeführt. Mehr Priester noch fand man zu Aldenburg, wo so lange schon das Christenthum eine gedeihliche Pflanzstätte gefunden hatte. Bis auf sechzig wurden sie sogleich getödtet, die Uebergebliebenen zu einer Kurzweil aufbewahrt. Es ward ihnen nämlich auf dem Kopfe ein Kreuz eingeschnitten, Manchen bis in die Hirnschale hinein, dann wurden ihnen die Hände auf dem Rücken gebunden und sie also durch die Ortschaften der Slaven geschleppt, bis sie todt liegen blieben. Ja es wurden so viele Grausamkeiten verübt, sagt der alte Chronist, daß ich sie nicht erzähle, weil man sie für Erdichtung halten würde. Siebzig Jahre lang, seit den Zeiten des mächtigen Königs Otto, hatten die Slaven zwischen Elbe und Oder den Fort=

schritten des Christenthumes sich nicht mehr widersetzt und die Vereinigung der Sachsen und Slaven durch Religion und Gesetze zu einem Volke schien allein das Werk des Friedens sein zu können; aber die rohe Grausamkeit der Mächtigen der Erde vereitelt zu oft den Wunsch des friedlich denkenden Menschen und wenn erst die Leidenschaften der Menge entfeßelt sind, müßen für den Leichtsinn und den Frevelmuth weniger Machthaber die Unschuldigen büßen mit den Schuldigen.

Der Markgraf Dietrich wurde seiner Würde entsetzt und erhielt nachher eine Pfründe am Dome zu Magdeburg, wo er einsam und vergeßen starb. Herzog Bernhard unterwarf sich dem Kaiser Heinrich II. und durch die Bemühungen des Erzbischofs Unwan von Hamburg-Bremen mit ihm versöhnt, behielt er sein Herzogthum. Aber seine Habsucht und Erpressung gegen die Slaven hörte nicht auf, so lange er lebte, und verursachte noch oftmals neue blutige Aufstände und Kriege.

## 7. Der Kaiser Heinrich II. und der Bischof Meinwerk von Paderborn.

Der Kaiser Heinrich II. stand in vertrautem Verkehr mit dem Bischofe Meinwerk von Paderborn und dieser benutzte den kirchlichen Eifer des Kaisers, um von ihm Geschenke zu erhalten für seine Kirche. Einmal schickte der Kaiser ihm kostbaren Wein in einem silbernen Pokale; allein Meinwerk begnügte sich nicht mit dem Weine, sondern ließ wider den Willen des Kaisers den Pokal alsbald zu einem Abendmahlskelch umarbeiten. Ein Aehnliches geschah mit einem kaiserlichen Mantel; aber der Kaiser zürnte dem Bischofe nicht darüber. Doch Meinwerk wuste auch größere Geschenke zu erlangen. Einmal lud er den Kaiser ein bei ihm das Weihnachtsfest zu feiern und Heinrich folgte der Ladung. Nach seiner Weise nahm dann auch der Kaiser Theil an der Vigilie d. i. dem Gottesdienste in der

Nacht vor dem Feste. Es war aber Sitte, wie es nach den Gesetzen der Kirche verstattet war, daß in dieser Vigilie dreimal die Messe gelesen wurde und daß man nach Beendigung einer Messe jedes Mal an den Altar trat und eine Gabe opferte. Als nun während der Nacht auch der Kaiser Heinrich und seine Gemahlin Kunigunde zu Meinwerk hintraten, nahm dieser das Geschenk der Kaiserin an, dasjenige des Kaisers aber schob er vor Aller Augen zurück und forderte das kaiserliche Landgut Ervitte, um welches er den Kaiser schon oft ersucht hatte. Da begann auch die Kaiserin Kunigunde ihre Bitten mit denen des Bischofs zu vereinen und trotz Heinrichs Weigerung wurden Notare herbeigeholt, welche die Schenkungsurkunde aufsetzten. Zum dritten Mal ward mit Tagesanbruch die Messe gehalten und wiederum traten der Kaiser und seine Gemahlin mit der ganzen Schaar der Höflinge und Vornehmen an den Altar, um ihre Gaben darzubringen. Da legte der Kaiser die Schenkungsurkunde des Gutes Ervitte auf den Altar; aber er sprach dabei zum Bischofe Meinwerk: „Gott und alle Heiligen müßen dich strafen, daß du nicht aufhörst zum Schaden des Reiches mir die Güter desselben zu rauben.“ Der Bischof Meinwerk kümmerte sich nicht darum, sondern hielt die Schenkungsurkunde hoch empor und rief: „Wohl dir, Kaiser Heinrich, für diese That wird der Himmel dir offen stehen und deine Seele wird sich freuen mit den Heiligen bis in alle Ewigkeit. Seht, ihr Gläubige, solche Opfer sind angenehm vor Gott: darum strebt dahin ihm nachzuahmen, dann werdet ihr statt des zeitlichen Gutes das ewige, statt des Vergänglichen das Unvergängliche empfangen!“ Also fügte sich der Kaiser Heinrich dem Willen des Bischofs. In dem Verkehr beider Männer kam auch sonst manchmal Etwas vor, was man mit der königlichen Würde nicht immer wohl vereinen kann. Der Kaiser dachte darauf, dem Bischofe Meinwerk wieder einen Streich zu spielen und

weil er wuste, daß der Bischof nicht allzu genau auf die Regeln der lateinischen Sprache halte, nahm er ihm einmal heimlich sein Brevier weg und kratzte mit Hülfe eines Priesters von den Worten pro famulis et famulabus, d. i. für die Diener und Dienerinnen, das fa hinweg, also daß pro mulis et mulabus dastand: für die Maulesel und Mauleselinnen. Dann bat er den Bischof, er möge am andern Tage für ihn und sein Haus beten und der Bischof sagte zu. Weil er aber solche List nicht ahnte, so las er aus seinem Brevier ab: pro mulis et mulabus. Nach geendigtem Gottesdienste berief der Kaiser den Bischof zu sich und sprach zu ihm: „was ist das? Ich habe dir geheißen für mich und mein Haus zu beten und du betest für Maulesel und Mauleselinnen?“ Meinwerk ward sehr zornig; aber er verstellte sich vor dem Kaiser und bat um Entschuldigung seines Versehens. Alsdann eilte er heim und berief den Priester her, auf den er Verdacht hatte. Er fuhr ihn erst mit bittern Worten an, dann aber beschenkte er ihn mit einem neuen Anzuge. Also schickte er ihn zu dem Kaiser mit dem Auftrage diesem zu sagen, wofür er den neuen Anzug erhalten habe.

Noch einen anderen Scherz machte sich der Kaiser mit dem Bischofe Meinwerk; aber dieses Mal war der Ausgang ein anderer. Der Kaiser ließ durch seine Schreiber einige Zettel mit goldenen Buchstaben beschreiben in folgenden Worten: „Bischof Meinwerk, bestelle dein Haus; denn nach fünf Tagen must du sterben!“ Während der Bischof eines Tages zu Tische saß, fiel einer dieser Zettel wie von oben herab vor ihm nieder; die anderen fand Meinwerk an Orten, wohin ihn seine Geschäfte an jenem Tage führten. Als er also sein Schicksal las, schrak er zuerst nicht wenig zusammen. Bald aber richtete er alle seine Gedanken auf den Tod, berief den Vicedom zu sich, dessen Amt es war das bischöfliche Vermögen zu verwalten, wies ihm Alles nach, was an Vermögen in der Truhe vorhanden sei, was in

jährlichen Lieferungen einkomme und hielt ihn an sein ganzes Eigenthum zu Geschenken an die Kirche und die Armen zu verwenden. Nachdem Meinwerk so seine Angelegenheiten in dieser Welt geordnet hatte, brachte er die übrige Zeit mit Fasten, Nachtwachen und Beten hin. Mit dem Anbruche des fünften Tages, warf er sich ausgestreckt nieder vor dem Hochaltar der Kirche und lag da bis um Mitternacht; als er aber auch da noch kein Zeichen des herannahenden Todes oder einer Krankheit empfand, erhob er sich und es hungerte ihn. Da kam es ihm in den Sinn, ob nicht vielleicht der Kaiser ihm einen Streich gespielt hätte. Er gieng heim und begann seinen erschöpften Körper durch Speise und Trank und durch lang entbehrten Schlaf wieder zu erquicken.

Am Morgen des sechsten Tages kam der Kaiser mit großem Gefolge zu Meinwerk heran und beglückwünschte den Bischof, daß er wie Lazarus aus dem Grabe zurückgekehrt sei. Die Begleiter des Kaisers sprachen sich eben so aus und wünschten dem Bischof Meinwerk noch viele Jahre seines Lebens. Aber Meinwerk durchschaute nun das Ganze und nahm sich vor, den Schimpf auf den Kaiser zu wälzen. Bevor er an diesem Tage die Messe feierte, betrat er die Kanzel und redete zu allem Volke von der hohen Bedeutung der priesterlichen Würde. Dann erzählte er, was man mit ihm gethan habe und schloß damit, daß er, kraft seines bischöflichen Amtes, alle Urheber und Theilnehmer des Betruges feierlich in den Bann thue. Also geschah es und der Kaiser Heinrich und die Kaiserin Kunigunde kamen nun nach der Weise der Bußeflehenden barfuß an die Kirchenthür und fügten sich öffentlich vor den Augen Aller der ihnen auferlegten Kirchenstrafe. Dann erst nahm Meinwerk sie wieder auf in die Kirche und der Kaiser und der Bischof lebten vertraulich wie zuvor.

Also war das Verhältnis des Kaisers Heinrich II. mit

dem Bischofe Meinwerk. Die Bischöfe und geistlichen Geschichtschreiber aber jener Zeit haben diesen Kaiser den Heiligen genannt.

## 8. Gebräuche und Sitten der Deutschen zu den Zeiten der sächsischen Kaiser.

Wer in friedlichen Zeiten lebt, wo das Gesetz den Dieb, den Räuber und den Mörder bald ereilt, der vermag sich schwer in jene Zustände zurückzuversetzen, wo auch ohne innere Kriege und Zwistigkeiten der Großen noch immer viele Menschen durch die Hand des Mörders umkamen. Ein Bischof von Worms, Namens Burchard, erzählt uns aus jener Zeit, daß allein von den Unterthanen des Wormser Domes in einem Jahre fünf und dreißig erschlagen wurden, und zwar sei dieß gemeiniglich um unbedeutender Ursachen willen geschehen, häufig im Rausche der Mörder; aber diese hätten, anstatt sich nachher darüber zu grämen, sich oft noch wohl gar dessen gerühmt. Derselbe Bischof hat einen Beichtspiegel verfaßt, in welchem die hauptsächlichsten Fragen zusammengestellt sind, die in der Beichte vorgelegt wurden, und aus diesen Fragen erhellt manches Licht über die sittlichen Zustände jener Zeit, denn Burchard setzt die für eine solche Sünde bestimmten kirchlichen Strafen gleich dazu.

1. Frage. Hast du einen Todschlag begangen? Ist es aus einer bösen Begierde geschehen, damit du Jemandem das Seinige raubtest?

Wenn der Gefragte bejahte, so war seine kirchliche Strafe vierzig Tage Fasten bei Waßer und Brot und sieben Jahre lang nachher fortgesetzte Bußübungen. Daß die weltliche Strafe von dieser kirchlichen völlig verschieden war, versteht sich von selbst. Der Bischof Burchard gibt uns auch diese ausdrücklich an, wie er selber sie in seinem Sprengel um der großen Zahl der Un-

thaten willen festgesetzt habe. Sie lautete also: dem Todschläger sollen Haut und Haar genommen, er soll mit einem glühenden Eisen auf beide Backen gebrannt werden, er soll das Wergeld des Erschlagenen bezahlen, und sich dadurch von den Verwandten desselben den Frieden erkaufen und die Verwandten des Erschlagenen sollen zur Annahme des Wergeldes verpflichtet sein. Eine Todesstrafe setzte Burchard nicht fest, vielleicht weil die Bischöfe damals noch dieses Recht (den Blutbann) nicht hatten.

2. Frage. Hast du einen Todschlag begangen, um deine Verwandten zu rächen?

Diese Frage deutet darauf hin, daß noch nicht alle Spuren der Blutrache verschwunden waren. Auch bei dem Wergelde musten die Blutsverwandten mit ihrer ganzen Habe für den Thäter haften.

3. Frage. Hast du einen Todschlag begangen im Krieg, auf Befehl deines rechtmäßigen Fürsten? Ist derjenige, den du getödtet hast, ein Friedensbrecher gewesen?

Auf die Bejahung dieser Frage stand eine gelindere Buße für drei Fastenzeiten.

4. Frage. Hast du den leibeigenen Knecht deines Herrn umgebracht, der dir Nichts zu Leide gethan hat, nur weil dein Herr es befahl: so sollst du eine Fastenzeit hindurch und auch an den sieben folgenden Buße thun, ebenso auch dein Herr, wenn nicht etwa der Knecht ein Dieb und Mörder war und der Herr es zur Sicherheit Anderer befahl.

Man sieht hieraus, daß nach den weltlichen Gesetzen der Herr auch damals noch seinem leibeigenen Knechte ungestraft das Leben nehmen konnte, wie einem Thier. Nur die Kirche erbarmte sich solcher Menschen und bestrafte den Herrn, welchen das bürgerliche Gesetz jener Zeiten noch nicht traf, mit einer Kirchenbuße, es wäre denn, daß er die That hätte befehlen laßen um der allgemeinen Sicherheit willen.

5. Frage. Hast du ein Weib genommen und die Hochzeit nicht öffentlich gehalten? Bist du nicht mit ihr zur Kirche gegangen, um den Segen des Priesters zu empfangen? Hast du ihr keine Mitgift gegeben und wäre es auch nur eines Pfennigs werth, daß du ihr nur eine Mitgift gegeben habest?

Aehnliche Fragen hat Burchard eine große Zahl und lehrt uns daraus erkennen, wie die Kirche die Ansprüche der Frau dem Mann gegenüber schützte. Er verordnet ferner, daß wer immer einer Sache angeklagt werde, der soll sich nicht reinigen wollen durch einen Eid, sondern durch den Zweikampf, oder durch das siedende Waßer (die Keßelprobe) oder durch das glühende Eisen. Außer diesem Aberglauben, an dem der Bischof selber Theil hat, redet er in den folgenden Fragen von demjenigen, welchen er selbst als Aberglauben erkennt.

Frage: Hast du den Ueberlieferungen der Heiden nachgelebt, die sie fortpflanzen vom Vater auf den Sohn, bis auf den heutigen Tag? Hast du die Sonne, den Mond, den Lauf der Sterne angebetet, oder den Neumond und die Mondfinsternis? Hast du geglaubt durch dein Geschrei und durch deine Hülfe dem Monde das Licht wieder geben zu können, als wenn die Elemente dir und du ihnen helfen könntest? Hast du auf den Neumond gewartet, um ein Haus zu bauen oder um dich zu verheirathen?

Hast du den Neujahrstag gefeiert, daß du deinen Tisch mit Fackeln beleuchtet und mehr Speisen bereitet hast? Hast du an diesem Tage auf den Gaßen gesungen oder getanzt? Hast du dich mit deinem Schwerte umgürtet auf das Dach gesetzt, um zu sehen, was dir im nächsten Jahr begegnen würde? Oder hast du dich in derselben Absicht auf einem Kreuzwege auf eine Ochsenhaut gesetzt? Oder hast du in dieser Nacht Brot gebacken, damit du, wenn es gut aufgieng, dein Glück für das kommende Jahr daran erkennen möchtest?

Alle diese Vergehen des Aberglaubens musten zwei Jahre hindurch gebüßt werden.

Bist du wegen des Gebets an einen andern Ort gegangen, als in die Kirche, z. B. zu einem Brunnen, zu Steinen, zu Bäumen oder auf einen Scheideweg? Hast du dort ein Licht angezündet, hast du Brot oder sonst Etwas als ein Opfer dahin gebracht, hast du selbst dort Etwas gegeßen oder Etwas verlangt, das dir an Leib oder Seele nützlich sein soll?

Hast du Bücher oder Psalter zum Wahrsagen aufgeschlagen?

Hast du geglaubt, oder Theil an jenem Aberglauben gehabt, daß Leute meinen, sie können Ungewitter erregen, oder die Gemüther der Menschen umändern? — Auf die Bejahung dieser Frage war ein Jahr Buße gesetzt.

Hast du geglaubt, daß einige gottlose, von dem Teufel verblendete Weiber zur Nachtzeit mit einem Haufen von Teufeln, die man Strigholden nennt, auf gewißen Thieren reiten, irgend einer Göttin als ihrer Herrin gehorchen und nächtlich zu ihrem Dienste gerufen werden?

Hast du geglaubt, daß jene, die der rohe Haufe Parzen nennt, wirkliches Dasein haben oder sein können und das thun können, was man von ihnen glaubt, daß sie nämlich bei der Geburt eines Menschen ihn bestimmen, wozu sie wollen, besonders daß er sich in einen Wolf verwandeln könne, den man auf deutsch Werwolf nennt? — Hast du jemals gethan, was solche Weiber zu thun pflegen, daß sie nämlich zu gewißen Zeiten den Tisch mit Speise und Trank versehen und drei Meßer dazu legen, damit, wenn jene drei Schwestern, die Parzen, kommen, sie dort sich laben können?

Andere Fragen sind:

Hast du einen Menschen entführt, verschickt oder verkauft in die Gefangenschaft? — Wir sehen daraus, daß der Menschenraub auch damals noch nicht aufgehört hatte.

Hast du die Messe, das Opfer, das Gebet eines verehelichten Priesters verachtet, so daß du ihm nicht beichten, oder den Leib und das Blut des Herrn von ihm empfangen wolltest, weil er dir ein Sünder zu sein schien?

Damals also waren noch die Priester verehelicht und die Kirche bestrafte es, wenn Jemand den Priester darum geringer achten wollte. Fünfzig Jahre nachher wendete sich mit Gregor VII. die Sache völlig um.

Hast du von dem Fleisch der Thiere genoßen, die von den Wölfen und Hunden zerrißen und hernach todt gefunden worden?

Hast du von den Vögeln gegeßen, die ein Stoßvogel zu Boden gestürzt, und hast sie nicht erst durch ein Eisen ganz getödtet?

Sind Gäste zu dir gekommen zur Zeit der Noth und hast du sie nicht in dein Haus aufgenommen und ihnen Barmherzigkeit erzeigt, wie es Gott befiehlt?

Für das Saufen und andere Ausschweifungen war Burchard dagegen gelinder. Für eine Trunkenheit setzte er vierzehn Tage Buße an mit strengem Fasten bei Waßer und Brot, die Unzuchtsbuße war zwanzig Tage, auf den Ehebruch aber stand dieselbe Strafe wie auf den Todschlag; denn auch noch in jenen Zeiten war Etwas übergeblieben von der Sittenstrenge, die Tacitus an den Deutschen so rühmend anerkennt.

# Das salische Kaisergeschlecht.

1024—1125.

## Konrad II.

### 1. Die Wahl des Königs Konrad II. 1024.

Im Jahre 1024, als der Kaiser Heinrich endlich nach langen Kämpfen anfieng die Früchte des Friedens zu genießen und seine Herrschaft überall fest gegründet schien, ward er in voller Kraft des Lebens von einer Krankheit befallen und starb nach wenigen Tagen. Seine Freunde brachten die Leiche aus Sachsen, wo Heinrich zuletzt verweilt hatte, nach seinem geliebten Bamberg und begruben ihn im Dome. Mit seinem Tode aber schien wiederum Unruhe und Unfriede das deutsche Land heimsuchen zu müßen; denn Heinrich war der letzte des sächsischen Geschlechtes, das bis dahin ein Jahrhundert lang mit Ruhm das deutsche Land regiert hatte. Die Herzöge und alle weltliche Großen strebten jeder für sich nach der obersten Macht und Raub und Mord und Todschlag nahm wieder überhand. Da drangen aber die geistlichen Fürsten darauf, daß wiederum ein König gewählt würde, der dem Reiche Einheit und Kraft gäbe, unter ihnen vor Allen die Erzbischöfe Aribo (Erpo) von Mainz, Pilgrin von Köln, Poppo von Trier, und ihnen stimmten auch

die weltlichen Fürsten bei, damit nicht das Reich sich löse und in seine Theile zerfalle, dem fremden Eroberer zur Beute. Da giengen die Boten durch das ganze Reich, um alle Welt zu laden zur neuen Königswahl. Zwar ward auch daheim besprochen und in Schrift und Wort erwogen, wer von Allen sich am trefflichsten zum König eignen möge; aber die Gedanken darüber blieben noch geheim. Es ward ein Tag angesetzt und ein Ort bezeichnet und allda kam eine solche Zahl von Männern zusammen, wie der deutsche Boden sie bis dahin in einem Haufen noch nicht getragen hatte.

Zwischen Worms und Mainz dehnt sich unabsehbar eine weite Ebene aus, auf der die Stadt Kamba (Kamp) liegt*); aber nicht diese Stadt war bestimmt die Zahl der Menschen zu faßen, sondern unter freiem Himmel versammelten sie sich. Dieses Feld lag fast in der Mitte des deutschen Reiches, es lag im fränkischen Lande, von dem aus einstmals die Begründer aller fränkischen Reiche ausgegangen waren, und dazu noch war es auch darum trefflich ausgewählt, weil die Inseln und Buchten des Rheins jeglichem Volksstamme Raum zur geheimen Besprechung gewährten. Es kamen dort zusammen die Vornehmsten und der Kern der Männer des Reichs. An der rechten Seite des Rheines lagerten sich die Sachsen mit den Slaven, die an sie grenzten, die Ostfranken, die Baiern und die Schwaben; an der linken Seite des Rheines weilten die Rheinfranken und die Lothringer. Zwischen Furcht und Hoffnung schwankten die Gemüther; denn es handelte sich auch ja nicht um etwas Alltägliches, sondern Jeder bedachte bei sich, daß von seiner Meinung das Wohl des ganzen Reiches abhangen könne. Als man nun also lange hin und her erwog und dieser verworfen wurde, weil er zu jung, und jener, weil er zu alt war, ein Anderer, weil

*) Sie ist nicht mehr vorhanden.

er seine Kraft noch nicht erprobt, wiederum ein Anderer, weil er im stolzen Selbstgefühl sich übermüthig benommen hatte: da kam man zuletzt über Wenige überein und aus den Wenigen erkor man noch Wenigere und aus der kleineren Zahl zuletzt ersah man zwei, bei denen die schärfste Prüfung und alle Sorgfalt so vieler erfahrenen Männer die Wage doch im Gleichgewichte schwanken ließ. Es waren zwei Konrade, der ältere und der jüngere, beide waren angesehene Männer im deutschen Frankenland und selbst wieder Brüderssöhne. Ihre Väter Hetzel und Kuno waren Söhne des fränkischen Herzogs Otto, dessen Bruder Bruno einst von Kaiser Otto nach Rom geführt und dort als Gregor V. auf den päpstlichen Thron gesetzt war. Auch von mütterlicher Seite her waren beide Konrade hochangesehen; denn des jüngeren Konrad Mutter war Mathilde, die Tochter des Königs Konrad von Burgund, des älteren Konrad Mutter Adelheid war eine Schwester der Grafen Gerhard und Adelbert, welche immer mit Herzögen und Königen gekriegt hatten und nur auf die Bitte ihres Verwandten, des Königs Konrad von Burgund, zum Frieden bewogen waren. Ihre Urväter aber führten sie, wie damals noch so viele Franken, auf die trojanischen Könige zurück, welche einst die Franken von Osten hergeführt haben sollen.

Die adlige Herkunft war bei beiden Konraden gleich, und wiewohl um der Redlichkeit und des mannhaften Sinnes willen in der geheimen Berathung fast Alle für den älteren Konrad stimmten, so galt doch bei Manchen wieder um so mehr die größere Macht des jüngeren Konrad. Also standen die Fürsten dort noch zweifelnd auf einer sanften Anhöhe, das ringsum dicht geschaarte Volk aber harrte ihrer Entscheidung, um auch die seinige danach zu faßen. Zuletzt aber fügte es sich wie nach göttlichem Willen also, daß der ältere Konrad vor Aller Augen zu seinem Vetter trat und ihn also anredete: „In

glücklichen Lagen ist die Freude unserer würdig und vereinbar mit dem Ernst des Lebens; denn sie gestattet uns nicht undankbar zu sein für empfangene Wohlthaten, und wenn im Unglücke die Kleinmüthigkeit uns noch immer tiefer ins Verderben reißt, so erhebt im Glück die würdige Freude uns empor. Auf solche Weise fühle ich, daß die Kraft meiner Seele sich steigert durch die Freude, daß in einer solchen Versammlung die allgemeine Uebereinstimmung Aller uns Beide allein ausersehen hat, daß einer von uns Beiden mit den königlichen Abzeichen geschmückt den Thron besteige. Denn wir haben nicht das Recht zu meinen, daß wir an Adel oder Reichthum unsere Verwandten übertreffen, oder sonst irgend Etwas gethan hätten, was einer solchen Verehrung würdig sei. Unsere Vorfahren haben ihren Ruhm lieber durch Thaten, als durch Worte begründen wollen, von unseren Zeitgenoßen wird es Vielen geziemen sich zu begnügen mit einer nicht hervorragenden Stellung im Leben: was aber auch immer das sein mag, um dessen willen man uns für würdiger und fähiger hält, als die Uebrigen, laß uns Gott, unserem Schöpfer, dafür danken. Darum aber liegt es uns ob, daran zu denken, daß doch nicht wir Beide, die der allgemeine Wille so vieler hier Versammelten des Thrones für würdig erklärt hat, daß doch nicht wir Beide durch Zwist und Neid unter einander uns solcher Ehre unwürdig erweisen. Bei keiner Wahl ist es Jemandem gestattet über sich selber ein Urtheil zu fällen, nur über den Andern darf man seine Stimme abgeben. Denn, wenn jenes einem Menschen über sich selbst frei stünde, wie viel Königlein würden wir hier sehen; denn das Wort König mag ich nicht davon gebrauchen! — Es lag nicht in unserer Macht unter so Vielen die Wahl auf uns Beide zu beschränken. Die Stimmen der Franken, der Lothringer, der Sachsen, der Baiern, der Schwaben sind nach bestem Wißen und Willen über uns einig geworden, wie über die Sprößlinge eines Stammes,

wie über eine Familie, wie über zwei Freunde, und Keinem von Allen ist der Gedanke in den Sinn gekommen, daß wir, die so viele Bande vereinen, uns jemals ganz und gar trennen könnten. Was die Natur verbunden hat, das muß einig sein unter sich; denn nur Verwandtes verbindet die Natur. Wenn wir nun aber das Dargebotene um irgend eines Hindernisses willen verwerfen, das ist, wenn wir streiten unter einander, dann ist es gewis, daß das Volk abgeht von uns und einen Andern wählen wird. Dann sind wir nicht bloß der höchsten Ehre beraubt, sondern, was für jeden Rechtschaffenen schmählicher ist als der Tod, wir laden die Schande des Neides und der Schwäche auf uns, gleich als besäßen wir nicht die Kraft, die eine solche Herrschaft erfordert, und als wolle Einer dem Andern an Ehre nicht weichen, was doch unter Verwandten ein schlimmer Vorwurf einer Gottlosigkeit wäre. Noch weilt bei uns Beiden diese gröste Ehre und sie ist also zu uns gekommen, daß es nur von unserem Willen abhängt, sie auf einem von uns Beiden ruhen zu laßen. Darum scheint es mir gut, daß wenn auf Einem von uns Beiden diese Ehre bleibt, daß dann der Andere gewißermaßen auch ferner noch an dieser Ehre Antheil habe. Denn wie auf die Verwandten der Könige, obwohl sie ja doch nicht alle Könige sind, sich die Ehre des Einen miterstreckt: so werden auch die, welche zu dieser Würde im Voraus ersehen und berufen waren, auch dann, wenn sie selber zu dieser Würde nicht gelangen, dennoch Antheil an derselben haben; denn ihr Bewustsein sagt es ihnen, daß sie nicht ohne alles Verdienst dazu berufen wurden. Ferner aber, wenn die Verwandten der Könige um der Könige willen geehrt werden und wenn Jeder von uns sich so gegen den Andern benehmen will, wie dieser zuvor ihm gegenüber mit billigem Sinne sich benommen hat, und auf diese Weise derjenige von uns, welcher dem Andern vorgezogen wird, doch wieder in gewisser Weise von diesem abhangt: wer könnte

da glücklicher sein als wir Beide, von denen der Eine das deutsche Reich regieren, der Andere durch seine Freundschaft die Regierung gewährleisten wird? Darum laß uns vorsichtig sein: wir wollen nicht einen Fremden dem Verwandten und nicht einen Ungewissen einem Gewissen vorziehen. Der heutige Tag, der bis jetzt nach Maßgabe einer so wichtigen Entscheidung so heiter und froh verflossen ist, soll nicht noch für uns ein lang andauerndes Unglück gebären; denn dann wahrlich würden wir das willige Vertrauen eines so zahlreich hier versammelten Volkes übel misbrauchen. Daß dem nicht also sei, mein lieber Vetter, darum will ich dir offen sagen, was ich von dir denke. Wenn ich den Sinn des Volkes dahin gerichtet erkenne, daß es dich zum König und Herrn erwählen will: so werde ich durch keinen bösen Neid verkehrt meinen freundlichen Sinn von dir lenken, sondern ich werde dir alsbald um so eifriger meine Stimme geben, als ich glaube, daß ich zu deinem Dienste bereiter sein werde, als alle Anderen. Wenn aber Gott die Herzen des Volkes auf mich lenkt, dann zaudere ich nicht einen Augenblick von dir das Gleiche zu erwarten, was ich dir jetzt eben hier versprochen habe."

Auf diese Worte erwiederte der jüngere Konrad: „was du gesagt hast, mein lieber Vetter, das ist mir recht und ich gelobe dir, wenn du zur höchsten Würde berufen bist, so will ich dir alle Treue erweisen, wie sie dir gebührt." Bei diesen Worten trat der ältere Konrad dem jüngeren näher und küßte ihn dort vor den Augen seiner versammelten Freunde, also daß Jedermann daran erkannte, daß die beiden Männer eines Sinnes seien. Auf dieses Zeichen setzten sich die Fürsten nieder, das Volk aber umstand sie in dichten Haufen gedrängt und einen Jeden freute es, daß nun der Augenblick gekommen sei, das zu enthüllen, was tief in der Brust ihm das Herz bewegte und was die Zeit fast nicht schien erwarten zu können.

Dann erhob sich der Erzbischof Aribo von Mainz; denn ihm gebührte es zuerst seine Stimme abzugeben. Erwartungsvoll stand ringsum das Volk geschaart, um auf den Namen zu lauschen, da erklang laut und klar die Stimme des Erzbischofs: „ich erwähle zu meinem König und Herrn, zum Regierer und Vertheidiger des Vaterlandes den älteren Konrad.“ Die übrigen Erzbischöfe und Bischöfe traten einer nach dem andern bei und erwählten fast alle den älteren Konrad. Dann kam die Reihe an die weltlichen Fürsten und zuerst an den jüngeren Konrad. Er war schon eine Weile vorher zu den lothringischen Großen getreten und hatte mit ihnen Zwiesprache gehalten; als nun die Reihe an ihm war, trat er wieder zurück an seinen Platz und rief mit lauter Stimme: „ich erwähle meinen Vetter, den älteren Konrad.“ Da ergriff ihn der ältere Konrad bei der Hand und zog ihn schweigend nieder zu sich auf seinen Sitz. Die einzelnen Fürsten aus den einzelnen Ländern wiederholten nun einer nach dem andern diese Worte der Wahl; aber man vernahm ihre Stimme nicht mehr vor dem Beifallsjubel des Volkes, der mit stürmischem Brausen daherscholl über die weite Ebene. Alle forderten den älteren Konrad und wollten von keinem Andern mehr wißen; denn er sei der würdigste des königlichen Thrones und alsbald, so hieß es, müße dort seine Krönung und Weihung geschehen.

Als die Wahl also entschieden war, trat die Kaiserwittwe Kunigunde herzu mit den königlichen Abzeichen in der Hand und überreichte sie den Fürsten. Es war wunderbar anzusehen, wie unter so vielen mächtigen Herzögen und Markgrafen ohne Neid und Haß und Zwiespalt der eine gewählt wurde, der immerhin an Geschlecht und männlicher Tugend und in allen guten Eigenschaften keinem der dort Versammelten nachstand, aber doch an Macht und Länderreichthum, weder an erblichem Eigenthum, noch an Lehen, mit Vielen der dort Versammelten

sich nicht vergleichen durfte. Einige freilich äußerten anfangs mit der Wahl Unzufriedenheit, es waren der Erzbischof Pilgrin von Köln, der Herzog Friedrich von Lothringen und andere Große aus demselben Lande, welche alle lieber den jüngeren Konrad gewählt hätten; doch nach und nach traten auch diese zu und die Wahl konnte eine einstimmige genannt werden.

Als die Wahl also vollendet war, schickten sich Alle an dem Könige zu folgen, auf daß er zu Mainz im Dome die Salbung und Weihe empfienge. Es war ein freudiger Zug, der König schritt voran, ihm folgten die Geistlichen, welche Loblieder sangen, und dann die Laien. „Nimmer habe ich vernommen", erzählt uns Konrads Schreiber Wippo, „daß jemals an einem Tage die Menschen Gott so viel Lob und Dank dargebracht hätten; ja wäre Kaiser Karl selber lebend mit dem Scepter in der Hand unter uns getreten, wir hätten uns nicht so sehr über ihn gefreut, als wir damals jubelten bei dem ersten Einzuge unseres neuen Königs." In Mainz zogen Alle in den Dom und dort erwartete der König, bis sich Erzbischof Aribo und seine Geistlichkeit zur Salbung und Einweihung vorbereitet hätten. Als dieß geschehen war, trat der Erzbischof vor den König und hielt folgende Anrede an ihn: „Alle Macht der veränderlichen Welt fließt nur aus einer Quelle. Wie nun aus einem und demselben Ursprung oft mehre Bäche fließen, bald trüb, bald rein, ja wie oft derselbe Bach an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten sich trübt und wieder klärt; und wie doch trotz solcher scheinbaren Aenderung der Urquell immer derselbe bleibt, immer lauter und klar: so dürfen wir auch, wenn es anders gestattet ist mit dem Schöpfer die Schöpfung zu vergleichen, von dem Urquell aller Macht und den irdischen Reichen der Welt ein Gleiches sagen. Denn es steht geschrieben: alle Macht ist von Gott. Wenn der allmächtige Gott, der König der Könige, der Urheber und Anfang aller

Ehren, auf die Fürsten der Welt einen Theil seiner Macht ausgießt, so ist das Ausgegoßene rein und lauter; wenn aber die Großen der Erde diese Macht unwürdig anwenden, wenn sie sie gebrauchen nach den Eingebungen des Hochmuthes, des Neides, der Begierden, des Geizes, des Zornes, der Ungeduld, der Grausamkeit, dann trinken sie für sich und alle ihre Unterthanen daraus den gefahrvollen Kelch des göttlichen Zornes. Möge doch die Kirche und die Gemeinschaft der Heiligen nicht ablaßen mit ihrem Gebete vor Gott, daß die Macht, welche heute von Gott unserem Könige Konrad verliehen ist, unentweiht, so viel es in der Kraft eines Menschen steht, von ihm bewahrt werde! Mit dir und deinetwegen rede ich, König: der Herr, der dich heute erwählt hat, daß du König sein solltest über sein Volk, er hat zuerst dich prüfen und dann zur Herrschaft berufen wollen; denn er züchtigt Jeden, den er aufnimmt; er demüthigt, wen er erhöhen will. So hat Gott seinen Knecht Abraham geprüft und hat ihn herrlich gemacht, als er ihn treu erfand. So hat er dem David, seinem Knecht, geboten, daß er den Haß, den Neid, die Verfolgung des Königs Saul, die Flucht und die Verbannung erdulden sollte, und hernach hat er ihn zum ruhmvollsten König in Israel gemacht. Selig, wer die Anfechtung erduldet; denn er wird zwiefältigen Lohn empfangen. Nicht ohne Ursach hat der Herr dich geprüft und die dann folgende Frucht um so mehr versüßt. Er hat dich deines Vorgängers am Reich, des Kaisers Heinrich II., Gunst verlieren und wieder gewinnen laßen, damit du selber wüßtest Mitleid mit denen zu empfinden, welche deine Gunst verlieren; du hast Unrecht erlitten, damit du lerntest mitzuempfinden mit denen, welche Unrecht leiden; die göttliche Gnade ließ dich allerlei Widerwärtigkeiten erfahren, damit du dadurch vorbereitet würdest zum Glücke. Denn nun bist du zur höchsten Würde emporgestiegen, du bist ein Statthalter Christi. Niemand kann

ein rechter König sein, wenn er sich nicht bestrebt Christum nachzuahmen, darum denke auf deinem Throne stets an den ewigen Ruhm. Es ist ein großes Glück auf Erden zu herrschen; aber im Himmel zu triumphiren ist die gröste Seligkeit. Vieles wird Gott von dir fordern, aber am allermeisten dieß, daß du Recht und Gerechtigkeit schützest und den Frieden des Vaterlandes sicherst; denn nur auf dich steht die Hoffnung desselben. Und ferner wird Gott von dir fordern, daß du die Kirchen und ihre Diener beschirmest und der Wittwen und Waisen dich annehmest. Wenn du solches thust, so wird dein Thron fest gegründet sein hier und in alle Ewigkeit. Und nun, König und Herr, bittet dich die ganze heilige Kirche mit uns um deine Gnade für Alle, die jemals an dir sich vergangen und deine Huld verscherzt haben. Unter ihnen ist Einer, Namens Otto, ein Mann von edler Herkunft, der dich beleidigt hat: für ihn und alle Uebrigen flehen wir dich an um deine Milde, daß du ihnen deinen Zorn erlaßest um der Gnade Gottes willen, die heute dich zu einem andern Manne ausersehen und seiner göttlichen Ehre theilhaftig gemacht hat; denn Gott wird auch ja dir alle deine Sünden vergeben nach demselben Maße, wie du vergeben hast."

Bei diesen Worten seufzte der König und vergoß viele Thränen. Dann aber that er nach der Bitte der Bischöfe, der Herzöge und alles Volks, das dort versammelt war, und verzieh Allen, die ihn beleidigt hatten. Das würdigten Alle um so mehr, weil er sich hätte rächen können, auch wenn er niemals König geworden wäre. Dann setzte der Erzbischof Aribo dem Könige die Krone auf und alle Bischöfe und Herzöge, alle Grafen und Herren, alle Krieger und überhaupt alle Freigeborene schwuren ihm den Eid der Treue. Als nun Alles im Dome wohl vollendet war, wie es der heilige Brauch erforderte, trat der König wieder hervor und wie es heißt von Saul, daß er

eines Hauptes länger war, denn alles Volk, so schritt auch König Konrad einher, als wäre seine Gestalt eine andere geworden, und von zahlreicher Begleitung umgeben trat er frohen Blicks in die königliche Pfalz. Mit Hülfe der Bischöfe Bruno von Augsburg und Werner von Strasburg hatte der König alsbald die Erzämter des Reiches vertheilt und begab sich alsdann mit seiner Gemahlin Gisela und seinem Gefolge zur königlichen Tafel. Auch Gisela, die Tochter des Herzogs Herimann von Schwaben, und durch ihre Mutter Gerberga die Enkelin des Königs Konrad von Burgund, wird uns gerühmt als eine kluge, umsichtige Frau, freigebig zugleich und sparsam, wie es die Umstände erheischten, und in allen Dingen wohl geeignet mit Konrad den damals ersten Thron der europäischen Welt zu theilen. Als sie zu Tische saßen, erzählte man sich im Volke frohen Sinnes von Allem, was vorgefallen war, und insbesondere wurde mit froher Erwartung der Zukunft dessen gedacht, was der neue König auf dem Krönungszuge selber gethan. Es waren nämlich unterwegs drei Schutzflehende mit Klagen und Bitten vor ihn gekommen: der eine ein Landmann der Mainzer Domkirche eigenbehörig, der zweite ein Mündel, die dritte eine Wittwe. Als der König sich auf ihre Worte horchend zu ihnen wandte, traten einige der geistlichen Großen heran und sprachen; er möge doch da nicht auf dem Wege der Krönung verziehen, sondern nun erst im Dome die Weihe der Kirche empfangen. Aber der König blickte auf die Bischöfe und redete zu ihnen, wie ein wahrer Statthalter Christi also: „wenn es mein Amt ist die Regierung zu führen, und wenn es dem entschloßenen Manne zukommt nie zu verschieben, was jetzt geschehen kann: so scheint es mir auch beßer, zuerst selber zu thun, was meine Pflicht ist, als von einem Andern zu vernehmen, was ich in Zukunft zu thun habe. Ihr habt mir ja oft gesagt, daß nicht die Hörer, sondern die Thäter des Worts gerechtfertigt

würden. Wenn wir aber, wie ihr sagt, zur Krönung eilen müßen, so kommt es mir um so eher zu, meine Schritte auf dem Wege Gottes sicher zu erhalten, je mehr ich sehe, daß wir uns der heiligen Handlung nähern." Als er diese Worte gesprochen, blieb er ruhig an seinem Orte stehen, wo zuerst die Hülfeflehenden vor ihn getreten waren, und hörte ihre Klagen ruhig bis zu Ende an. Ein wenig weiter trat wieder ein Anderer zu ihm und klagte, daß er ganz ohne alle Schuld aus seinem Vaterlande verbannt sei. Diesen ergriff der König am Arme, zog ihn durch die Umstehenden hindurch bis zu sich und befahl einem der Fürsten die Sache dieses Mannes zur genauen Untersuchung. Um solcher Dinge willen priesen Alle den glücklichen Anfang einer solchen Regierung, wo der König eifriger danach trachtet von Anfang an Gerechtigkeit walten zu laßen, als im Dome die königliche Krone zu empfangen, und Konrad hatte seine Herrschaft in den Herzen der Menschen eher befestigt, als er noch den Thron bestiegen hatte.

## 2. Die Züge Konrads in Deutschland und Italien.

Als zu Mainz Alles wohl vollendet war, durchzog der neue König das deutsche Land. Weil der Erzbischof Pilgrin von Köln erst mit der Wahl unzufrieden gewesen war, bat er hernach um die Erlaubnis die Königin Gisela in Köln krönen zu dürfen und also geschah es. Weiter zog der König im Lande Lothringen nach Aachen. Konrad hatte denselben Grundsatz, wie seine Vorgänger am Reiche, daß die Einheit und Macht des ganzen Reiches gemehrt und gefördert werde durch Schwächung der Großen, darum setzte er hier fest: daß die Lehen der Ritter, die kleineren Lehen, erben sollten vom Vater auf den Sohn, und das gewann ihm die Gemüther Aller, die nun den Unwillen der mächtigern Lehnsherrn nicht mehr zu fürchten hatten, sondern den König selber gegen sie anrufen konnten.

Von dort zog Konrad nach Sachsen und nach dem Willen der sächsischen Großen bestätigte er die alten harten Gesetze der Sachsen über die Sklaverei und die Ungleichheit der Stände, obwohl die anderen Deutschen diese Gesetze sehr grausam nannten. Dann zog Konrad nach dem Süden. Zu Constanz am Bodensee kam ihm der Erzbischof Heribert von Mailand mit den lombardischen Großen entgegen und sie versprachen dem neuen Könige Treue und der Erzbischof stellte ihm Geisel, daß er den deutschen König in Italien willig aufnehmen und mit der eisernen Krone der Lombarden krönen wolle. Auch die Bürger von Pavia kamen zu Konrad und baten um Verzeihung ihres Frevels. Es stand nämlich zu Pavia ein Palast, von Theoderich dem Ostgothen erbaut, zuletzt von Otto III. ausgeschmückt: an diesen Palast hatten die Bürger auf die Nachricht vom Tode des Kaisers Heinrich II. alsbald frevelhafte Hand gelegt und die Mauern zerstört, damit nicht künftig wieder ein deutscher König innerhalb Pavia eine Wohnstätte haben sollte. Also groß war jeder Zeit der Haß der Italiener gegen die Deutschen. Für diesen Frevel hatte der König Konrad Rache geschworen und um seines Eides willen wollte er den Bewohnern von Pavia nicht verzeihen.

Dann zog der König nach Basel, welches auf der Grenze des deutschen, französischen und burgundischen Reiches lag, aber zu diesem gehörte. Rudolf von Burgund hatte sich längst mit den Großen seines Reiches verfeindet, und da er kinderlos war, so hatte er schon früher mit Kaiser Heinrich II. ausgemacht, daß dieser nach seinem Tode das Reich Burgund erben sollte. Dafür hatte Heinrich viel Geld ausgegeben und als eine Erwerbung für dieses Geld wollte Konrad Burgund mit dem deutschen Reiche vereinigen. Da nun der Bischof von Basel gestorben war, so setzte Konrad in dieser Stadt einen neuen Bischof ein, damit er daran ersähe, wie Rudolfs Wille sei;

denn man sagte ihm, daß Rudolf Nichts mehr wißen wolle von seinem früheren Versprechen an Heinrich. Aber Rudolf erkannte den Bischof an, den ihm Konrad gesetzt hatte, und als Rudolf bald nachher starb, hat Konrad die ganze Frucht gepflückt, die Heinrich ausgesäet hatte, und hat Burgund mit Deutschland vereinigt.

Bei der Besetzung des Bisthums von Basel aber gieng es also zu. Wie einst Simon Magus (Apostel-Geschichte 8, 18 ff.) den Apostel gebeten hatte, daß er auch ihm für sein Geld die Kraft des heiligen Geistes verleihen möge: so war es auch in jener Zeit Sitte geworden die Bischofssitze mit vielem Gelde zu erkaufen und solchen Handel nannte man nach jenem Simon Magus Simonie. Als Konrad nach Basel kam, nahmen auch er und seine Gemahlin Gisela viel Geld vom Priester Ulrich und machten ihn dafür zum Bischof. Aber hernach gereute es den König und er verband sich durch ein Gelübde, daß er niemals wieder ein Bisthum oder eine Abtei für Geld vergeben wollte. Wie sein Geheimschreiber Wippo erzählt, hat Konrad dieses Gelübde fast immer treu gehalten; allein Andere erzählen, daß er noch oftmals kirchliche Stellen um Geld verkauft habe und manchmal um sehr geringfügiger Dinge willen. Es gieng überhaupt damals die Klage, daß die Simonie mehr und mehr überhand nehme in allen Ländern der abendländischen Christenheit und Geistliche und weltliche Große gleichermaßen diesem Laster eifrig ergeben seien.

Nachdem dießseit der Alpen der König Konrad seine Herrschaft gesichert hatte, machte er sich nach der Weise seiner Vorfahren am Reiche auf den Weg nach Italien, um dort in Rom die Kaiserkrone zu empfangen. Die Lombarden unterwarfen sich ihm; nur die Bürger von Pavia weigerten sich standhaft den königlichen Palast innerhalb ihrer Mauern wieder aufzubauen. Pavia aber war damals schon eine volkreiche Stadt,

16*

wie Deutschland noch keine besaß, darum konnten ihre Bewohner sich vertheidigen gegen den deutschen König. Zwei Jahre lang lag Konrad davor und das Volk rings umher kam um durch Feuer und Schwert, die Felder lagen öde, die Weinberge waren ausgerodet, aller Handel der betriebsamen Einwohner lag danieder; denn Konrad untersagte allen Ausgang und Eingang und hatte die Schiffe weggenommen: da endlich nach langen Leiden gaben die Bürger von Pavia nach und erfüllten den Willen des Königs.

Dann zog Konrad nach Ravenna; aber er hatte nur wenige Tage hier verweilt, da war auch schon Zwist zwischen seinem Heere und den Bürgern von Ravenna. Denn diese wollten das ihnen lästige Heer nicht mehr innerhalb der Stadt dulden und im Vertrauen auf ihre überlegene Zahl besetzten sie eines Abends die Thore und sperrten die Krieger innerhalb der Stadt von denen außerhalb derselben ab. Bald ward trotz der Dunkelheit durch alle Straßen und in allen Häusern gekämpft und von den Dächern und aus den Häusern schoßen und warfen die Bürger auf die deutschen Krieger, vor deren Schwerte wiederum nirgends Schonung zu hoffen war. Der König Konrad hatte sich schon zur Ruhe begeben; aber er raffte sich schnell wieder auf und forderte ein Pferd. Es dauerte nicht lange, da sah er, wie die Bürger von Ravenna besiegt in den Schutz der Kirchen flohen; da erbarmte er sich ihrer und gebot den Deutschen innezuhalten mit ihrer Verfolgung. Er selbst gieng in seinen Palast zurück. Sobald der Morgen anbrach, kamen die übergebliebenen Bürger von Ravenna barfuß und im wollenen Gewande mit Schwertern am Halse hangend hervor und traten vor den König, wie er selbst geboten hatte. Da erließ er ihnen die Strafe, die er sonst noch über sie hatte verhängen wollen. Den Deutschen dagegen spendete Konrad Lob und war freigebig gegen sie. Einem dieser Krieger, dem das Bein hoch über dem

Knöchel im Kampfe rein abgeschlagen war, ließ Konrad die Beinschienen mit Geld anfüllen und dann wieder zustellen. So befestigte er seinen Ruhm der Freigebigkeit; aber die Deutschen und Italiener haßten sich nach wie vor.

Im folgenden Jahre (1027) kam Konrad nach Rom und dort setzte ihm und seiner Gemahlin Gisela der Papst Johannes die römische Kaiserkrone auf. Der König Rudolf von Burgund und der König Kanut von England führten den Kaiser zwischen sich, als den obersten Herrn der abendländischen Christenheit. So schien überall Jubel und Freude zu sein; aber am folgenden Tage entstand zwischen den Römern und den Deutschen ein grimmiger Streit. Es zankten sich ein Deutscher und ein Römer um eine Ochsenhaut und aus dieser Veranlaßung entbrannte ein blutiger Kampf, in welchem doch zuletzt die Römer den Deutschen unterlagen. Am andern Tage musten auch hier wiederum die Urheber des Kampfes, die Freigeborenen mit bloßen Schwertern am Halse, die Sklaven mit einem Flechtwerk von Weiden um den Hals, alle aber barfuß vor den Kaiser treten und um Verzeihung bitten, wie er ihnen geheißen hatte.

Dann aber sorgte Konrad für Frieden und Ruhe im italischen Reiche. Es war dort ein Räuberfürst, mit Namen Thasselgart, der schon zu den Zeiten des Kaisers Heinrich überall raubend und plündernd umhergezogen war. Der Kaiser verfolgte ihn unabläßig; aber es wollte ihm nimmer gelingen ihn zu fangen; denn es waren der Schlupfwinkel zu viele. Endlich glückte es einigen Kriegern ihn zu erhaschen, als er von einer schwächeren Burg zu einer festeren eilen wollte. Auf diese Nachricht eilte Konrad herzu und ließ sich den Gefangenen vorführen. Dieser war aus vornehmem Geschlechte, aber unansehnlich und von häßlichen Sitten. Bei seinem Anblick fragte der Kaiser: „ist das nicht der Löwe, der das Wild Italiens verschlingt? Beim Kreuz des Herrn, ein solcher Löwe soll ferner

nicht mehr von dem Meinen freßen." Auf diese Worte berief er alle Fürsten seines Gefolges zum Gerichte und sie sprachen das Urtheil, daß Thasselgart sofort an den Galgen gehängt werden müße. Ungesäumt ward dieß ausgerichtet und von da an hatte Italien einigermaßen Frieden.

Nachher zog Konrad noch einmal nach Italien. Er kam 1037 nach Mailand, wo ihn der Erzbischof Heribert mit großer Pracht empfieng; allein es traten viele Menschen vor den Kaiser und klagten über Gewaltthätigkeit des Erzbischofs. Da setzte der Kaiser einen Gerichtstag an und im Namen Aller, die sich vom Erzbischofe beleidigt glaubten, führte da ein Graf Hugo schwere Klage wieder ihn. Der Kaiser gebot dem Erzbischofe, er solle diesen Klagen gegenüber sich verantworten; allein Heribert schwieg still. Endlich erhob er sich von seinem Sitze und verlangte Aufschub der Verhandlung. Aber der Kaiser gebot ihm, er solle von Stund an den Klagen nach besten Kräften abhelfen. Das wollte Heribert nicht und er erwiederte, daß er von den Gütern seiner Kirche auch nicht das geringste herausgeben werde, möchte es verlangen, wer da wolle. Da ward der Kaiser zornig, er erhob sich von seinem Throne und gebot den Erzbischof gefangen zu nehmen. Die italischen Krieger zauderten, aber die Deutschen sprangen herzu und nahmen ihn gefangen zwischen sich. Das geschah zu Pavia und die Nachricht von diesem Ereignis setzte die Mailänder in Zorn und Schrecken. Alle ohne Unterschied, Edle und Bürger, klagten über diese That des Kaisers, Männer und Frauen legten allen Schmuck ab und giengen in härenen Gewändern einher, Geistliche und Laien fasteten bis in die Nacht und beteten vor den Reliquien der Heiligen um die Freilaßung des Erzbischofes. Aber der Kaiser war zornig gegen ihn und maß ihm nun alle Schuld der häufigen Empörungen der Mailänder bei, ja er begnügte sich nicht mit dem Erzbischofe, sondern nahm außer diesem noch drei an=

dere Bischöfe gefangen. Dieß geschah ohne vorhergegangenes Gericht und misfiel darum auch vielen Deutschen. Unterdessen sann Heribert auf seine Befreiung und baute sie auf die Neigung der Deutschen zu einem guten Trunke. Seine Freunde schickten ihm mehre Fuder verschiedenen Fleisches und dazu kostbare Weine und der Erzbischof ließ eine prächtige Abendmahlzeit zubereiten. Der gehoffte Erfolg blieb auch nicht aus, bald lagen alle Wächter betrunken in tiefem Schlafe und der Erzbischof hatte Zeit und Muße auf einem Schiffe zu entfliehen. Von den Mailändern ward er mit großem Jubel aufgenommen und gegen einen etwaigen Angriff des Kaisers ward die so schon feste Stadt noch stärker verwahrt.

Der Kaiser Konrad zürnte sehr und zog alsbald vor die Stadt, um sie zu belagern; aber die Bürger spotteten seiner Anstrengungen. Eines Tages berannte er ein Schloß in der Nähe der Stadt Mailand; aber unvermuthet entstand ein entsetzliches Unwetter mit Blitz und Donner, Regen und Hagel, daß die Gezelte umstürzten und eine Menge Menschen und Vieh ertranken. Das hielten die Mailänder für ein Werk ihres Schutzheiligen Ambrosius, der die Stadt von ihrem Feinde befreien wolle. Also kam es auch und der Kaiser muste ablaßen von der Belagerung und zog nach Cremona. So lange er in Italien verweilte, hörten die Streitigkeiten und Kämpfe seines Heeres mit den Italiern nicht auf. Die Deutschen gaben immer der Feindschaft der Italier die Schuld, diese dagegen klagten unabläßig über die Habsucht und das unvernünftige Betragen der Deutschen, deren Hunger und Durst niemals zu stillen sei. Endlich kehrte Konrad nach Deutschland zurück, wenig zufrieden mit dem Gehorsam seiner italischen Unterthanen.

Von wichtigeren Folgen als für den Kaiser war diese Belagerung von Mailand für die Bürger dieser Stadt, die damals zum ersten Male mit Erfolg die Waffen ergriffen. Denn bis

dahin waren nur die Patrizier und Vornehmen waffenberechtigt und in der Führung derselben erfahren; aber zur Vertheidigung der Stadt gegen Konrad durften auch die Geringeren, die Handwerker sie ergreifen. Diese aber waren nicht Willens das einmal genoßene Recht wieder eingehen zu laßen und von da an wuchs nicht bloß die Blüthe und der Reichthum Mailands und der anderen lombardischen Städte, sondern auch ihre Macht und Waffenfertigkeit.

### 3. Herzog Ernst von Schwaben.

Die Kaiserin Gisela hatte aus ihrer ersten Ehe einen Sohn Ernst, der Herzog in Schwaben war. Aber der Kaiser Konrad liebte seinen Stiefsohn nicht und dieser verband sich mit dem Herzog Friedrich von Lothringen und andern Großen gegen seinen Stiefvater. Bald löste sich dieser Bund wieder auf und als der Kaiser zum ersten Male nach Italien zog, warf sich sein Stiefsohn Ernst in Augsburg zu seinen Füßen und bat ihn um Verzeihung des Vergangenen. Der König Konrad wollte sie ihm erst nicht gewähren und nur auf die flehentlichsten Bitten seiner Gemahlin Gisela und seines Sohnes Heinrich ließ er sich bewegen dem Herzog Ernst zu verzeihen. Dann zog der König nach Italien.

Als Konrad aber in Italien verweilte, erhoben wieder mehre Große des deutschen Reiches gegen ihn die Fahne des Aufruhrs, und wieder stand sein Stiefsohn Ernst an ihrer Spitze. Nach seiner Rückkehr berief Konrad sogleich einen Reichstag nach Augsburg und nachdem er zuerst kraft seiner königlichen Macht seinem zehnjährigen Sohne Heinrich das Herzogthum Baiern verliehen hatte, handelte er mit den Großen des Reichs über die Verräther und Aufrührer. Von Augsburg aus berief er eine Zusammenkunft nach Ulm und vor diese ward auch Herzog Ernst geladen. Ernst vertraute auf seine

Krieger und kam nicht, sondern wollte an der Spitze seines Heeres auf gleichem Fuße mit Konrad unterhandeln. Doch bald schien es ihm, als wäre er der Treue seiner Vasallen nicht mehr sicher und deshalb ließ er sie zusammentreten und erinnerte sie erst an den Eid, den sie ihm geleistet; dann ermahnte er sie, daß sie ihn doch nicht verlaßen und seine Ehre nicht preisgeben möchten; denn seit uralten Zeiten her hätten die Schwaben ein gutes Zeugnis um der Treue willen gegen ihren Herzog. Wenn sie auch ihm diese anerkannte Treue bewiesen, so versprach er ihnen reichlichen Lohn für sie selber und Ruhm und Ehre bei den Nachkommen.

Als der Herzog Ernst also redete, traten zwei Grafen auf, Friedrich und Anselm, und erwiederten ihm für die Andern mit folgenden Worten: „wir wollen es nicht leugnen, daß wir euch Treue versprochen haben gegen Alle, nur nicht gegen den Einen, der uns euch als unserem Lehnsherrn verliehen hat. Wenn wir Sklaven unseres Königs gewesen wären und er dann uns euch zu eurem Eigenthume übergeben hätte, dann freilich wäre es uns nicht gestattet uns loszusagen von euch. Nun aber, da wir freie Männer sind, da der höchste und erste Vertheidiger unserer Freiheit der König Konrad ist, so geben wir unsere Freiheit auf, wenn wir ihn verlaßen, und seine Freiheit soll ein rechtschaffener Mann nur verlieren zugleich mit seinem Leben. Was ihr Gerechtes und Billiges von uns fordert, darin sind wir stets bereit euch zu gehorchen; wenn ihr aber ein Anderes von uns begehrt, so kehren wir frei dahin zurück, von wo wir nur unter der Bedingung unserer Freiheit zu euch gekommen sind." Als der Herzog Ernst diese Worte vernahm, sah er wohl ein, daß es aus war mit ihm. Er gieng hin und überlieferte sich dem Kaiser ohne alle Bedingung. Darauf ließ ihn Konrad nach Sachsen auf die Felsburg Giebichenstein bringen, die nicht weit vom jetzigen Halle an der Saale liegt.

Ein Paar Jahre darauf ward Herzog Ernst seiner Haft entlaßen und ihm sein Herzogthum Schwaben wieder zugesagt, wenn er seinen Vasallen Wehelo (Wezel), der das Reich sehr beunruhigte, selber bekriegen und bezwingen wolle. Herzog Ernst weigerte sich dessen. Da sprach ihm der Kaiser Konrad das Herzogthum Schwaben ab; er berief alle Fürsten des Reiches nach Ingelheim, belegte auf ihren Rath Herzog Ernst mit der Acht des Reiches und die versammelten Bischöfe thaten ihn in den Bann. Die Kaiserin Gisela selbst erkannte, daß die Gerechtigkeit in dieser Sache auf Seiten ihres Gemahles gegen ihren Sohn sei, und leistete öffentlich einen Eid, daß sie niemals, was auch ihrem Sohne widerfahren möchte, deshalb Rache nehmen noch Zorn im Herzen hegen wollte. Unterdessen weilte Ernst in Schwaben und war verlaßen von allen seinen Freunden bis auf Wezel und wenige Andere. Er suchte Zuflucht in den festesten Orten des Schwarzwaldes, von denen aus er zuweilen das Land durchstreifte, um sich Lebensmittel zu holen. Eines Tages aber fand das kaiserliche Heer, das gegen ihn ausgeschickt war, die Pferde des Herzogs und seiner Gefährten auf der Weide und nahm sie ihnen weg. In solcher Noth gelang es dem Herzog noch einige andere Pferde der Bauern zu ergreifen und auf diesen zog er mit seiner kleinen Schaar aus jenem Walde fort, um sich einen anderen beßeren Schlupfwinkel zu suchen. Das ganze Häuflein war entschloßen lieber zu sterben, als sich zu ergeben. Als sie eine Strecke Weges zurückgelegt hatten, sahen sie einen verlaßenen Lagerplatz, an welchem ihre Gegner die Nacht zuvor verweilt hatten. Da wurden Ernst und seine Begleiter froh; denn sie meinten, es wäre nun die Zeit gekommen, wo sie mit ihren Feinden zusammentreffen und Rache nehmen könnten; Graf Manegold aber, der Anführer des kaiserlichen Heeres, hatte Ernst und die Seinen nicht außer Acht gelaßen und zog ihm auch seinerseits entgegen. Sie kamen bald

so nahe, daß sie sich einander anrufen konnten, und man sah, daß die Zahl der Krieger Manegolds viel stärker war, als die des Herzogs Ernst. Aber diese dachten nicht mehr an ihr Leben, es war ihnen gleichgültig geworden und sie hatten nur noch die Hoffnung mit sich selbst zugleich auch viele Gegner zu verderben. Herzog Ernst schonte Niemanden und darum erfuhr auch er keine Schonung, sondern er sank bald nieder, von vielen Wunden getroffen. Dort starb auch Wezel, um dessen willen alles dieß geschehen war, und viele andere Edle, aber auch Graf Manegold fiel. Denn es war ein blutiger Kampf auf Tod und Leben und Keiner hörte eher auf zu kämpfen, als bis er seines Lebens oder seiner Glieder beraubt war.

---

So starb Herzog Ernst von Schwaben, wie es uns die beglaubigte Chronik erzählt. Aber nicht lange nachher ward er der Mittelpunkt vieler Sagen. Als der Kaiser (in der Sage aber nicht Konrad, sondern Otto der Rothe) dem Herzoge zürnt, weil er seinen Neffen Heinrich erschlagen, nimmt Ernst mit Wezel das Kreuz und zieht nach dem gelobten Lande. Unterwegs besteht er wunderbare Abenteuer mit dem Schnabelvolk, im Lebermeer beim Magnetstein, der alle Schiffe an sich zieht, von dem Ernst und Wezel nur dadurch hinwegkommen, daß sie sich in Rinderhäute nähen und vom großen Vogel Greif hinweggetragen werden. Zuletzt kommt Ernst am Christabend wieder nach Bamberg, wo der Kaiser Hof hält. Seine Mutter erkennt ihn und bestellt ihn am andern Morgen zur Christmette in den Dom. Als der Bischof das Evangelium gelesen hat und süß predigt, also daß der Kaiser sehr andächtig ist, fällt Herzog Ernst ihm zu Füßen mit den Worten:

herre, ich han wider iuch getan
daz vorgebit durch got mir armen man.

Da will der Kaiser erst nicht; aber die Kaiserin und alle Fürsten bitten für Ernst und endlich gibt der Kaiser nach. Da erzählt ihm Ernst alle Wunder, die er gesehen, vom Schnabelvolke u. s. w. — Die Sage von Herzog Ernst hat sich bis auf unsere Zeit in den Volksbüchern erhalten.

### 4. Die Kämpfe gegen die Slaven.

Als Konrads Sohn Heinrich eilf Jahre alt war, zog der Vater mit ihm nach Aachen und ließ dort mit Zustimmung aller Fürsten und des ganzen deutschen Volkes vom Erzbischof Pilgrin von Köln seinem Sohne Heinrich als Nachfolger seines Vaters am Reich die königliche Krone aufsetzen. Wenige Jahre hernach zog der Kaiser Konrad nach Burgund, weil nach des Königs Rudolfs Tode der französische König Odo das Land besetzt hatte und er diesen wieder vertreiben wollte; aber dem jugendlichen Heinrich überließ er unterdessen die Anführung im Kampfe gegen die Slaven. Heinrich führte den Auftrag seines Vaters mit kühnem Muthe aus, unterwarf auch Ulrich den Herzog von Böhmen, und als der Vater siegreich aus Burgund heimkehrte, trat ihm mit nicht minderer Ehre sein Sohn Heinrich entgegen.

Aber der Kampf gegen die Slaven dauerte noch lange und blutig fort. Denn die Habsucht des Herzogs Bernhard von Sachsen stachelte das unglückliche Volk der Slaven immer aufs neue zur Empörung und dann überschritten ihre Grausamkeiten alles Maß. Schon im folgenden Jahre kamen die Sachsen klagend zum Kaiser und forderten, daß er den Heerbann des Reiches wider diese Feinde aufbieten sollte. Doch da immer Streit und Unfriede zwischen Sachsen und Slaven war, so wollte der Kaiser zuvor untersuchen, von welcher Seite dießmal der Friede gebrochen war. Die Liutizen maßen den Sachsen alle Schuld bei und erboten sich für die Gerechtigkeit ihrer

Sache einen der Ihrigen zum Zweikampfe zu stellen. Damit waren auch die Sachsen einverstanden. Der Kaiser berieth die Sache mit seinen Fürsten und bewilligte auf den Rath derselben den Zweikampf. Alsbald traten zwei Männer vor, von jeder Seite der ausgewählteste. Davon erzählt uns die Chronik also. Der Sachse, ein Christ, vertraute auf seinen christlichen Glauben und bedachte nicht, daß ein Glaube ohne christliche Werke todt ist und daß Gott als ein Gott der Wahrheit Alles nach seiner Gerechtigkeit entscheidet. Der Heide aber, denn die Liutizen waren damals zum großen Theil noch Heiden, hatte nur das Bewußtsein der Wahrheit vor Augen und im Sinne und widerstand dem Anlauf des Sachsen getrosten Muthes. Zuletzt sank der Christ von dem Heiden schwer getroffen nieder. Darüber brachen die Liutizen in solche Freude und in solchen Jubel aus und ihr Muth stieg zu solcher Kühnheit, daß sie alsbald, wenn nicht des Kaisers Konrads Gegenwart sie im Zaume gehalten hätte, über die Sachsen hergestürzt wären, um sie Alle zu tödten. Aber dem Kaiser entgieng nicht, was von ihnen zu fürchten wäre, und darum erbaute er einige Burgen gegen sie und legte starke Besatzungen hinein. Auch ermahnte er alle sächsischen Großen, daß sie den Slaven mannhaften Widerstand leisten sollten. Als sie dieß versprochen, kehrte Konrad beruhigt ins Frankenland zurück.

Im folgenden Jahre erstürmten die Liutizen die Burgen und tödteten fast alle Deutsche, die sie darin fanden. Da kam Konrad erzürnt alsbald wieder mit seinem Heere bis an die Elbe. Die Slaven wehrten ihm den Uebergang; aber der Kaiser ließ einen Theil seines Heeres unbemerkt durch eine andere Furt hinüberführen. Dieses schlug die Feinde in die Flucht und dann zog Konrad selber hinüber und verwüstete Alles mit Feuer und Schwert bis auf wenige uneinnehmbare Burgen. So sehr wurden die Slaven gedemüthigt, daß sie dem Kaiser Konrad

nicht bloß denselben Zins, wie den früheren deutschen Königen, sondern einen noch weit erhöhten bezahlen musten. Viele Slaven kamen in diesem Kriege ums Leben und manche von ihnen auf eine jämmerliche Weise, denn weil man von ihnen erzählte, sie hätten mit einem hölzernen Bilde Jesu Christi am Kreuze ihren Spott getrieben, hätten es angespuckt und ins Gesicht geschlagen, zuletzt ihm die Augen ausgerißen und Hände und Füße abgehackt: so beschloß der Kaiser Konrad dafür dieselbe Rache an ihnen zu nehmen, eine große Menge der Slaven auf ähnliche Weise zu verstümmeln und dann auf verschiedene Weise zum Tode zu bringen. Die Grausamkeiten solcher Strafen fielen den Menschen jener Zeit nicht auf, sondern gerade um dieser Strafe willen nannten viele wohldenkende Männer jener Zeit den Kaiser Konrad Beschützer und Rächer des christlichen Glaubens.

## 5. Der Obotritenherzog Gottschalk.

Die Feindschaft der Slaven gegen die Sachsen und das Christenthum, das diese ihnen brachten, dauerte fort; und die Slaven sagten noch lange nachher: ein Christ zu werden oder schwere Abgaben zu bezahlen, sei völlig gleichbedeutend. Aber auch der Eifer der sächsischen Großen zur Unterwerfung der Slaven nahm nicht ab und eben so wenig der Eifer der Mönche, die ihr Leben daran wagten. Der Mönch Answer zog nach Ratzeburg im Lande der Slaven, um dort zu predigen; aber alsbald ward er gesteinigt. Es kam aus Schottland ein Bischof Johannes auf einer Pilgerfahrt nach Sachsen und der Erzbischof von Hamburg-Bremen schickte auch ihn zur Predigt ins slavische Land; aber die Obotriten ergriffen ihn in ihrer Stadt Mecklenburg, schlugen ihm den Kopf ab und schickten ihn von Ort zu Ort zum Schimpfe der Christen und als Siegeszeichen des Radigast, des Gottes der Slaven.

Unter solchen immerwährenden Kämpfen lag das Land öde

und wüste. Eines Tages gieng Gottschalk der Obotritenherzog, der in seiner Jugend einige Zeit in einem Kloster zu Lüneburg zugebracht hatte, mit wenigen Begleitern durch das Land und sah, wie alle Kirchen in Trümmer lagen, wie früher volkreiche Dörfer nun öde und verlaßen waren. Darüber wurde er tief betrübt und kam auf den Gedanken, daß dem Lande nur dadurch der Frieden wiedergegeben werden könne, wenn sich die Slaven dennoch dem Christenthume ergäben. Voll dieses Gedankens riß er sich von den Seinigen los und gieng allein, um seinem Sinnen weiter nachzuhängen. Auf einmal stand unerwartet ein sächsischer Bauer vor ihm; aber vor dem bewaffneten Slaven ergriff er sogleich wieder die Flucht. Gottschalk gebot ihm stehen zu bleiben und versprach ihm kein Leid zuzufügen. Da ließ sich endlich der Bauer bewegen und blieb zitternd stehen. Also trat Gottschalk näher zu ihm heran und fragte ihn, wer er wäre und was er wollte. „Ich bin", sprach der Bauer beklommen, „ein Mann hier im Holstenlande geboren. Täglich gehen unter uns düstere unglückverkündende Gerüchte, daß Gottschalk, der Obotritenfürst, der Feind Gottes und aller Menschen, hier in unserer Nähe weilt und wiederum seinen grausamen Durst mit unserem Blute löschen will. Es wäre doch endlich wohl einmal Zeit, hoffen wir, daß der allmächtige Gott, der Rächer alles Unrechts, das Christenblut an jenem Manne rächen wolle." Gottschalk erwiederte: „du erhebst viele Beschuldigungen gegen den Fürsten der Slaven. Er hat allerdings wohl eurem Volke viel Leid zugefügt, er hat das von den Händen der Sachsenfürsten stromweis vergoßene Blut seiner Väter gerächt." Gottschalk schwieg eine Weile, dann sprach er wieder: „ich bin jener Mann, von dem wir reden, ich bin gekommen, um mit den Großen deines Volkes ein Wort zu sprechen. Doch fürchte dich nicht. Mir selber thut es leid, daß ich also gegen die Christen gethan habe, und ich wünsche mich mit ihnen wieder auszusöhnen.

So vernimm denn mein Wort, kehre wieder heim zu deinem Volke und verkünde den Großen deines Landes, daß sie einige Getreue an einen ihnen genehmen Ort zu mir senden, damit ich mit ihnen heimlich über den Frieden unterhandeln kann; dann bezeichnete Gottschalk dem Bauern Ort und Zeit der Zusammenkunft und der Bauer kehrte um und verkündete dieß den Anführern des sächsischen Heeres, das erst kurz vorher von Gottschalk empfindlich geschlagen und darum noch in steter Furcht war. Darum wagten sie auch nicht irgend einen Boten hinauszuschicken; denn sie meinten, es sei eine Kriegslist des Gottschalk, um einige vornehme Sachsen in seine Gewalt zu bekommen.

Einige Tage hernach ward wieder ein Treffen geliefert und in demselben gelang es den Sachsen den Slavenfürsten Gottschalk gefangen zu nehmen. Der sächsische Herzog Bernhard ließ ihn erst wie einen Räuberanführer in Ketten und Bande legen; aber dann bedachte er, daß bei einem solchen Manne nach der Erzählung des Bauern der Weg der Freundlichkeit und Güte vorzuziehen wäre. Also beredete er sich mit ihm und entließ ihn bald reich beschenkt. Gottschalk gieng aber nicht zu den Slaven zurück, sondern zu dem Dänenkönige Kanut und erwarb sich vielen Ruhm in den Kämpfen desselben gegen die Norweger und in England. Auch gab ihm Kanut seine Tochter zur Ehe.

Nach dem Tode Kanuts kehrte Gottschalk in seine Heimat zurück und es gelang ihm die Herrschaft über dieselbe wieder zu erlangen und seine Macht auszudehnen von der Elbe bis zur Peene. Da ward er der eifrigste Verkündiger des Christenthumes, also daß er selber seinem Volke predigte und viele zerstörte Kirchen und Klöster wieder aufbauete. Damals zuerst wird uns der Name Lübeck genannt, und zwar das alte Lübeck an der Schwartau, eine Strecke von der späteren Stadt entfernt.

Außerdem erbaute Gottschalk Kirchen und Klöster zu Aldenburg, Lenzin, Mecklenburg und Ratzeburg. In diesem Bestreben unterstützten ihn die Erzbischöfe von Hamburg-Bremen; aber dennoch konnte Gottschalk nicht durchdringen. Die Obotriten empörten sich gegen ihn und erschlugen ihn, sie peitschten seine Gemahlin mit Ruthen fort und vertrieben ihre Söhne Buthne und Heinrich aus dem slavischen Lande.

### 6. Der Gottesfriede (treuga dei).

Im Anfange des eilften Jahrhunderts nahm die Selbsthülfe in Frankreich und, wenn auch minder, in den andern Ländern Europas so sehr überhand, daß es Jedermann erbarmen muste. Auf allen Höhen und Felsen erhoben sich die Burgen und die Burgherren darin fehdeten unter einander und zertraten die Felder des Landmanns, so daß die Noth groß wurde und es gar traurig aussah, als Miswachs und Theuerung noch dazu kamen. Da trat in Burgund ein Bischof auf, dessen Namen wir nicht mehr kennen, und sagte, daß ihm vom Himmel ein Brief niedergefallen sei, der da geböte, daß der Friede wiederum erneuert werden müße auf Erden. Das sagte er auch den andern Bischöfen und theilte es dem Volke mit, daß Niemand mehr Waffen tragen, das Geraubte nicht zurückfordern, sein Blut oder das seiner Anverwandten nicht rächen, sondern seinen Gegnern verzeihen und Nachsicht und Liebe erweisen solle, selbst auch wenn er dazu gezwungen werden müße. Am sechsten Tage der Woche müße man fasten bei Waßer und Brot und am siebenten Tage sich des Fleisches enthalten; wer dieses thue, der bedürfe zur Vergebung der Sünden keiner anderen Buße mehr. Solches zu halten müße Jeder beschwören; wer aber das nicht wolle, dem solle man fürder nicht den Namen eines Christen geben, kein Priester solle ihn auf dem Sterbebette besuchen und Niemand seine Leiche begraben.

Vielen Bischöfen und auch anderen angesehenen Männern in Aquitanien (Südfrankreich), Burgund und den anderen angrenzenden Ländern gefiel dieser Vorschlag und sie beriefen eine Versammlung, um darüber zu reden, zur großen Freude Aller, die des Blutvergießens und des Jammers müde waren. Auf dieser Zusammenkunft ward nun der Vorschlag gemacht, daß ein unverletzlicher Friede sein solle, so daß Freie und Leibeigene, wie sie auch früher gegen einander gesinnt gewesen sein möchten, ohne alle Waffen einhergehen dürften. Diese Worte nahmen alle Anwesende mit solchem Beifall auf, daß sie die Hände zum Himmel emporhoben und einstimmig riefen: „Friede, Friede, Friede!" denn das sollte ein Zeichen sein wie das eines ewigen Vertrages, den sie gelobt hätten zwischen Gott und sich. Keiner sollte von da an Keinem mehr Aufruhr erregen, Keiner mehr um des Raubens willen am Wege lagern, ja selbst Keiner mehr um seines scheinbar gerechten Kampfes willen eine Fehde anfangen.

Doch nicht allen Bischöfen gefiel dieß gleichermaßen. So sagte Gerhard, der Bischof von Cambray: es scheine unmöglich und unpassend, wenn die Bischöfe sich Etwas anmaßen wollten, was nur dem königlichen Recht zustände. Es werde durch solches Gebot die Kirche verwirrt, welche dem Könige und dem Priester verschiedene Gesetze vorschriebe; denn diesem geböte sie zu beten, jenem aber zu kämpfen und das Schwert zu führen. Darum sei es die Pflicht der Könige, den Aufruhr durch ihre Kraft zu dämpfen, Fehden beizulegen und das Gebot des Friedens aufrecht zu erhalten; den Bischöfen aber komme es zu die Könige zu ermahnen, daß sie mannhaft für das Wohl des Vaterlandes stritten, und für ihren Sieg zu beten. Darum sei ein solcher Beschluß gefährlich für Alle, nämlich Alle würden entweder falsch schwören oder mit dem Banne belegt werden müßen, die Sünde sei gar nicht zu vermeiden. Dennoch gab Gerhard

ungern den Anmahnungen und Zureden der andern Bischöfe nach und nahm Theil am Gottesfrieden; aber der Erfolg bewies, daß Viele meineidig wurden an ihrem Schwur. So erzählt der Chronist und fährt dann fort: Also ward im Jahre 1032 im Allgemeinen über den Frieden unter den Menschen beschloßen. Neun Jahre nachher aber kam man auf die Eingebung der Gnade Gottes wiederum zusammen und dann ward um der göttlichen Furcht und Liebe willen der Friede genauer also bestimmt: von Mittwoch Abend an bis zum Sonnenaufgang des Montags der folgenden Woche solle Niemand dem Andern gewaltsam Etwas nehmen, noch einen Andern wegen einer That zur Rechenschaft ziehen, noch auch eine Bürgschaft einfordern. Wenn aber Jemand diesem Beschluße zuwider handele, so solle er volle Buße (sein Wergeld) für sich zahlen oder ausgestoßen werden aus der christlichen Gemeinschaft. Dieser Friede aber solle heißen treuga dei. Bald ward dieser Friede in mehr Ländern angenommen; aber in Westfranken wollten die Großen sich ihm nicht unterwerfen und Viele von ihnen sagten, wie es denn in solchen Fällen zu geschehen pflegt, sie wollten keine Neuerungen, sondern den Brauch und die Sitten der Väter behalten. Die Großen in der Normandie wollten ähnlicher Weise sich deshalb nicht fügen, weil sie meinten, sie gäben dann das Recht über Krieg und Frieden auf, welches ihre Väter von Anfang an sowohl daheim in den nordischen Ländern, als auch seit der Zeit ihrer Niederlaßung im französischen Königreiche als ein dem königlichen Rechte gleiches Vorrecht unverletzt erhalten hatten. Doch zur selben Zeit trat ein völliger Miswachs ein, so daß in ihrem Lande großer Mangel war, und allgemein schrieben die Geistlichen dieß der Strafe Gottes für den Widerwillen der Menschen gegen den Gottesfrieden zu. Von da an fügten sich auch bald die normannischen Großen und weiter drang dann der Gottesfriede übers Meer

nach England und im Osten nach Deutschland und Viele fügten sich ihm.

Etwa fünfzig Jahre hernach auf der großen Kirchenversammlung zu Clermont in Frankreich (1095), wo der erste Kreuzzug nach dem gelobten Lande beschloßen ward, sprach der Papst Urban II. über Alle, die dem Gebote des Gottesfriedens ungehorsam seien, den Bannfluch aus. Damals ward die Dauer des Friedens noch erweitert; denn in den Fasten vor Ostern bis zum Aufgange der Sonne am Montage nach Pfingsten solle überhaupt immer der Gottesfriede walten, eben so an allen Festtagen der Kirche. Geistliche, Mönche und Nonnen, Weiber und Kinder, Pilger und Kaufleute und Wagenführer, Thiere vor dem Wagen und auf der Weide sollten immer Frieden haben; im Uebrigen aber ward die Zeit von Mittwochs Sonnenuntergang bis Montags Sonnenaufgang festgehalten.

Zwar der Gottesfriede ist nicht immer treu beobachtet; aber doch ist er ein Licht in dunkler Zeit und erinnert uns daran, daß trotz aller Schwächen, trotz aller Herrschsucht und Habsucht der Bischöfe jener Zeit sie ihre schöne Aufgabe nie vergaßen, durch ihre geistige Macht dem Schwachen und Armen und Wehrlosen ein Schirm und Schutz zu sein gegen die übermüthige Faust der Mächtigen der Erde.

# Heinrich III. der Schwarze.

1039—1056.

---

## 1. Heinrich III. und die drei Päpste.

Als Konrads Sohn, der König Heinrich, einige Jahre regiert hatte, entstand eine große Verwirrung in der römischen Kirche. Es war dort ein Papst, Namens Benedict, der alle Stellen für Geld verkaufte und sich um dieser Simonie willen Allen verächtlich machte. Da wählten die Römer einen andern, der sich Sylvester nannte; aber Benedict that ihn in den Bann und zwang ihn aus Rom zu fliehen. Benedict fuhr nun nach alter Weise fort und forderte zuletzt den Unwillen der Menschen geradezu gegen sich heraus, indem er die Hälfte seines Papstthums an einen Dritten verkaufte. Dieser nannte sich Gregor VI. Damals war es so weit gekommen, daß kein Pilger sich mehr nach Rom getraute, weil alle Landstraßen von Räubern wimmelten. Als Gregor diese Räuber in den Bann that und Haufen von Kriegern gegen sie ausschickte, schalten ihn die Römer einen harten und grausamen Mann. Ueber solchen Zustand der Kirche ward König Heinrich erzürnt und begab sich mit einem Heere 1046 nach Italien. In Piacenza kam ihm Papst Gregor VI. entgegen und bot ihm die Kaiserkrone an; allein Hein-

rich nahm sie nicht, sondern lud den Gregor auf die Kirchenversammlung ein, die er um die Zeit des Weihnachtsfestes zu Sutri halten wollte. Auch die andern beiden Päpste wurden vorgeladen; aber nur Gregor und Sylvester kamen; denn jeder von beiden meinte, die beiden andern würden abgesetzt und er selbst allein anerkannt werden. Aber die Kirchenversammlung setzte sie alle drei ab und der König Heinrich bestätigte diese Absetzung kraft seiner Machtvollkommenheit als Schirmvogt der römisch-katholischen Kirche. Mit Ausnahme Ottos I. hat niemals vorher oder nachher ein Oberhaupt des deutschen Reiches eine solche Macht über das Papstthum bewährt, als hier der König Heinrich III.; aber nur in wenigen Worten berichten es die Chroniken jener Zeit, denen wir es nacherzählen. Dann gieng Gregor VI. nach Deutschland in ein Kloster und ihn begleitete dahin ein damals unbekannter Mönch, eines Handwerkers Sohn, Namens Hildebrand, der fest überzeugt war, daß Gregor VI. rechtmäßiger Papst sei, und daß dem Folgenden, der sich Gregor nennen würde, darum obläge sich Gregor VII. zu nennen. In dieser Ueberzeugung tröstete er sich und den Papst Gregor VI. mit dem Worte des alten römischen Dichters:

Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni

d. h. die siegreiche Sache hat den Göttern gefallen, die besiegte dem Cato.

Nach dieser Absetzung zog Heinrich nach Rom und ward dort mit allen erdenklichen Ceromoniengepränge empfangen; denn in allen solchen Nichtigkeiten und kindischem Spiel waren die Römer jener Zeit unübertrefflich groß. Dann berief Heinrich dort in der Peterskirche alle Bischöfe, alle römische Große und die Vornehmen seines Heeres zusammen. Er selbst saß mitten unter ihnen und redete also: „ihr römische Herren, ihr habt zwar jetzt einmal einen falschen und einmal einen ganz thörichten Papst erwählt und bald Dieß, bald Jenes gewollt; aber dennoch sei wiederum die Wahl euch anheimgestellt, nehmt

einen aus dieser Versammlung zum Papste.“ Sie antworteten aber Alle: „wo die Hoheit des Königs zugegen ist, da sei es fern von uns die Einstimmigkeit der Wahl in unserer Willkür zu suchen. Und wenn ihr auch einmal abwesend seid, so werdet ihr doch durch das Amt des Patricius, der hier euer Statthalter ist, immer bei der Wahl des apostolischen Nachfolgers vertreten sein. Denn der Patricius ist nicht der Patricius des Papstes, sondern derjenige des Kaisers, und es ist sein Amt hier des Kaisers Stelle zu vertreten. Wir bekennen, daß wir gefehlt und nicht weise gehandelt, sondern thörichte Menschen zu Priestern erwählt haben. Es steht eurer kaiserlichen Macht zu, die Gesetze des römischen Gemeinwesens zu ändern und zu beßern und über diese heilige Kirche gegen allen Nachtheil eure schirmende Hand zu strecken.“

Nachdem nun die kirchlichen Gebräuche vollzogen waren, faßte der König Heinrich den Bischof Suidger von Bamberg bei der rechten Hand und führte ihn zu dem päpstlichen Sitze. Zuerst hatte der König Heinrich den Erzbischof Adalbert von Hamburg-Bremen erwählen wollen; allein Adalbert hielt es für seinen Beruf die Kirche im Norden auszubreiten und Hamburg oder Bremen zum mächtigsten erzbischöflichen Sitze der nördlichen Länder zu machen. Darum lenkte er die Wahl des Königs auf Suidger. Nur wider seinen Willen nahm Suidger diese Würde an und nannte sich dann Clemens II. Am selben Tage des Weihnachtsfestes beschloß diese Versammlung unter dem Zurufe aller Senatoren und römischen Bürger, daß der König Heinrich mit allen seinen Nachfolgern im römischen Reich zum Patricius ernannt werden solle. Da erhob sich endloser Jubel des Volkes, aller Geistlichen und Laien und der König angethan mit dem lang herabwallenden grünen Gewande eines Patricius und mit dem Ringe desselben an der Hand trat vor den Altar und empfieng dort von dem neuen Papste Clemens II.

die römische Kaiserkrone. Alle beugten ihre Knie und beteten zu Gott, daß der neue Kaiser nach dem Willen Gottes in Zukunft solche Päpste erwähle, deren Lehre und Leben nur das Heil der Kirche bezwecke. Auf den Befehl des Kaisers erhoben sich dann Alle wieder und sangen die kirchlichen Gesänge. Viele unter den Versammelten vergoßen Thränen der Freude über Alles was sie hörten und sahen. Dieselben Menschen oder ihre Kinder redeten dreißig Jahre nachher gegen den Sohn dieses Kaisers in einer ganz anderen Weise; denn also ist das menschliche Geschlecht veränderlich und der große Haufe folgt dem, der ihn mit Kraft beherrscht.

Clemens starb bald, da wählte Heinrich den Bischof Poppo von Brixen zum Papste. Als auch dieser bald starb, übergab Heinrich den päpstlichen Sitz an den Bischof Bruno von Toul, der sich Leo nannte. Er stammte aus einer angesehenen fränkischen Familie und schien auch sonst wohl geeignet zur päpstlichen Würde. Als er nun in Purpur angethan durch Frankreich nach Rom reisen wollte, kam er auch in das Kloster Clugny, wo damals Hildebrand, der einst mit Gregor VI. nach Deutschland gezogen war, das Vorsteheramt des Klosters verwaltete. Als Hildebrand den neuen Papst im Purpur erblickte, redete er ihm zu, daß es ungöttlich und unerlaubt sei, wenn er durch die Hand eines Laien sich zur päpstlichen Würde berufen halten und also gewaltsam sich in die Kirche eindrängen wollte. Darum rieth er ihm klug zu handeln. Um zugleich den Kaiser nicht zu erbittern und doch die Würde seiner Wahl aufrecht zu halten, solle er weiter ziehen nach Rom, aber den Purpur ablegen, und ihn erst dann wieder aufnehmen, wenn er durch die Wahl der Bischöfe das Amt des Nachfolgers Petri überkommen habe. Daß aber die Wahl der Bischöfe in Rom auf ihn fallen würde, dafür, versprach ihm Hildebrand, wolle er selber Sorge tragen. Dieser Rath leuchtete dem Bischof Leo ein, er legte den Purpur ab,

nahm Hildebrand mit sich und zog also weiter nach Rom. Dort wählten ihn die Bischöfe zum Papst und nun erst betrachtete sich Leo nach Hildebrands Wort als rechtmäßigen Papst und ließ sich nieder auf den päpstlichen Stuhl. Der Kaiser Heinrich III. aber ahnte nicht, wer Hildebrand sei.

### 2. Heinrichs III. Kämpfe mit den Ungarn.

Der König Peter von Ungarn, der Stephan dem Heiligen nachgefolgt war, zeigte gleich anfangs eine solche Grausamkeit und dagegen eine solche Vorliebe für die Deutschen, daß sich die Magyaren empörten, ihn verjagten und einen Anderen, Namens Aba, über sich zum Könige einsetzten. Da floh Peter zu Heinrich und klagte ihm, daß er um seiner Vorliebe willen für die Deutschen verjagt worden sei, und Heinrich versprach ihn wieder einzusetzen. Alsbald zog Heinrich nach Ungarn hin und Aba floh in die unzugänglichen Sümpfe des Innern; aber als Heinrich nun den König Peter wieder auf den Thron erheben wollte, weigerten sich die Magyaren und sagten, daß sie lieber mit ihm kämpfen würden bis auf den Tod. Da gab Heinrich so weit nach, daß er ihnen einen andern König aus ihrem Stamme setzte und zog dann wieder fort. Aber sogleich kam auch Aba wieder hervor, vertrieb seinen Gegner und schickte dem Könige Heinrich Boten nach Goslar und ließ ihn um Anerkennung ersuchen. Peter, der auch in Goslar war, erinnerte den König an sein Versprechen; allein der Markgraf Albrecht von Oestreich hielt dem Könige vor, daß dieses eine günstige Gelegenheit sei die Grenzen Deutschlands nach Osten hin auszudehnen. Das schien dem Könige Heinrich lockend; er erwiederte den ungarischen Gesandten, daß er selber zu ihnen kommen werde, und begab sich bald mit einem mächtigen Heere dahin auf den Weg. Als er an die Raab kam, schickte Aba abermals Geschenke und bot ihm den ganzen Strich vom Kahlenberge bis an die Leytha

als Vergrößerung der Markgrafschaft Oestreich an. Das nahm Kaiser Heinrich an und schenkte dem Aba eine vergoldete Lanze zum Zeichen, daß er ihn als König der Ungarn anerkenne. Seitdem ist die Leytha Grenze zwischen Oestreich und Ungarn geblieben bis auf den heutigen Tag.

Aber Aba war wo möglich noch grausamer als Peter und bald verschworen sich Viele gegen ihn. Das erfuhr Aba und ließ in der Fastenzeit unter dem Vorwande, daß er mit ihnen über seine Krönung berathschlagen wollte, alle Bischöfe und Großen seines Reiches zu sich berufen. Als sie erschienen, wurden auf einmal vierzig von ihnen gefangen genommen und ohne Verhör und Richterspruch gepfählt. Alle erschraken und waren wie erstarrt, da befahl Aba am Osterfeste 1044 dem Bischof Gerard von Czanad ihm die Krone aufzusetzen. Gerard trat an den Altar und Aba vor ihn; aber anstatt ihm die Krone aufzusetzen, hielt Gerard ihm mit bittern Worten vor: „du hast die Fastenzeit durch Mord entheiligt, darum kann dein Reich nicht dauern und binnen drei Jahren wird Gott dir Krone und Scepter nehmen und sie einem Andern geben.“ Aba blickte den Bischof verwundert an; denn dieser sprach latein und das verstand Aba nicht; aber Gerard rief einen Dolmetscher auf, daß er dem Könige getreulich Alles übersetzen solle. Nach diesen Worten konnte von einer Krönung Abas durch Gerard nicht mehr die Rede sein; aber Hand an den Bischof zu legen wagte der König nicht. Er ließ sofort einen andern Bischof auffordern, der seinen Willen that; denn ein Muth wie derjenige Gerards ist ein gar seltenes Beispiel in der Geschichte der Menschen.

Ueber solche Thaten Abas flohen viele Ungarn zum Kaiser Heinrich und klagten ihm das Vorgefallene und Aba vermehrte noch den Unwillen des Kaisers, weil er ihm das versprochene Land nicht räumen wollte. Da zog Kaiser Heinrich abermals

mit einem Heere hin, gieng über die Raab und kämpfte eine Stunde weit von der Stadt Raab mit den Ungarn. Die Pfeile derselben streckten viele Deutsche nieder, also daß das Schlachtfeld noch lange nachher Veszétnemet d. i. verlorene Baiern, Grab der Deutschen hieß; aber während des Kampfes giengen viele Ungarn zu Kaiser Heinrich über und zuletzt muste Aba fliehen. Dann zog Kaiser Heinrich nach Stuhlweißenburg und führte den Peter wieder als König der Ungarn ein. Peter saß dort im Dome der Maria, mit der Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte und mit allen Reichskleinodien angethan und die Großen des Reiches traten vor ihn und huldigten ihm. Er selber aber schwur dem Kaiser Heinrich und dem deutschen Reiche den Eid der Treue (1044). Dann wurden auch deutsche Rechte und Gesetze in Ungarn eingeführt; aber die Oberlehnsherrlichkeit des deutschen Kaisers über Ungarn hat nur bis zum Tode Heinrichs gedauert.

Peter verfolgte den Aba mit den deutschen Truppen, die ihm der Kaiser da zurückgelaßen hatte, Aba stürzte auf der Flucht in einen Graben und ward so gefangen. Dann ward er enthauptet. Aber auch Peter schlug wieder den alten Weg ein und empörte alle Magyaren durch seine Grausamkeit, also daß wiederum viele Große entflohen und sich zu den Ladislaiden begaben, die im Elende umherirrten. Dieß war ein alter magyarischer Fürstenstamm, von dem nur noch einige Brüder lebten. Sie waren dem Christenthume nicht hold und deshalb den Großen um so lieber, da diese nicht vergeßen konnten, daß das Christenthum von den verhaßten Deutschen kam, die Peter ihnen Allen so sehr vorzog. Andreas und Leventa, so hießen die Brüder, kehrten in ihre Heimat zurück, fanden großen Anhang und Peter floh vor ihnen. Alsbald ward nun den alten Göttern wieder geopfert, die Kirchen zerstört, die deutschen und italischen Priester und insbesondere alle Zehnteneinnehmer wurden erschla-

gen, der muthige Bischof Gerard ward erst gesteinigt und dann mit einer Lanze erstochen. Auch Peter ward gefangen bei Wieselburg und man stach ihm die Augen aus, wie er selber es so Vielen gethan hatte.

Dann ward Andreas König; denn sein Bruder Leventa überließ ihm die Regierung. Aber Andreas sah wohl, daß er zu weit gegangen war, er kehrte zum Christenthum zurück und ließ sich von den drei Bischöfen, die noch übrig waren, die Krone aufsetzen. Dennoch verzieh ihm Kaiser Heinrich III. nicht, und brach im Jahre 1050 mit Heeresmacht gegen Ungarn auf. Er selbst zog am rechten Ufer der Donau einher, der Herzog von Böhmen am linken und der Bischof Gebhard von Regensburg fuhr in Schiffen auf der Donau. Aber auf keinem seiner Kriegszüge war es Heinrich so übel ergangen, als auf diesem. Das Land rund umher war verheert, die Ströme, die in die Donau fließen, waren von vielem Regen angeschwollen und die ungarischen Bogenschützen schoßen mit vergifteten Pfeilen aus allen Schlupfwinkeln. Da zog der Kaiser südlicher nach Kärnthen. Dorthin schickte der Bischof Gebhard von Regensburg, der auf der Donau fuhr, einen Boten mit der Anfrage, wohin er sich wenden solle; aber die Ungarn fiengen den Boten und ließen dem Bischof im Namen des Kaisers antworten, er solle stromaufwärts fahren; denn der Kaiser gienge auch zurück. Das that Gebhard und nun war Kaiser Heinrich völlig abgeschnitten und umringt. Der Kaiser war am Berge Badátsony am Plattensee gelagert, von dort muste er unter Mangel und Entbehrung auf Raab hinziehen, alles Gepäck gieng verloren und die Deutschen warfen die Schilde weg, um nur schneller fortzukommen. Die Burgunder und Sachsen nahmen endlich den Ungarn die Stadt Raab durch einen Ueberfall und dadurch gelang es dem Kaiser mit den Ueberbleibseln seines Heeres nach Deutschland zu kommen.

Dennoch ließ Heinrich nicht nach und wollte durchaus die Ungarn zwingen. Da kam Papst Leo IX. zu ihm, 1052, um zum Frieden zu reden. Der Kaiser belagerte gerade Preßburg zu Lande und zu Waßer und glaubte schon seinem Ziele nahe zu sein, als ein geschickter ungarischer Taucher die Schiffe der Deutschen von unten anbohrte, also daß sie sanken. Dennoch wollte Heinrich nicht Frieden machen. Als nun im folgenden Jahre der abgesetzte Herzog Konrad von Baiern zum Könige Andreas von Ungarn floh und ihn zum Kriege aufreizte, faßte Andreas den Entschluß selber in Deutschland einzufallen und zerstörte im Herzogthum Kärnthen einige Burgen. Als aber Kaiser Heinrich 1056 starb, hatte Andreas von dessen Nachfolger, dem Kinde Heinrich, Nichts mehr zu befürchten und er regierte Ungarn mehre Jahre in Frieden. Von da an waren Deutschland und Ungarn für lange Zeit nicht mehr in Verbindung.

### 3. Heinrichs III. Thätigkeit im deutschen Reiche.

Als der König Heinrich von seinem ersten Zuge gegen die Ungarn mit Glück wieder heimgekehrt war, berief er eine Reichsversammlung nach Constanz am Bodensee (1043). Dorthin kamen insbesondere alle Große des Schwabenlandes, welches durch Feindschaft und allerlei Fehden der Mächtigen arg zerrüttet war. Sie alle versöhnte Heinrich mit einander und gebot, daß von nun an Friede walten sollte im Lande. Als er im folgenden Jahre das Weihnachtsfest zu Trier feierte, erließ er dort ein Gebot für das ganze Reich, daß Allen, die in irgend einer Weise sich gegen das königliche Ansehen vergangen hätten, nun verziehen sein solle, und eben dasselbe schrieb er auch allen Großen des Reiches vor, daß sie unter einander sich die zugefügte Unbill verzeihen sollten. Also geschah es, daß die Menschen jener Zeit sich nicht erinnerten, daß jemals ein so tiefer Friede geherrscht habe durch das ganze deutsche Land, als unter

dem mächtigen König Heinrich, dessen Kraft die Räuber und Aufrührer gewichtig niederhielt. Auch für lange Zeit nachher hatte sich das deutsche Land nicht wieder einer solchen Segnung des Friedens zu erfreuen, als unter diesem Könige.

Zu dieser Zeit kamen Gesandte zu Heinrich nach Goslar aus vielen fremden Ländern — denn sein Name war schon weit bekannt, — und unter diesen Gesandten waren einige aus dem fernen Osten. Der Großfürst der Russen hatte vernommen, daß die Gemahlin Heinrichs gestorben sei, und ließ ihm seine Tochter zur Ehe antragen. Aber Heinrich verschmähte den Antrag des östlichen Barbaren und die Gesandten der Russen kehrten traurig wieder heim. Im selben Jahre aber bewarb sich Heinrich um Agnes, die Tochter des Herzogs von Poitou in Frankreich, wo damals die Herzöge sich vom Könige nur durch den Namen unterschieden. Die Hochzeit ward nach altem Brauche in der Pfalz zu Ingelheim am Rhein gefeiert; aber es war ein Jahr des Hungers, denn die Ernte war misrathen: darum kümmerte sich Heinrich nicht um die Gaukler und Schauspieler, die in großer Zahl dort zusammengeströmt waren, sondern vertheilte das Geld, welches diese sonst erhalten hätten, unter die Nothleidenden und Armen.

Von allen Königen der Deutschen war keiner, der mit solcher Macht über die Großen des Reiches gewaltet hätte, als Heinrich. Nur Karl den Großen nehmen wir aus, weil er die Herzogswürde bei den einzelnen deutschen Stämmen ganz aufgehoben hatte; aber seitdem diese unter den schwachen Nachfolgern Karls wieder erstanden waren, hat bis zum Ende des deutschen Reiches kein deutscher Kaiser über die Fürsten und Großen eine solche Macht gehabt, als Heinrich, und darum ist die Einheit des deutschen Reiches und der deutschen Nation niemals so kräftig gewesen als unter dem Kaiser Heinrich III. Nur mit dem Herzoge Gottfried von Lothringen konnte er nicht zum

Ziele gelangen; denn dieser widersetzte sich immer aufs neue und wie die Zeitgenoßen berichten, war der Kaiser hart gegen ihn. Auch sonst blieb der kräftige Mann nicht immer in den Schranken der Billigkeit. Darüber murrten die Großen des Reiches und sagten, daß er abweiche vom Wege der Gerechtigkeit und Gottesfurcht und gegen das Ende seiner Regierung immer herrischer würde. Denn im Jahre 1054 berief Heinrich eine Versammlung der Fürsten nach Merseburg und obwohl nur einige dorthin kamen, setzte er doch den Herzog Konrad von Baiern ab, weil er ihm nicht in allen Dingen gehorsam gewesen war, und wie es denn zu allen Zeiten des deutschen Reiches bis auf den Rheinbund schmachvollen Andenkens der Brauch deutscher Fürsten war, wenn sie vom Kaiser sich beleidigt glaubten, sich mit dem Reichsfeinde gegen das Reich zu verbünden, so floh auch Herzog Konrad erzürnt zu den Ungarn und reizte den König Andreas zum Abfall und zum Kriege gegen den Kaiser und das deutsche Reich. Aber der Kaiser kümmerte sich um den Unwillen der Großen nicht, sondern schenkte das Herzogthum Baiern seinem dreijährigen Sohne Heinrich. Dann durchzog er Schwaben, wo sich wiederum Räuber auf den Schlößern aufhielten; diese alle zerstörte er und schaffte überall Frieden im Lande. Als der Kaiser also mit starker Hand die Streitsüchtigen und Unruhigen demüthigte, erfreuten sich die Bürger in den Städten einer solchen Regierung und erkannten, daß die Macht des Kaisers im Reiche zugleich auch ihre Sicherheit sei. Das vergalten sie später seinem Sohne Heinrich IV., eben so wie ihrerseits die deutschen Großen für ihre Demüthigung unter Kaiser Heinrich III. Rache nahmen an seinem Sohne Heinrich IV.

Auch Italien konnte Heinrich als festverbunden mit seinem deutschen Reiche ansehen und er wachte mit scharfem Auge über dieses Land. Der mächtigste Herr war in Italien der dem

Kaiser treu ergebene Markgraf Bonifacius; aber nach seinem Tode ließ seine Wittwe Beatrix sich bewegen den mächtigen Herzog Gottfried oder Gozelo den Bärtigen von Lothringen wieder zu heirathen. Dieser war des Kaisers und des Reiches bitterster Feind und ihm allein gelang es sich dauernd gegen den Kaiser zu behaupten. Darum fürchtete Heinrich Gefahr von dieser Heirath und zog nach Italien, 1055. Gottfried schickte ihm seine Boten entgegen und ließ sagen, daß er an eine Empörung gar nicht denke, sondern zufrieden wäre, wenn der Kaiser ihn fern von seiner Heimat die Besitzungen seiner Gemahlin genießen laßen wollte. Auch Beatrix selber zog dem Kaiser entgegen und ihre Furcht verbergend bat sie um Gehör. Nur mit Mühe erlangte sie dieß und redete dann zum Kaiser, sie habe ja Nichts gethan, was ihr nach dem Völkerrechte nicht gestattet wäre. Denn als Wittwe habe sie, eine freigeborene Frau, sich vermählt mit einem freigeborenen Manne und dieß zu verhindern oder zu tadeln, sei gegen alle Billigkeit und zeuge nicht von Wohlwollen. Der Kaiser aber warf ihr vor, sie habe sich vermählt ohne sein Vorwißen und noch dazu mit einem öffentlichen Feinde des Reiches, und darum, sagte er, werde er sie als seine Gefangene nach Deutschland führen. Gottfried der Bärtige gieng später nach Lothringen zurück, die einzige noch übrige Tochter der Beatrix aber, das achtjährige Kind Mathilde, ward auf der festen Burg Canossa als die Erbin vieler reicher und schöner Länder erzogen. Es war ein Kind von scharfem Verstande; aber ihr Gemüth ward nicht mit Liebe für ihren Oberherrn den Kaiser Heinrich erfüllt und auch das muste später der Sohn des Kaisers Heinrich III. entgelten.

## 4. Adalbert von Bremen.

In jenen Zeiten Heinrichs III. und später noch unter seinem Sohne Heinrich IV. war einer der wichtigsten Männer des

deutschen Reiches der Erzbischof Adalbert von Bremen. Ueber sein Leben und Wirken hat uns einer seiner Domgeistlichen, den man gemeiniglich kurzweg Adam von Bremen nennt, einen ausführlichen Bericht hinterlaßen und diesem erzählen wir das Folgende nach. Adam ward seinem Erzbischofe durch Dankbarkeit verpflichtet und er verleugnet sie nicht; aber er selber spricht seinen Grundsatz aus: „ich fürchte das Wort, das da geschrieben steht: wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, welche das Licht verkehren in Finsternis und die Finsternis in Licht!“

Adalbert war aus einer hochadeligen Familie Thüringens aus dem Hause Wettin entsproßen, ein Mann von scharfem Verstande und mit vielen Kenntnissen ausgerüstet; denn sein Gedächtnis behielt fast Alles, was er einmal vernommen oder gelesen hatte. Auch an äußeren Gaben ragte er vor Allen hervor; denn er war von schöner Gestalt und die Rede floß glatt und leicht von seinen Lippen. Dabei war er keusch und ernst, freigebig in hohem Maße, so daß er auch denen schenkte, welche ihn nicht darum baten. Nur seine Demuth erschien Vielen zweifelhaft; denn er bewies sie nur den Priestern, den Armen und den Pilgern und oft wusch er vor Schlafengehen mit gebeugtem Knie dreißig und noch mehr Bettlern die Füße; aber vor den weltlichen Großen und vor seines Gleichen wollte er sich nimmer beugen; er beschuldigte unter ihnen diesen der Verschwendung, jenen des Geizes, Einige des Unglaubens und schonte überhaupt niemals eines angesehenen Mannes. Also viele Tugenden waren in dem einen Manne vereinigt, daß er ein Heiliger hätte sein können, wenn nicht ein Fehler diesem Allen entgegenstand, dessen Häßlichkeit alle jene Tugenden wie mit schwarzer Nacht überschattete: das war seine Ruhmsucht, sein Trachten nach eitler Ehre; denn seine Feinde sagten von ihm, daß Alles was er that, nur um dieser willen geschähe.

Seine Liebe aber wandte sich vor allen Dingen seiner Kirche und seinem Bisthume zu und er selber sagte häufig: „ich werde Niemanden schonen, weder mich selber, noch meine Brüder, ich werde kein Geld und selbst die Güter der Kirche nicht sparen, auf daß meine bischöfliche Würde befreit werde von ihrem Joche oder den übrigen gleich gemacht werde." Mit diesen Worten zielte er auf die sächsischen Großen, sowohl die weltlichen, als die geistlichen, weil diese alle ihm bei seinem Streben im Wege standen und ihn nicht höher hinaufkommen laßen wollten.

Als Adalbert von Halberstadt aus, wo er Dompropst gewesen war, auf den erzbischöflichen Stuhl nach Bremen berufen ward, gedachte er zuerst beßer für seine Kapitelsherren am Dome zu sorgen, als bisher geschehen war, und that ihnen seinen Entschluß kund, er wolle alle ihre damals noch gemeinsamen Wohnungen: Eßzimmer, Schlafzimmer, Keller und die übrigen Räume von Stein neu erbauen; denn alle diese Räume waren damals noch von Holz. Aber wie den Erzbischof Adalbert häufig der Mangel an wohlausgebildeten Geistlichen zum Ausbau der christlichen Kirche schmerzte, so muste er sich auch oft über den Mangel an Steinen zu seinem äußeren Kirchenbaue beklagen. Er besann sich aber nicht lange, sondern ließ die erst unter seinem Vorgänger begonnene Stadtmauer, gleich als wäre sie minder nothwendig, niederreißen und ihre Steine zum Baue seines Domes verwenden, eines Werkes, wie man damals sagte, von ungeheurer Größe. Durch seinen unabläßigen Eifer brachte der Erzbischof es dahin, daß im siebenten Jahre des Baues die vordere Giebelmauer aufgerichtet dastand.

Das Bestreben aber des Erzbischofs Adalbert zur Erhöhung seiner bischöflichen Macht und Würde entgieng den umwohnenden sächsischen Großen nicht; denn Adalbert bestrebte sich zuerst es dahin zu bringen, daß weder ein Herzog, noch ein Graf, noch irgend ein anderer Machthaber innerhalb seines

Sprengels irgend welche Befugnisse habe. In der That stand das von Besitzungen der sächsischen Großen an vielen Stellen durchschnittene Erzbisthum Hamburg-Bremen darin anderen Bisthümern des Reiches nach. Dieß Bestreben Adalberts aber nach Unabhängigkeit muste Haß und Feindschaft gegen ihn erzeugen und man erzählte, der Herzog Bernhard von Sachsen habe häufig gesagt, daß der Kaiser Heinrich III. diesen Erzbischof wie einen Kundschafter ins Sachsenland geschickt habe, der die Schwächen des Landes dem Kaiser und anderen Fremden verrathen sollte. „Darum aber," sprach Bernhard, „soll dieser Erzbischof Adalbert, so lange ich oder einer meiner Söhne lebt, keinen ruhigen Tag in seinem Erzbisthum haben." Diese Worte wurden Adalbert wieder hinterbracht und drangen tief ein in sein Gemüth, und von Furcht und Haß bewegt sann er von da an auch seinerseits nur auf Schaden und Unterdrückung des Herzogs Bernhard. Aber er verheimlichte seinen Schmerz und seinen Zorn, bis seine Stunde gekommen wäre, und fand kein beßeres Mittel gegen seine Feinde, als sich ganz und gar dem Kaiser hinzugeben und seiner Sache zu dienen. Er war unermüdlich in seinen Anstrengungen für die kaiserliche Sache, er ertrug mit Heinrich III. alle Beschwerden und Mühen seiner häufigen Züge und nach und nach ward er der erste Rathgeber und Vertraute des gewaltigen Kaisers, der ihn nicht wieder von sich ließ. Heinrich wollte ihn auch, wie wir oben Seite 263 vernommen haben, nach der Absetzung der drei Päpste auf der Synode zu Sutri 1046, zum Papste erwählen laßen; aber Adalberts Leben ward von dem Gedanken eines nordischen Patriarchats oder Papstthums erfüllt und darum schlug er das kaiserliche Anerbieten aus.

Nach der Rückkehr aus Italien lud Adalbert den Kaiser nach Bremen ein, als wenn er dort mit dem Dänenkönige zu einem Gespräche zusammenkommen sollte, in Wahrheit aber,

damit er die Treue der sächsischen Großen prüfe. Der Kaiser kam und schenkte der Bremer Domkirche allerlei Güter in der Grafschaft Hoya und in Friesland und zog auch mit dem Erzbischofe nach Lesum, wo dieser oft verweilte. Hier stand der sächsische Graf Dietmar, ein Bruder des Herzogs Bernhard, dem Kaiser nach dem Leben; allein der Erzbischof warnte Heinrich und rettete ihn. Der Kaiser zog den Grafen Dietmar zur Rechenschaft; aber dieser bat sich aus durch das Gottesgericht des Zweikampfes sich lösen zu dürfen von der Anklage Adalberts. Das gestattete ihm der Kaiser und es kämpfte mit Dietmar einer seiner eigenen Lehnsleute, Namens Arnold, und überwand ihn, also daß er des Verbrechens schuldig erklärt ward. Das geschah am Tage nach dem Michaelisfeste 1048 und am dritten Tage verschied Dietmar an seinen Wunden. Nicht lange nachher fieng der Sohn desselben den Arnold, welcher seinen Vater erlegt hatte, und hieng ihn bei den Beinen zwischen zwei Hunden auf. Dafür bestrafte ihn der Kaiser Heinrich mit ewiger Landesverweisung; aber sein Oheim Bernhard und seine Brüder ergrimmten darum nur noch viel mehr. Des Kaisers starke Hand hielt sie danieder, deshalb warfen sie allen ihren Haß auf den Erzbischof und schwuren es ihm niemals zu vergeßen. Wo sie nur konnten fügten sie den Unterthanen der Domkirche von Bremen alles mögliche Herzeleid zu. Der Erzbischof sah ein, daß er unter dieser Feindschaft mehr litt, als seine Gegner: darum machte er um der bösen Zeit willen Frieden mit ihnen, und verwandte alle seine Kraft und seine Schätze darauf, Bremen in gleichen Rang zu erheben mit den ersten Städten des deutschen Reiches. Er gründete zu diesem Zwecke in der Stadt viele Propsteien und Stifter; aber es gieng ihm auch wohl damit, wie einmal mit einem steinernen Hause, das er erbaute und das vor seinen Augen in Trümmer zusammenfiel.

Außerdem bestrebte sich Adalbert das Christenthum im

Norden auszubreiten und kam deshalb mit dem dänischen Könige in Schleswig zusammen. Der Erzbischof that es dort dem Könige Suen an Pracht zuvor; aber dieser zürnte ihm darum nicht und besänftigte auch seinen Groll darüber, daß der Erzbischof ihn früher um seines zügellosen Lebenswandels willen mit dem Banne bedroht hatte. Suen versprach Alles für die Ausbreitung des Christenthumes zu thun. Alle diese Bemühungen des Erzbischofs hatten anfangs großen Erfolg und er brachte es bald dahin, daß man in allen Ländern des Nordens das vorher noch so kleine Bremen rühmte, wie ein nordisches Rom, und daß von allen Seiten her die Menschen in großen Schaaren dahin zogen. Also kamen Boten von Island, von Grönland, von den orkadischen Inseln und baten den Erzbischof, daß er ihnen Prediger des Evangeliums schicken möchte, und Adalbert erfüllte ihr Begehr. Jedoch noch größere Liebe als zu Bremen hatte er zu Hamburg und diese Stadt hatte er sich zum Sitz seines nordischen Patriarchats erkoren, wenn es ihm einst damit gelingen würde, und nannte sie die Mutter der nordischen Völker. Zuerst gedachte er es zu befestigen und zu erweitern, damit die Bewohner jener Gegend sicher gestellt würden gegen die Einbrüche der Slaven, an deren Grenze weder ein Berg, noch ein Fluß die sächsischen Einwohner schützte. Darum ließ Adalbert den dicken Wald auf dem Sülberge bei Blankenese aushauen und legte dort eine Burg an. Aber die Besatzung derselben verwandelte sich, wie es damals gar häufig geschah, selber in einen Räuberhaufen und die Einwohner des Landes aufgereizt von dem sächsischen Herzog zerstörten diese Burg. Der Sachsenherzog baute in dieser Zeit unterhalb der bischöflichen Stadt Hamburg an der Elbe und Alster eine andere Burg und wohnte darin dem Erzbischof gegenüber, der das Oster- und das Pfingstfest da zu feiern pflegte. Also hausten dort die beiden mächtigsten Männer des Sachsenlandes, wie sie im Herzen getrennt waren und ver-

schiedene Zwecke verfolgten, so auch im Raume; aber doch nicht gar zu fern. Die kommenden Jahrhunderte gedachten dieser Feindschaft nicht mehr und nur die leise Spur des Namens „Neueburg" innerhalb der jetzigen Weltstadt Hamburg erinnert den Wanderer, der in dem rastlosen Menschengewimmel der Gegenwart auch der Vergangenheit sinnend zu gedenken vermag, an den Ort der Burg, in welcher einst der sächsische Herzog grollend auf die benachbarte bischöfliche Burg hinübersah.

Der Erzbischof Adalbert aber hatte nach wie vor den mächtigsten Rückhalt an dem Kaiser Heinrich III., der ihm um seiner oft erprobten Treue und Klugheit willen unwandelbar zugethan war. Auch der griechische Kaiser Monomachus ließ bei seinen Geschenken und Briefen, die er an den deutschen König und römischen Kaiser Heinrich III. richtete, dem Erzbischof von Bremen und Hamburg seinen Gruß vermelden. Darauf schrieb Adalbert wieder an den griechischen Kaiser, er freue sich auch von griechischer Abkunft zu sein; denn er zähle den Kaiser Otto und seine Gemahlin, die griechische Kaisertochter Theophano, unter seine Ahnen und darum sei es gar nicht zu verwundern, wenn er den Griechen zugethan sei und ihnen nachzuahmen strebe. In der That geschah dieses und Adalbert führte beim Gottesdienst und insbesondere bei der Messe manche Gebräuche ein, die der griechischen Kirche entlehnt waren.

Um das Jahr 1050 und in den nächstfolgenden Jahren schien Adalbert dem Ziele seiner Wünsche nahe zu sein und ein nordisches Patriarchat in Hamburg gründen zu können. Der dänische König wünschte, daß in seinem Lande ein Erzbisthum errichtet würde, und dazu muste Dänemark in mehrere Bisthümer getheilt werden; außerdem gedachte dann Adalbert seinen eigenen Sprengel im deutschen Reiche in zwölf Bisthümer zu zerlegen. Wenn dann noch die Bisthümer der übrigen nordischen Länder hinzukamen, so war eine ansehnliche Zahl unter seinem

Patriarchate vereinigt. Der Kaiser hatte seine Einwilligung gegeben, wenn auch ungern, auch der Papst Leo stimmte zu und es sollte Alles ins Werk gerichtet werden, als zuerst der Papst Leo und nicht lange nachher auch der Kaiser Heinrich III. in demselben Jahre (1056) starben. Die Erschütterungen der folgenden Jahre vereitelten alle Pläne Adalberts und es waren ihm nur noch wenige Freuden beschieden. Denn seine Feindschaft mit den sächsischen Großen erwachte aufs neue mächtiger als je, und als es ihm gelang, über seinen Nebenbuhler, den Erzbischof Hanno von Köln, bei der Erziehung des jungen Königs Heinrichs IV. den Sieg davon zu tragen, flößte er seinem Zöglinge dieselbe Feindschaft ein und wenn schon Heinrich III. die sächsischen Großen gedemüthigt hatte, so meinten Adalbert und sein Zögling, müße dieser sie noch viel mehr demüthigen. Davon kam Unheil in überreichlichem Maße über das deutsche Land.

## 5. Das Heidenthum der Schweden.

Viele Anklagen haben die Menschen jener Zeit und der späteren gegen den Erzbischof Adalbert von Bremen erhoben; aber ein Verdienst haben Alle bei ihm anerkannt als das einzig Bleibende bei seinen Bemühungen um ein nordisches Patriarchat. Das war die größere Ausbreitung des Christenthums durch alle nordische Länder; denn damals hatte in Schweden z. B. das Christenthum kaum noch die ersten Wurzeln geschlagen und der Dienst der alten Götter dauerte noch fort wie vor Jahrhunderten. Einen Theil desselben aber beschreibt uns Adalberts Zeitgenoße Adam also.

Der angesehenste Tempel der Schweden ist zu Upsala. Er ist überall vergoldet und leuchtet weit ins Land hinaus, denn er liegt in einer offenen Ebene, die erst in weiterem Umfange

von einer Bergkette umschloßen wird. Nahe dem Tempel steht ein Baum, der nach allen Seiten seine Aeste ausdehnt; er ist im Sommer und Winter gleich grün und Niemand kennt sein Geschlecht und seine Verwandtschaft mit anderen Bäumen. Neben ihm sprudelt eine Quelle, an welcher die Opfer geschehen, und in ihr selber pflegt ein Menschenopfer gebracht zu werden. Wenn von dem lebend hineingeworfenen und also ertränkten Menschen sich keine Spur wieder zeigt, so hält man dafür, daß die Götter den Wunsch des Volkes erhören. In dem Tempel selber verehrt das Volk die Bildsäulen dreier Götter: des Thor, des Wodan und des Fricco. Thor als der mächtigste sitzt in der Mitte und die Regierung der Welt ist unter diese drei also vertheilt: Thor herrscht in der Luft, er macht den Donner und den Blitz, den Wind und den Regen, er klärt den Himmel und trübt ihn wieder, er gewährt den Menschen die Früchte des Bodens. Wodan ist der zweite, er ist der Zorn und die Wuth, er führt die Kriege, er gibt dem Menschen Kraft gegen seine Feinde. Der dritte ist Fricco*), der den Menschen Friede und Wonne verleiht, und sein Bildnis ist dem des Priapos bei den alten Griechen ähnlich. Wodan wird bewaffnet dargestellt, wie die Römer den Mars sich zu denken pflegten, Thor mit dem Scepter scheint dem Jupiter vergleichbar. Dieß Scepter aber, das Abzeichen Thors, ist ein wunderbarer Hammer mit kurzem Stiel. Die Schweden verehren auch Halbgötter, die aus Menschen zu Göttern erhoben sind, und denen nach ihrer Meinung um ihrer bewiesenen Tapferkeit willen die Unsterblichkeit geschenkt ist.

Ein jeglicher Gott hat seine besonderen Priester, welche im Namen des Volkes ihm die Opfer darbringen. Wenn Pest

---

*) richtiger wäre Freyr, der deutsche Name ist Fro.

und Hungersnoth bevorsteht, so wird dem Thor geopfert; wenn Krieg, so geschieht es zu Ehren des Wodan und zu Hochzeiten wird Friccos Segen erfordert. Alle neun Jahre findet zu Upsala eine allgemeine feierliche Versammlung alles Volkes aus dem Schwedenlande Statt und Keinem ist es erlaubt sich davon auszuschließen. Könige und Völker bringen ihre Gaben hin nach Upsala, ja was schlimmer ist, als alles Andere, diejenigen, welche sich schon zum Christenthume bekannt haben, müßen sich durch Ceremonien von jenen frei kaufen. Das Opfer ist also beschaffen. Von jeder Thierart, die zum Opfer bestimmt ist, werden neun männliche Thiere herzugebracht und mit ihrem Blute wird der Gott versöhnt. Die Leiber werden alsdann in dem Haine aufgehängt, welcher dem Tempel benachbart liegt; denn dieser Hain ist allen Heiden heilig und die einzelnen Bäume desselben gelten durch den Tod oder die Fäulnis der daran gehängten Thiere für göttlich. Dort hängen sie sowohl Hunde und Pferde auf als Menschen, von denen ein Missionär zwei und siebzig zu gleicher Zeit dort hangend gesehen haben will. Bei dem Opfer werden Todtenlieder gesungen von verschiedener Art.

Also waren die Schweden damaliger Zeit noch tief im Heidenthume, während schon ein großer Theil der Dänen und Normannen (Norweger) sich zum Christenthum bekannte. Adalbert von Bremen gedachte nach der Vereitelung seiner liebsten Hoffnungen selber zu diesen Völkern zu ziehen, er wollte erst nach Dänemark, von da nach Schweden, dann nach Norwegen ziehen, hernach hinübersetzen zu den orkadischen Inseln und zuletzt auch nach Island gehen. Aber der Dänenkönig Suen, der mit Adalbert befreundet war, rieth ihm, lieber andere Männer dahin zu schicken, welche der Sprache jener Völker kundig seien. Also that Adalbert und alle diese Völker nahmen zu seiner Zeit und bald nachher das Christenthum an.

### 6. Heinrichs III. letzte Regierungshandlung und Tod.

Als der Kaiser zum letzten Male aus Italien heimkehrte (1056), gieng er erst nach Sachsen, um dort einige Zeit in seinem geliebten Goslar zu verweilen, dann begab er sich nach Ipsch im Erzbisthum Trier auf der Grenze des deutschen und französischen Reiches, um dort mit dem französischen Könige eine Zusammenkunft zu halten. Dieser machte ihm viele Vorwürfe, daß Heinrich sich lügnerisch gegen ihn benommen und durch List und Ränke die Zurückgabe eines großen Theils des Frankenlandes, den seine Vorfahren davon abgerißen, noch immer hinausgehalten hätte. Der Kaiser erwiederte darauf, daß er bereit sei, diese Vorwürfe im Zweikampfe mit dem französischen Könige zu widerlegen; aber in der folgenden Nacht entwich der französische König heimlich davon und da begab sich auch Kaiser Heinrich ruhig wieder heim nach Goslar.

Dorthin kam zu ihm der Papst Victor und viele andere Große verherrlichten das Fest durch ihre Gegenwart. Von Goslar zog der Kaiser mit allen seinen Gästen auf die Jagd nach Botfeld. Dieß lag fast drei Meilen von Quedlinburg und eben so weit von Halberstadt im Harz, eine Stunde Weges gegen Osten von der Stadt Elbingerode, in der noch im vorigen Jahrhundert ein Thor das Botfelder Thor genannt ward. Als der Kaiser sich hier dem Vergnügen der Jagd ergab, vernahm er, daß Markgraf Wilhelm und Graf Dietrich, welche er gegen die Liutizen geschickt, mit ihrem Heere umgekommen seien. Das schmerzte ihn tief und mehrte ein Unwohlsein, das ihn befallen, so daß er sich niederlegte. Sieben Tage war er krank, da starb er, umgeben von dem Papst, dem Patriarchen von Aquileja und vielen weltlichen und geistlichen Großen, so daß man sich nicht erinnerte, daß ohne öffentliches Aufgebot der Fürsten jemals eine solche Zahl zusammen gekommen sei. Seine

Leiche ward nach Speier gebracht und an seinem Geburtstage neben derjenigen seines Vaters Konrad der ewigen Ruhe übergeben. Heinrich III. war erst 39 Jahre alt, als er starb, und hinterließ einen kleinen Sohn, Heinrich IV., der noch nicht völlig sechs Jahr alt, aber schon drei Jahre vor dem Tode seines Vaters zum Könige und Nachfolger am Reiche erwählt und gesalbt war. Aber die Leitung und Regierung des Ganzen sollte für den jungen König seine Mutter Agnes haben. Es war die Frage, ob eine Frau die Kraft besitzen würde, die im Herzen längst widerwilligen Großen des Reiches zu beugen unter die königliche Macht.

## Heinrich IV.

### 1056—1106.

---

### 1. Die erste Erhebung der sächsischen Großen gegen den König. 1057.

Bald nach Heinrichs III. Tode kamen die Großen des Sachsenlandes häufig zusammen und beriethen, wie sie das vom Kaiser Heinrich III. erlittene Unrecht in Zukunft vermeiden könnten. Der Hauptanstoß bei Kaiser Heinrich war gewesen, daß er den Fürsten des Reiches nicht die Erblichkeit der großen Lehen hatte zugestehen, sondern als Reichsoberhaupt unbedingt über dieselben hatte verfügen wollen. Gleiches Streben konnten sie bei seinem Sohne Heinrich IV. voraussetzen, wenn er erst zum Manne gereift war, und darum dachten sie dem zuvorzukommen. Das sicherste Mittel dazu war dem jungen Heinrich das Reich selber zu entziehen.

Sie setzten ihre Hoffnung auf einen aus ihrer Mitte, Namens Otto. Dieser war ein Bruder des Markgrafen Wilhelm, nach den Gesetzen nicht vollberechtigt; denn seine Mutter war eine Slavin; aber er war kühn und thatkräftig. Schon von Jugend auf war er fern von seiner Heimat im Lande Böhmen gewesen; aber als fast gleichzeitig mit dem Kaiser Heinrich III. auch Ottos Bruder Wilhelm starb, riefen die Großen des Sachsenlandes ihn zurück und ermunterten ihn, daß er nicht

bloß die Markgrafschaft seines Bruders, welche ihm nach Erbrecht zukäme, in Anspruch nehmen, sondern selbst die königliche Würde über das ganze Reich an sich reißen solle. Als sie seine Willfährigkeit erkannten, gelobten sie ihm Treue und jegliche Unterstützung, ja einige verbanden sich den königlichen Knaben zu tödten, wo das Geschick ihnen denselben in die Hände liefern möchte. Alle, denen das Wohl des Reiches am Herzen lag, wurden über solches Gerücht sehr bekümmert und beschloßen mit der Kaiserin Agnes, daß der junge König nach Sachsen gehen und dort selber die Gemüther beruhigen solle.

Deshalb zog Heinrich hin nach Merseburg und berief dahin die sächsischen Großen, um mit ihnen Rücksprache zu nehmen. Auf dem Zuge dahin begab es sich von ungefähr, daß Bruno und Ekbert, die Oheime des Königs, einem Haufen Ottos begegneten, der wie in Schlachtordnung wohl gerüstet dem kaiserlichen Hoflager zuritt. Die beiden Männer waren dem Markgrafen Otto nicht bloß wegen der Reichsangelegenheiten, sondern auch in eigenen Sachen bitterlich verfeindet. Darum ertönte bei der Erkennung der Feldzeichen ohne Verzug von beiden Seiten das Horn zum Kampfe, von beiden Seiten gaben die Krieger den Pferden die Sporen und jagten mit gleichem Haß und Zorn im schnellen Laufe auf einander los. Bruno und Otto trafen auf einander und so groß war auf beiden Seiten der Grimm, daß sie gar nicht einmal daran dachten, der Eine sich mit dem Schilde vor den Schlägen des Andern zu schützen, sondern beide gleich beim ersten Anlauf der Eine vom Schwert des Andern getroffen zu Boden sanken. Auch Ekbert ward schwer verwundet; aber die Andern kämpften mit gleicher Erbitterung weiter. Da raffte sich Ekbert wieder zusammen, der Zorn über den Verlust seines Bruders gab ihm neue Kraft, er warf sich ungestüm wieder auf die Feinde und stach den jugendlichen Grafen Bernhard, der kaum reif genug war die Waffen

zu tragen, mitten aus dem Haufen heraus vom Pferde. Als so die Sachsen beide Führer verloren hatten, suchten sie ihr Heil in der Flucht.

Die Regierung des jungen Königs war durch diesen Kampf gerettet, weil in ihm der Anführer des Aufstandes gefallen war. Die Kaiserin Agnes gab damals das Herzogthum Baiern, welches der verstorbene Kaiser früher ihr geschenkt hatte, an den sächsischen Großen Otto von Northeim, um diesen kräftigen Mann dadurch sich und ihrem Sohne Heinrich verbindlich zu machen. Sie ahnte nicht, daß sie in diesem Manne einen der späteren heftigsten Widersacher ihres Sohnes erhöhet hatte.

### 2. Die Entführung des jungen Königs. 1062.

Nicht bloß die sächsischen, sondern alle Große des deutschen Reiches fühlten sich durch den Tod des Kaisers Heinrich III. von einem schweren Drucke befreit und ein Jeder von ihnen benutzte die Minderjährigkeit des jungen Königs, um für sich nach höherer Macht zu streben. Die Folge davon waren häufige Fehden, welche die Kaiserin Agnes nicht immer beilegen konnte. In solchen Verlegenheiten setzte sie das meiste Zutrauen auf den Bischof von Augsburg und bediente sich in allen Angelegenheiten seines Rathes. Darüber ergrimmten die Fürsten des Reiches, daß ihr Ansehen gegen dasjenige dieses Bischofs so gar für Nichts geachtet wurde, und sie beschuldigten die Kaiserin und den Bischof unerhörter Dinge. Häufig traten die geistlichen und die weltlichen Großen zusammen und ersannen allerlei Anschläge, daß sie den jungen König seiner Mutter entrißen und die Verwaltung des Reiches in ihre eigenen Hände bekämen. Der Erzbischof Hanno von Köln glaubte zuletzt den rechten Weg gefunden zu haben, und gewann den Grafen Ekbert und den Herzog Otto von Baiern für seinen Plan. Diese drei Männer setzten sich in ein Schiff und fuhren von Köln aus

rheinabwärts bis zur Insel des heiligen Suitbert, die jetzt Kaiserswerth genannt wird, unterhalb Düsseldorf. Auf dieser Insel hielt sich damals der junge zwölfjährige König mit seiner Mutter auf.

Als der Erzbischof einige Tage auf Kaiserswerth verweilt hatte und der junge König einst nach Tische munter und guter Dinge war, lud ihn Hanno ein, mit ihm hinaus zu gehen und sein Schiff zu besehen, welches er mit wunderbarer Kunst für diese Fahrt ausgerüstet hätte. Der unbefangene Knabe folgte gern der freundlichen Einladung. Als er nun das Schiff betreten, und alle diejenigen, welche der Erzbischof als Helfer seiner That mitgenommen hatte, sofort den König umdrängten, sprangen plötzlich die Ruderknechte an ihre Ruder und trieben das Schiff mit wenigen Schlägen mitten in den Fluß. Heinrich ward bestürzt und da er meinte, daß dieß nichts Anderes als einen Mordanschlag auf sein Leben zu bedeuten habe, warf er sich ohne Zögern in den reißenden Strom. Alsbald sank er nieder und er wäre ertrunken; aber eben so schnell sprang auch sein Oheim Graf Ekbert ihm nach und entriß mit Mühe und großer Lebensgefahr für Beide den Knaben dem Tode. Dann redeten sie dem Knaben mit allerhand Schmeicheleien zu und brachten ihn dahin, daß er sich ruhig mit hinführen ließ nach Köln. Am Ufer aber stand eine Menge Volkes und schrie über diese That: es wäre gottlos und ein arger Frevel gegen die königliche Würde, daß man den Träger derselben also gegen seinen Willen hinwegführe. Um aber den Schein von sich abzuwehren, als habe er dieß nicht um des gemeinen Besten willen, sondern zu seiner eigenen Ehre gethan, setzte der Erzbischof Hanno von Köln mit Einwilligung des jungen Königs fest, daß jeder Bischof, in dessen Sprengel der junge König damals verweilte, befugt sein solle, sich der Reichsregierung anzunehmen und verantwortlich gemacht werden solle für alle Dinge, die an den König gebracht würden.

Die Kaiserin Agnes wollte weder ihrem Sohne folgen, noch die ihr widerfahrene Beleidigung durch Selbsthülfe rächen; sie ergab sich in das Geschick und kehrte in ihr Besitzthum heim, um den übrigen Theil ihres Lebens in friedlicher Stille zu verbringen. Nicht lange nachher ward sie, die die Leiden des Lebens reichlich gekostet hatte, des weltlichen Treibens völlig überdrüßig und wollte ins Kloster gehen. Nur der Rath ihrer Freunde hinderte sie an diesem Schritt, sie muste noch mehr Unglück erfahren. Fortan lenkten Hanno und Otto die Geschäfte des Reiches, jener die geistlichen und dieser die weltlichen. Otto widersetzte sich nicht der Erblichkeit der großen Lehen unter den Fürsten des Reiches und es schien, als solle sich der Brauch als ein Recht begründen. Also war diese Vormundschaft den Großen des Reiches lieb und angenehm.

### 3. Die Eifersucht des Abts von Fulda und des Bischofs von Hildesheim. 1063.

Gegen das Ende des Jahres 1063 zogen der Erzbischof Hanno und Herzog Otto von Baiern mit ihrem Mündel Heinrich nach Goslar, um dort das Weihnachtsfest zu feiern. Als des Abends in der Kirche die Sitze der Bischöfe gestellt wurden, entstand ein Streit zwischen den Kämmerern Hecelos, des Bischofs von Hildesheim, und denen des Widerad, des Abtes von Fulda. Vom Wortwechsel kamen sie zum Gebrauch der Fäuste und schon sollte zum Schwert gegriffen werden, als der Herzog Otto von Baiern hereintrat und durch sein Ansehen für die Sache des Abtes entschied. Ein Streit zwischen Weltgeistlichen und Klostergeistlichen war nichts Ungewöhnliches und hier im Besonderen handelte es sich um den Rang. Seit langen Jahren war es am kaiserlichen Hofe hergebracht, daß der Abt von Fulda seinen Sitz immer zunächst dem des Erzbischofs von Mainz erhielt; der Bischof von Hildesheim aber behauptete,

daß in seinem eigenen Sprengel keinem Geistlichen vor ihm der Vorrang gebühre, als nur seinem Erzbischofe, und er meinte, durch seinen Reichthum seine Sache wohl durchsetzen zu können, zumal da ja doch der König ein Kind war und so Viele unter ihm thaten was sie wollten.

Die Sache dauerte hin bis Pfingsten; aber der Bischof hatte das, was er seinen Schimpf nannte, nicht vergeßen. Als am Abend zur Anhörung der Vesper die Seßel gestellt werden sollten, erhob sich wiederum der Streit, aber dieß Mal nicht von Ungefähr, sondern nach reiflicher Ueberlegung; denn der Hildesheimer Bischof hatte den Grafen Ekbert für seine Sache gewonnen und ihn mit einer Anzahl Krieger hinter den Altar versteckt. Sobald diese vernahmen, daß die Kämmerer wiederum in Streit gerathen waren, sprangen sie schnell hinter dem Altar hervor und griffen die Fuldaer mit den Fäusten und mit Knüppeln an, schlugen sie nieder und vertrieben die Bestürzten und Ueberraschten mit leichter Mühe aus dem Heiligthume. Aber nun rief man von allen Seiten zu den Waffen, und die Fuldaer, die nicht fern von da ihr Quartier hatten, kamen alsbald im Haufen wohlgerüstet wieder und drangen in die Kirche. Mitten im Chor, wo schon mehre Priester die Psalmen angestimmt hatten, trafen die kampfeslustigen Haufen auf einander; aber da nicht mehr mit Knüppeln, sondern mit scharfen Waffen. Das Gefecht war hitzig, durch die ganze Kirche erscholl statt frommer Gesänge und geistlicher Lieder das rauhe und heisere Geschrei blutdürstiger Kämpfer, die unter einander sich ermuthigten, bald auch das Jammern und Aechzen der Verwundeten und Sterbenden. Am Altare des Herrn selber fielen die Opfer und von den Stufen desselben floß das Blut, das langsam durch die Kirche rann; aber nicht wie einst im Tempel des Moses und der Israeliten das Blut der Thiere, die Gott zum Opfer des Dankes und der Versöhnung gebracht wurden, sondern das

Blut der Menschen, die sich mordeten aus Ehrsucht und verzehrendem Haß. Der Bischof von Hildesheim stand an einem höheren Orte und gleich als setzte er eine Kriegstrompete an den Mund, so ermahnte er von dort die Seinen wacker zu kämpfen und betheuerte ihnen bei seiner geistlichen Würde und seinem bischöflichen Ansehen, daß in diesem Falle selbst die Heiligkeit des Ortes sie nicht abhalten dürfe vom Kampfe. So fielen denn von beiden Seiten viele Menschen, viele auch wurden verwundet und man sah kein Ende des Blutvergießens. Der junge König rief unabläßig und beschwor das Volk bei seiner königlichen Würde Einhalt zu thun; aber sie achteten seiner Worte soviel, als wären sie Alle taub. Endlich gab Heinrich den Bitten seiner Freunde nach, daß er diesen Ort verlaßen möge, und kaum gelang es ihm durch die dichte Menschenmenge sich hindurch nach seiner Pfalz zu drängen. Den ganzen langen Sommerabend hindurch dauerte dieses Blutvergießen und erst nach eingebrochener Dunkelheit begaben sich die Kämpfer von beiden Seiten heim zur Ruhe.

Am folgenden Tage sollte strenge Untersuchung gehalten werden. Aber zuerst entgieng ihr der Graf Ekbert leicht, nicht durch Anrufung des Gesetzes, sondern weil er ein Oheim des jungen Königs war und Heinrich auf ihn große Stücke hielt. Allmälig wendete sich die Sache so, daß das ganze Gewicht von Beschuldigungen auf den Abt von Fulda fiel; denn ihn klagten Alle an, daß er mit Vorbedacht gekommen sei die Ruhe und den Frieden am königlichen Hofe zu stören. Zum Beweise dessen ward angegeben, daß da, wo doch nicht die mindeste Gefahr für ihn vorhanden, der Abt unter zahlreicher Bedeckung von Kriegsknechten erschienen wäre. Besonders drang auf die Bestrafung des Abtes der Bischof von Hildesheim, der selber am Abende vorher an geweihter Stätte zu Blutvergießen aufgefordert hatte, und betrieb nun eifriger als der König die

Sühnung der verletzten Würde des Heiligthumes. Es war ihm nicht genug, sagt der Mönch Lambert, daß er am Abende vorher mit dem eisernen Schwerte gegen die Leiber seiner Feinde gewüthet hatte, er wollte nun auch ihre Seelen verfolgen mit dem Schwerte des Geistes und schloß sowohl die Gefallenen als die noch Lebenden durch den Bannfluch von dem Schoße der Kirche aus.

Es kam außer der Abscheulichkeit der Sache, die nun ganz auf den Abt gewälzt wurde, noch das hinzu, daß die Weltgeistlichen, deren Ansehen in damaliger Zeit durchgehends dem der Klostergeistlichen nachstand, nun einmal Gelegenheit hatten diese zu demüthigen. Der Abt war bald von allen Seiten umstrickt und es wäre ihm schlimm ergangen, wenn nicht für ihn, welchen weder seine Unschuld noch das Gesetz beschützen konnten, noch eine andere Hülfsquelle sich gefunden hätte, in seinem Gelde. Denn er verpfändete und verkaufte viele Güter seiner Abtei, um sich und seine Getreuen vom Untergange zu retten; aber wie viel von diesem Gelde der junge König, wie viel seine Räthe und wie viel der Bischof von Hildesheim erhielten, das ward verschwiegen gehalten; nur so viel ist gewis, daß die Abtei Fulda, die sonst eine der reichsten des ganzen Landes gewesen war, in jenen Tagen von ihrer Höhe niedersank.

### 4. Die Reichsverwaltung Heinrichs mit dem Erzbischofe Adalbert von Bremen.

Die Erziehung des jungen Königs und die Leitung aller geistlichen und weltlichen Angelegenheiten war damals bei den Bischöfen, unter denen vor allen anderen der Mainzer und der Kölner Erzbischof an Ansehen hervorragten. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß die Gemüther der anderen Großen des Reiches eifersüchtig wurden auf diese beiden geistlichen Großen, insbesondere auf Hanno von Köln, den fast alle Zeitgenoßen

der Habsucht beschuldigen; darum nahmen diese beiden als den dritten in ihrem Rathe auch den Erzbischof Adalbert von Bremen auf, theils wegen seiner Erfahrung, da schon der Kaiser Heinrich III. sich viel auf seinen Rath verlaßen hatte, theils auch, weil der erzbischöfliche Sitz von Hamburg-Bremen in so hohem Ansehen stand. Allein sie hatten das zu ihrem Schaden gethan. Denn Hannos Gemüth war finster und seine Strenge hatte den jungen König in allen Dingen zu sehr beschränkt; aber Adalbert redete freundlich mit ihm und war nachgiebig in vielen Stücken. Durch alles dieß gewann er sich die Neigung des Jünglings bald in so hohem Maße, daß Heinrich alle andere Bischöfe und Geistliche gering schätzte gegen Adalbert, daß er nur auf seinen Rath hörte und Adalbert ganz nach seiner Willkür im Reiche walten konnte. Er sorgte frühzeitig dafür, daß Heinrich in feierlicher Reichsversammlung wehrhaft gemacht wurde und dann als fünfzehnjähriger Jüngling die Regierung des Reiches übernahm, wenigstens dem Namen nach; denn in der That richtete er sich nur nach Adalberts Eingebung.

Vor allen Dingen senkte nun Adalbert in das Herz des jungen Königs Mistrauen gegen die sächsischen Großen, die unter allen Mächtigen des deutschen Reiches am meisten auf ihre Würde hielten. Wir haben schon früher erfahren, wie Adalbert mit den sächsischen Herzögen Bernhard und seinen Söhnen Ordulf und Hermann in fast immerwährendem Kriegszustande war; dieser Haß nahm zu, als durch den Tod des Kaisers Heinrich III. und des Papstes Leo der Gedanke eines nordischen Patriarchats gescheitert war, und Heinrich IV. machte sich unvermerkt die Gesinnung seines väterlichen Freundes zu eigen. Auch war es nicht schwer, ihn gegen die sächsischen Großen besonders aufzuregen; denn seine Vorfahren am Reich, die Kaiser aus dem sächsischen Hause, hatten einen großen Theil Sachsens als ihr Eigenthum beseßen. Diese Stücke Sachsens

sah Heinrich IV., wie sein Vater und Großvater, als Reichsgut an, dessen Vergebung und Belehnung dem jedesmaligen Könige zukomme; die sächsischen Großen aber nahmen diese Lehen durch Erbrecht, der Sohn von dem Vater, eben so in Anspruch, als wäre es erbeigenthümlicher Besitz. Gleiches Recht über die großen Lehen versuchten auch in anderen Gegenden des deutschen Reiches die Großen der anderen Volksstämme; aber nirgends verstieß dieß Bestreben so sehr gegen den früheren Rechtszustand als im Sachsenland und darum muste auch hier zuerst der Kampf des Reichsoberhauptes mit den Großen zum Ausbruch kommen. So lange Hanno von Köln und Herzog Otto von Baiern das Reich für den jungen König verwalteten, mochte wohl oft eine solche Vererbung des Reichsgutes gestattet sein; aber Heinrich IV. selber und sein damaliger Rathgeber Adalbert von Bremen waren nicht Willens, sie noch ferner zu dulden. Also wuchs das Mistrauen auf beiden Seiten und noch mehr steigerte sich Heinrichs Zorn, als er erfuhr, daß die sächsischen Großen über ihn und seine Jugend lachten und spotteten. Auch diese ihrerseits vernahmen Manches was ihnen unlieb war, insbesondere was Adalbert an der königlichen Tafel über sie redete. Den Einen nannte er einen Dummkopf, den Anderen habsüchtig, Alle untreu und undankbar. Die Fürsten, sagte er, wüsten gar nicht, was eigentlich der Adel bedeute; denn sie raubten und plünderten und meinten, das zieme sich für sie, während doch die Freigebigkeit die Tugend eines Edelgeborenen sei. Auch pflegte er zu sagen, er habe nur deshalb die Fürsorge für die öffentlichen Angelegenheiten übernommen, weil er den König, seinen Herrn, nicht als einen Gefangenen in den Händen von lauter Verräthern sehen könne.

Neben Adalbert gewann die Gunst des jungen Königs der Graf Werner, ein eifriger und stürmischer Mann. Wie diese beiden Männer auf das Reich und den jungen König ihren

Einfluß übten, das erzählt uns der Mönch Lambert aus dem Hersfelder Kloster, zu Gunsten der sächsischen Großen fast mit folgenden Worten. Adalbert und Werner regierten das Reich, von ihnen muste man Abteien und alle kirchliche und weltliche Würden kaufen; denn der König gab mit jugendlichem Leichtsinn seine Einwilligung in alle Vorschläge seiner beiden Freunde. Auch vergaßen sie sich selber nicht. Einmal ließ Erzbischof Adalbert verkünden, es sei ein Bischof in Istrien gestorben, und vergab das Bisthum desselben an den Abt von Corvey, damit er selbst die Abtei Corvey in Besitz nehmen könnte. Als nun der Abt von Corvey sich auf den Weg machen wollte nach seinem Bisthum, kamen zufällig einige Pilger aus Italien zurück und erzählten, daß jener Bischof frisch und gesund sei. Ueber dieses Verfahren Adalberts wurden Viele sehr erzürnt; aber der Herzog Otto von Baiern konnte es nur mit Mühe erlangen, daß der Abt von Corvey im Besitze seiner Abtei ungestört verblieb. Nachher versuchte der Erzbischof Adalbert sich sogar mit Gewalt in den Besitz der Abtei Lorsch zu setzen; aber die Vasallen des Klosters erbauten auf einer nahe gelegenen Höhe eine Burg und trotzten von hier aus der Macht Adalberts, bis er seine Absicht aufgab.

Beßer aber gelang es an einem anderen Orte dem Grafen Werner. Er bat sich vom Könige Heinrich das Dorf Kirchberg aus, welches zur Abtei Hersfeld gehörte, und der König bewilligte es ihm ohne Wißen des Abtes. Die Mönche des Klosters aber kämpften für die Wiedererstattung desselben, unter ihnen auch Lambert, dem wir dieses nacherzählen; „aber", setzt er hinzu, „wir kämpften nicht mit fleischlichen Waffen, sondern mit Fasten und Gebet." Darum sagte Graf Werner, er habe ein verdienstliches Werk gethan; denn nur er habe es bewirkt, daß die Mönche, welche früher schlaff und üppig in ihrer Lebensweise, dagegen nachläßig im Dienste Gottes gewesen wären,

nun eifrig beteten und fasteten und sogar barfuß einhergiengen.

Die deutschen Könige zogen damals wie auch noch in viel späteren Zeiten im Reiche umher und hatten an verschiedenen Orten königliche Pfalzen; aber nicht eine Hauptstadt, wie die Könige späterer Zeiten. Heinrich IV. hielt sich gern in Goslar am Harze auf und verweilte dort auch im Winter 1066. Er war erst 16 Jahre alt; aber seine Einkünfte reichten doch nicht mehr aus, um die Kosten seiner Hofhaltung zu bezahlen. Regelmäßige Steuern kannte man damals noch nicht, das Einkommen des Königs kam hauptsächlich von den Kammergütern und bestand außerdem in Lieferungen nicht von Geldern, sondern Lebensmitteln. Wenn dieß nicht ausreichte für den Hof, so muste das Fehlende gekauft werden, doch das galt für Verschwendung. Als dieß nun dort in Goslar geschah, wurde die Schuld davon dem Erzbischof Adalbert zugeschrieben, auf den allein die sächsischen Großen damals noch alle Vorwürfe häuften. Sie sagten von ihm, er wolle es dahin bringen, daß der König ganz unumschränkt im Reiche schalten könne, wie es ihm gefiele: darum wolle er den König auch nicht in die anderen Länder des Reiches ziehen laßen, damit er nicht etwa in Verkehr komme mit den anderen Fürsten, zu ihnen Vertrauen faße und Freundschaft mit ihnen anknüpfe. Zu diesem Allem kam noch, daß man sich unglaubliche Dinge von der Unsittlichkeit des jungen Königs erzählte.

Auf solche Nachrichten hin traten zuerst die beiden Erzbischöfe von Köln und Mainz zusammen und besprachen, wie man den jungen König den Händen Adalberts entziehen könne. Auch beredeten sie sich mit anderen Großen des Reiches und ihnen Allen erschien zuletzt das Beste, daß eine Reichsversammlung nach Tribur berufen und von dort aus auf allgemeinen Beschluß aller Großen dem Könige kund gethan würde: der Erzbischof

von Bremen sei ein Feind ihrer Aller und des ganzen Reiches und der König müße entweder seine Würde niederlegen oder der Gemeinschaft mit dem Erzbischofe von Bremen entsagen. Als diese Absicht der Großen ruchbar wurde im deutschen Reiche, brach der König sogleich von Goslar auf und eilte mit Adalbert und dem Grafen Werner dem Rheine zu, um am bestimmten Tage bei der nicht von ihm, sondern von den Fürsten berufenen Zusammenkunft zugegen zu sein. Als sie unterwegs in der königlichen Pfalz zu Ingelheim verweilten, giengen die Leute des Grafen Werner auf Beute aus; aber die Bewohner der Umgegend wollten sich Solches nicht gefallen laßen und es entbrannte ein hitziges Gefecht. Werner vernahm den Lärm der Streitenden und eilte alsbald hinzu den Seinigen beizustehen; aber ein Sklave von der Besitzung des Hersfelder Klosters oder, wie Andere erzählten, eine fahrende Tänzerin traf ihn mit einer Keule an den Kopf, daß Werner zu Boden stürzte. Seine Leute erhoben ihn und trugen ihn halbtodt in die Pfalz zum Könige. Schon sah man auf seinem Argesichte die Spuren des herannahenden Todeskampfes, darum ermahnten ihn die Bischöfe, er solle seine Sünde bekennen und Buße thun, so lange ihm noch einige Frist verstattet sei, insbesondere solle er dem Kloster Hersfeld das Dorf Kirchberg zurückgeben. Allein Werner erwiederte kurz, er wolle nicht, bis die Bischöfe nach ihrer Uebereinkunft unter einander ihm sagten: „wenn du nicht deine Sünden bekennest und, so viel an dir ist, sie hier wieder gut machst, so soll dir keiner von uns jetzt bei deinem Sterben das heilige Abendmahl reichen.“ Da ergab sich Werner darein, erhielt das Abendmahl und alsbald verschied er.

Als der König am festgesetzten Tage in Tribur anlangte, war das Antlitz aller Fürsten finster gegen ihn und es ward ihm ihr gemeinschaftlicher Beschluß kund gethan: er solle entweder der Krone entsagen, oder den Erzbischof Adalbert von Bremen

aus seinem Rathe entlaßen. Der König suchte sich aus dieser schwierigen Lage herauszuwinden und bat, man möge ihm eine andere Wahl verstatten; allein Erzbischof Adalbert rieth ihm, sich einstweilen zu beruhigen, in der folgenden Nacht aber heimlich zu entfliehen und die Reichskleinodien mit sich zu nehmen. Dann könne er sich nach Goslar oder an irgend einen anderen Ort begeben und dort vor jedem Zwange sicher abwarten, bis sich diese Aufwallung der Fürsten gegen ihn gelegt habe. Der Abend dunkelte heran, da begann der König schon seine Schätze und die Reichskleinodien durch seine Leibwächter und Getreuen hinaustragen zu laßen; aber auf einmal, man weiß nicht wie, gelangte das Gerücht von diesem Plane zu den Fürsten und Großen. Diese ergriffen schnell die Waffen, umstellten die königliche Pfalz und wachten sorgfältig die ganze Nacht hindurch. Als der Morgen anbrach, waren die Gemüther der deutschen Großen so sehr gegen den Erzbischof erregt, daß es zum Handgemenge gekommen wäre, wenn nicht die Scheu vor der königlichen Würde den Zorn der Großen mit Mühe im Zaume gehalten hätte. Aber sie erreichten ihren Willen und Erzbischof Adalbert muste vom königlichen Hofe weichen. Es begleitete ihn eine stattliche Schaar derer, die sein Streben billigten und von seinem Wirken Vortheil gehabt hatten, und außerdem gab ihm der König zu seiner Sicherheit noch eine Bedeckung von seinen eigenen Leibwächtern mit. Von da an war Heinrich genöthigt, sich wieder des Raths des Erzbischofs Hanno von Köln zu bedienen.

Also erzählt uns der Zeitgenoße, der Mönch Lambert aus dem Kloster Hersfeld, der mit bitterem Haße gegen Adalbert erfüllt ist. Die Tage des Erzbischofs neigten sich ihrem Ende und über den Schluß seines Lebens erzählt uns der Priester Adam von der Domkirche Bremens in folgender Weise.

## 5. Das Ende des Erzbischofs Adalbert von Bremen.

Als Adalbert durch die Eifersucht des Kölner Erzbischofes vom königlichen Hofe vertrieben war, begab er sich nach Bremen und lebte dort still und einsam; aber sein Haß gegen die sächsischen Großen nahm immer mehr zu und er sagte, alle seine Vorgänger im Amte seien durch den Neid und den Haß der sächsischen Großen wie im Feuer geröstet und gebraten. „Darum", setzte er hinzu, „zweifle ich nicht, daß auch ich einmal durch die Hände dieser Feinde als Märtyrer meinen Tod finde." Sein Gemüth ward immer mehr verbittert und verfinstert; denn ein Misgeschick folgte dem andern. Der Haß der sächsischen Großen, insbesondere des Herzogs Ordulf, der seinem Vater Bernhard im Herzogthum gefolgt war, ließ ihm nirgends Rast und Ruhe, sie plünderten und beraubten ihn, wie und wo es nur geschehen konnte. Als er einmal Abrechnung hielt über die bischöflichen Güter, da fand es sich, daß sie durch seine freigebige Verschwendung fast ganz und gar zerrüttet waren. Denn Adalbert schenkte unabläßig, nicht bloß an Hülfsbedürftige und Arme, sondern zu jeder Zeit und Stunde umgab ihn ein Haufe von Schmeichlern, die ihn anwedelten und dafür reiche Gaben erhielten. Zu dieser traurigen Wahrnehmung, daß er, der sein Bisthum und seine Würde so hoch hatte erheben wollen, es doch selber am allermeisten zerrüttet hatte, kamen andere schmerzliche Erfahrungen. Sein Bruder, der Markgraf Dedi, ward von einem Priester an der Kirche seines Bruders Adalbert erschlagen und bat sterbend um Verzeihung für seine Mörder. Nicht lange nachher begieng ein anderer Priester eine Uebelthat und als Adalbert ihn dafür gefangen nehmen laßen wollte, griffen die Amtsbrüder und Genoßen desselben zu den Waffen, drangen also in die Gemächer des Erzbischofs und forderten alsbaldige Freilaßung. Da muste Adalbert nachgeben; aber er

grollte Allen dafür in seinem Herzen. Auch in anderen Dingen erkannte er seine Ohnmacht. Unter allen Lastern war ihm keines mehr zuwider, als die Trunksucht und gerade diesem waren die Menschen in seinem Sprengel am allermeisten ergeben. Die ganze lange Zeit seiner Verwaltung hatte er dagegen gestrebt; aber es war, als predigte er tauben Ohren. Aber das schmerzlichste Ereignis seiner letzten Jahre war, daß Nordalbingien wieder gänzlich in die Hände der Slaven fiel, welche selbst Hamburg verbrannten und in einen Schutthaufen verwandelten. Dieß kam daher, daß Herzog Ordulf von Sachsen mit derselben Habsucht gegen die Slaven verfuhr, wie sein Vater Bernhard, und sie dadurch aufs neue zur Empörung reizte; aber es gelang ihm auch nicht ein einziges Mal im Kampfe gegen sie zu siegen, vielmehr drangen die Slaven viel weiter westwärts und darüber grämte sich Adalbert tief.

In den drei letzten Jahren seines Lebens, von 1069 bis 1072, kam Adalbert wieder zum Könige und Heinrich bediente sich seines Rathes nach wie vor; aber seine Kraft war gebrochen und die Vereitelung fast aller seiner Entwürfe machte die letzten seiner sturmreichen Tage zu den freudlosesten von allen. Zwar verkündeten ihm noch immer seine Schmeichler langes Leben und den endlichen Sieg über alle seine Feinde; aber es gab auch andere Männer in Bremen, welche, wie uns Adam erzählt, aus allerlei Zeichen und Andeutungen auf den Tod des Erzbischofes schloßen. So streiften die Wölfe schaarenweise um Bremen, kamen bis nahe an die Stadt und heulten mit Eulen und Uhu in furchterregendem Chore, daß es schauerlich in die Ohren der Menschen drang. Das galt Vielen als untrügliches Zeichen eines unglückbringenden Ereignisses. Vierzehn Tage vor seinem Tode ließ sich der Erzbischof in seiner Sänfte, wie er so oft den jungen König in die Länder seines Reiches begleitet hatte, noch einmal zu ihm nach Goslar tragen. Dort ward er krank, also

schwer, daß man seinen Tod herannahen sah. Es waren noch einige andere Bischöfe am königlichen Hofe, unter ihnen Wezil von Magdeburg, der Bruder des Erzbischofs Hanno. Dieser bat zu ihm eintreten zu dürfen; allein Adalbert ließ Allen den Zutritt untersagen, nur der junge König kam zu ihm und besprach mit Adalbert die Angelegenheiten des Reiches. Auch sein Arzt Notebald verließ ihn nicht bis zum letzten Augenblicke und verkündete ihm noch immer Hoffnung, als alle Andere sie längst aufgegeben hatten. Adalbert selber merkte wohl, daß es mit ihm zu Ende gieng; dennoch entfuhr ihm trotz seiner Leiden nicht ein Laut des Schmerzes, sondern er seufzte und sprach: „wie bin ich doch so elend und so unglücklich, daß ich an so viele Menschen mit freigebiger Hand so manche Schätze ausgetheilt habe! Ich hätte selig sein können, wenn ich nur Armen und Unglücklichen das gegeben hätte, was ich nun mit allzu freigebiger Hand für eitlen vergänglichen Ruhm verschwendet habe. Aber ich rufe den zum Zeugen, dessen Auge in das Verborgene sieht, daß all mein Sinnen und Denken gerichtet war auf den Ruhm und die Erhöhung meiner Kirche! Freilich, statt sie zu bereichern und erhöhen, habe ich ihre Güter versplittert; aber doch ist durch meine Anstrengung und aus meinem Erbtheil der Landbesitz meiner Kirche um zweitausend Hufe gestiegen.“ Die Umstehenden gedachten bei diesen Worten des sterbenden Mannes an ein anderes Wort, das er einst gesprochen, als er auf dem Gipfel seiner Macht und Größe durch Stolz und herrische Anmaßung die Gemüther der Großen und Mächtigen sich entfremdete, wenn auch die Armen und Schwachen ihm zugethan waren. Damals hatte er gesagt: „alle Bischöfe, die vor mir auf dem Stuhle zu Bremen gesessen haben, sind unbekannt und ruhmlos gestorben; aber mein Geschlecht und meine Reichthümer berechtigen mich zu höheren Ansprüchen und darum will ich den päpstlichen Stuhl oder einen andern

erlangen." In dem Streben nach diesem anderen Stuhle, nach dem Patriarchat des Nordens, war ja die herrliche Kraft des Mannes geknickt. Man erzählte sich auch, daß in ihm selber schon früher der Zweifel aufgestiegen sei an seinem eigenen stolzen Worte. Denn einstmals träumte ihm, er stünde in der Kirche am Altar und mit ihm der Reihe nach seine vierzehn Vorgänger auf dem erzbischöflichen Stuhle, Alebrand aber, der letzte von ihnen, vollziehe die kirchlichen Gebräuche der Messe. Als nun dieser nach der Verlesung des Evangeliums an die einzelnen Männer herangetreten, um ihre Gaben zu empfangen, und der Reihe nach jeder der vierzehn Abgeschiedenen sein Opfer dargebracht, habe Alebrand zuletzt auch Adalbert die Opferschüßel dargereicht, aber alsdann mit finsterem Blicke ihn betrachtet und seine Gabe zurückgewiesen mit den Worten: „du hochadeliger und berühmter Mann kannst nicht Antheil haben mit den Niedrigen und Unbekannten."

Solches und Anderes bedachten die Männer am Hofe des Königs in Goslar, als der Erzbischof da so sehr schwer erkrankt unter ihnen lag. Eines Tages begaben sich Alle zum Mahle und ließen ihn allein, denn sie ahnten die Nähe seines Todes nicht. Als sie wieder kamen, war Adalbert verschieden am 16. März 1072. Durch das ganze Reich lief die Nachricht vom Tode des einst gewaltigen Mannes und erschütterte alle Gemüther. Er selber hatte gewünscht, daß man ihn zu Hamburg begraben möchte; aber Hamburg lag in Schutt und Asche und also brachte man ihn nach Bremen und begrub ihn dort auf dem Chore der von ihm erbauten Kirche. Adalbert hatte die große Aufgabe seines Lebens nicht vollbracht; aber auf die Geschichte des deutschen Volkes hat sein Leben wichtigen Einfluß gehabt; denn sein Zögling und Schüler Heinrich IV. trägt in allen Dingen das unverkennbare Gepräge seines Lehrers Adalbert.

### 6. Der Lebenswandel des jungen Königs.

Auf dem Reichstage zu Tribur hatten die Fürsten und Bischöfe nicht bloß über die Verwaltung des Reiches dem jungen Könige Vorwürfe gemacht, sondern eben so sehr auch über seinen unsittlichen Wandel. Damit diesem ein Ende gemacht werde, forderten sie, daß der König die Braut heirathe, welche ihm schon sein Vater Heinrich in zartem jugendlichen Alter verlobt hatte. Heinrich muste auch hierin nachgeben und im Juni des Jahres 1066 kam seine Braut Bertha, die Tochter des Markgrafen Otto von Susa, aus Italien nach Tribur und dort ward die Hochzeit gefeiert. Aber Bertha muste den Zwang entgelten, den der junge König sich hatte anthun müßen; sie konnte die Liebe ihres Gemahles nicht gewinnen und weilte bei ihm als wäre sie nicht seine Gemahlin, während Heinrich ein ungebundenes Leben führte. Darüber erzählen uns die geistlichen Zeitgenoßen Bruno und Lambert manche auffallende Dinge. So sehr auch ihre Zuneigung zu den sächsischen Großen und ihre Abneigung gegen den König aus jeder Zeile ihrer Bücher spricht, so verlangt es doch die Unparteilichkeit, daß wir eine dieser Geschichten wiedererzählen und sie betrachten im Lichte jener Zeit, wo die Sittenlehre für die Könige und Gewaltigen der Erde noch nicht verschieden war von derjenigen des Bürgers und des Bauern.

Einer von den Dienstmannen am königlichen Hofe bewarb sich um eine edelgeborene und schöne Jungfrau aus dem Sachsenlande. Der König selber begünstigte die Werbung und auf seine Fürsprache ward sie bewilligt. Zur Hochzeitsfeier erschien auch Heinrich; aber man wuste nicht, ob es dem Bräutigam zu Ehren geschah, oder aus Neigung zu der Braut. Denn am Abend trat er zum Bräutigam, und verlangte, daß er ihm seine Braut überlaßen solle. Aber dieser erwiederte: „ich darf und

will euch Nichts versagen, königlicher Herr, und wäre es mein eigenes Leben: nur dieß allein geziemt sich weder für euch zu verlangen, noch für mich es zu bewilligen." Ueber diese Antwort zeigte Heinrich weder in seinem Blicke, noch in seinen Worten einigen Zorn, sondern begab sich ruhig hinweg. Einige Tage hernach, als die Sache schon vergeßen schien, kam um Mitternacht ein Bote des Königs zu seinem Dienstmann und forderte ihn auf sogleich vor dem Könige zu erscheinen. Es ahnte ihm nichts Gutes, dennoch beschloß er zu gehorchen und legte vorher einen dreifachen Panzer um Brust und Leib. Als er an das Vorzimmer des königlichen Schlafgemachs gekommen war, fühlte er gleichzeitig an beiden Seiten ein Schwert gegen seinen Panzer dringen, mit solcher Heftigkeit, daß die Schneiden in seinem Leibe sich getroffen hätten, wenn sie nicht an seinem guten Panzer abgeprallt wären. Dennoch gieng er weiter zum Könige und erzählte ihm das Vorgefallene, dieser aber bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er es jemals weiter ausbringen würde.

Mag die Erzählung wahr sein oder erdichtet, sie ward unter den sächsischen Großen für wahr erzählt und es lag darin für sie nicht bloß eine Verletzung der Sitte, sondern, was sie vielleicht noch mehr kränkte, die Behandlung einer vornehmen Frau ihres Standes nach Sklavenart.

Obwohl der König mit seiner Gemahlin Bertha gar keine Gemeinschaft hatte, so ward ihm doch auch der bloße Name eines ehelichen Verhältnisses mit ihr lästig und er wollte ihrer ledig sein. Im Frühling des Jahres 1069 hielt er mit dem Erzbischofe von Mainz einen geheimen Rath, wie er sich scheiden laßen könne von seiner Gemahlin Bertha. Zur Belohnung seiner Hülfe versprach er dem Erzbischof die Thüringer zur Bezahlung des Zehnten zu zwingen, dessen sie sich nach altem Herkommen weigerten. Als nun beiderseitig der Bund geschloßen

war, verkündete es der junge König offen vor aller Welt, daß die Ehe mit seiner Gemahlin Bertha, die ihm in früher Jugend ohne sein Zuthun verlobt wäre, nicht eine rechte Ehe sei und wieder gelöst werden müße. Lange genug habe er die Augen der Menschen getäuscht; aber nun wolle er es nicht mehr und bitte alle Fürsten um Gotteswillen, daß man ihn löse von seiner Feßel und den Weg zu einer glücklicheren Ehe eröffne. Eine solche Bitte erschien Vielen abscheulich; aber Keiner wagte offenen Widerspruch und auf einer Versammlung zu Worms führte der Erzbischof von Mainz die Sache des Königs mit großem Geschick, so daß endlich beschloßen ward, die Sache auf einer Reichsversammlung in der ersten Woche des Oktobers nach dem Willen des Königs zu erledigen. Die Königin verweilte bis dahin in der Abtei Lorsch, Heinrich aber durchzog das Land, je nachdem ihn die Reichsgeschäfte riefen.

Im Herbste machte er sich auf den Weg nach Mainz. Schon unterwegs erfuhr er, daß ein Legat des päpstlichen Stuhles seine Ankunft in Mainz erwarte, um Widerspruch einzulegen gegen die Scheidung, und daß derselbe den Erzbischof von Mainz mit schwerer Strafe des päpstlichen Stuhles bedrohe, weil er als Rathgeber und Mithelfer bei einer solchen Sache sich betheiligt habe. Der König war betroffen, daß seine Absicht doch noch fehlschlagen sollte, wo er schon am Ziele zu sein glaubte, und wollte sogleich nach Sachsen heimkehren. Kaum konnten seine Freunde es bewirken, daß er nicht die Fürsten des Reiches vergebens zusammen kommen ließe, da er sie Alle so dringend nach Mainz berufen hätte. Deshalb gieng er nach Frankfurt und beschied dahin auch an einem bestimmten Tage Alle, die bereits in Mainz versammelt waren. Dort setzte ihnen dann Petrus Damiani, der Legat des apostolischen Stuhles, ein Freund und Gesinnungsgenoße des Kardinals Hildebrand, die Aufträge des Papstes auseinander und mahnte den König,

daß er um seines eigenen Rufes und seiner eigenen Ehre willen abstehen möge von seinem Vorhaben, damit nicht ein so schnödes Beispiel vom Könige ausgegangen das ganze christliche Volk irre leite, und damit nicht derjenige, der nach seinem Berufe ein Rächer sein müße aller derer, die Böses thun, selber ein Lehrmeister und Urheber von Verbrechen würde. Wenn jedoch der König nicht ablaßen wolle, so müße er nothwendig seine geistliche Gewalt anwenden und gemäß der kirchlichen Satzung solchen Frevel verhüten, auch werde er dann dem Könige niemals in Rom die Kaiserkrone aufsetzen. Es war ohne allen Zweifel, daß die Meinung sittlich denkender Menschen dem Legaten und seinem Auftrage günstig sein muste. Darum faßten auf diese Worte Damianis alle anwesenden Fürsten Muth und sagten, der päpstliche Legat habe der Wahrheit gemäß geredet, und baten den König um Gottes willen, daß er doch nicht die Majestät des königlichen Namens durch solchen Frevel besudeln wolle. Auch ferner baten sie ihn, er möge nicht den Verwandten seiner bisherigen Gemahlin eine solche Veranlaßung geben, den Frieden des Reiches zu stören; denn wenn sie Männer wären und als Männer dächten, so würden sie wahrlich einen solchen Schimpf ihrer Blutsverwandten nicht ungerochen laßen. Durch diese Reden ward der König zurückgeschreckt und er sprach: „wenn das eure feste und ernstliche Meinung ist, so muß ich mich wohl selbst beherrschen und die Last zu tragen suchen, die ich ja nun nicht von mir werfen kann.“ Er verzichtete auf sein Verlangen der Ehescheidung; aber die Bemühungen Anderer zu seiner Versöhnung mit seiner Gemahlin reizten seinen Widerwillen nur noch mehr und obwohl er gestattete, daß sie zurückgerufen und als Königin ferner angesehen wurde, so entfernte er sich doch selber mit vierzig Rittern eilig nach Sachsen. Dahin folgte ihm die Königin mit den Uebrigen des Hofes und brachte ihm die Reichskleinodien nach. Als sie in die Nähe

von Goslar kam, ließ Heinrich sich mit Mühe von seinen Freunden bewegen, ihr entgegen zu reiten. Dann nahm er sie jedoch über seine Gewohnheit freundlich auf und im Laufe der Zeit gelang es der edeln Frau, der Heinrich seine Achtung niemals hatte versagen können, auch seine Zuneigung zu gewinnen. In Gefahr und Noth war sie fortan die treue Gefährtin seines Lebens. Für Heinrich IV. aber war es der Fluch, der auf allem seinem Thun und Wirken lastete, daß das Urtheil sittlich denkender Menschen in seiner Jugend sich so oft von ihm abwenden muste.

### 7. Der Herzog Otto von Baiern. 1070.

Otto von Northeim hatte sich nach seiner Reichsverwaltung mit dem Erzbischof Hanno von Köln in sein Herzogthum Baiern zurückgezogen, das ihm früher die Kaiserin Agnes verliehen; aber König Heinrich wuste wohl, wie nachtheilig dieser Vormund für die königlichen Angelegenheiten gesorgt hatte, da er fast als Führer und Haupt der sächsischen Großen betrachtet werden konnte. Unter solchen Umständen glaubten die Schmeichler des jungen Königs ihm einen Dienst zu erweisen, wenn sie ihm eine Gelegenheit darboten zur Demüthigung des Herzogs Otto von Baiern. Sie fanden einen Mann, Namens Egeno, der von vornehmer Abkunft, aber durch alle Arten des Lasters geschändet war, und der sich bereitwillig zeigte, ein Werkzeug zum Verderben des bairischen Herzogs Otto zu werden. Er erhob eine Beschuldigung gegen diesen, daß Otto ihn oftmals durch Bitten und Versprechungen aufgereizt hätte den König zu tödten, und zeigte zu Urkund dessen ein Schwert, welches jener ihm zu so abscheulichem Gebrauch gegeben haben sollte; dann setzte er hinzu, daß er bereit sei, durch jegliches Gottesurtheil seine Anklage zu erhärten. Diese Worte wurden bald geschäftig verbreitet und Alle, welche in irgend einer Weise mit dem Herzog Otto

verfeindet waren, kamen heran zum Könige, entflammten seinen Zorn noch mehr und lagen ihm täglich an, daß solcher Frevel gesühnt werden müße. Darum berief der König den Herzog mit den übrigen Fürsten des Reiches nach Mainz, erzählte dort was vorgefallen sei, und als Otto alle solche Beschuldigungen durchaus verwarf, gestattete ihm der König eine Frist von sechs Wochen. Nach Ablauf derselben aber solle er am ersten August nach Goslar kommen und die erhobene Beschuldigung im Zweikampf mit seinem Ankläger widerlegen.

Als der König mit diesen Worten die Fürsten verabschiedete, fiengen einige unter einander an von der Unbilligkeit dieses Spruches zu reden und sagten, daß es weder recht noch gut wäre, wenn ein hochadeliger Mann, von durchaus unbescholtenem Rufe und Wandel, also gezwungen würde mit einem Manne zu kämpfen, der, wenn er auch von seinen Eltern her durch edle Geburt über den gemeinen Haufen hervorrage, diese durch allerlei gemeine Laster längst verwirkt habe. Der Herzog Otto von Baiern war also erbittert über die Schändlichkeit der Anklage, daß er bei Gott seine Unschuld betheuerte und sich bereit erklärte, lieber mit jedem, auch mit einem unwürdigen Manne den Zweikampf in dieser Sache zu wagen, ja selbst auch außer Heimat auf fremdem Boden, als länger noch durch einen solchen Verdacht an seiner Ehre Schaden zu leiden. So kam er denn am festgesetzten Tage, dem 1. August 1070, mit einer auserlesenen Schaar in die Nähe von Goslar, wo der König verweilte, und schickte einen Boten voraus mit dem Auftrage: wenn es ihm gestattet wäre sicher heranzukommen und sicher sich und sein Recht zu vertheidigen, so wäre er dazu bereit und wäre ferner erbötig die Wahrheit auf jegliche Weise darzulegen, welche die Fürsten des Reiches für angemeßen hielten. Der junge König aber erwiederte darauf mit harten, bitteren Worten, er könne ihm weder bei dem Kommen noch bei dem Ver-

handeln der Sache Frieden und Sicherheit versprechen; nur das erwarte er, daß gemäß seinem Befehle Herzog Otto nach Goslar komme und wenn er von seiner Unschuld überzeugt sei, vor Gott dem gerechtesten Richter im Zweikampfe seine Sache erweisen werde: wenn aber Herzog Otto nicht also thäte, so werde er selber ohne weitere Erörterung ihn für überführt und das abscheuliche Verbrechen als eingestanden ansehen.

Diese Antwort schien dem Herzoge und seinen Freunden weder sicher noch ehrenhaft; denn es zeige sich, sagten sie, daß der Sinn des Königs zu sehr gegen ihn aufgebracht und zu gehäßig sei, als daß er sich ihm in die Hände überliefern dürfe, da ja bei noch gar nicht erwiesener Thatsache des Verbrechens der König ihm nicht die Erlaubnis geben wolle, welche nach dem Rechte des Himmels und der Erde noch immer allen Angeklagten zugestanden habe. Als also die Hoffnung einer Widerlegung der Anklage geschwunden war, begab Otto sich in sein Land zurück und hielt es für beßer sich und sein Eigenthum mit den Waffen in der Hand zu schützen, als sich, wie er selber sagte, um den Haß und den Zorn seiner Feinde mit Blut zu sättigen, hülflos wie das Vieh hinschlachten zu laßen. Als Otto nicht kam, berief der König am folgenden Tage einige Große des Sachsenlandes, mit denen Otto in Privatstreitigkeiten verfeindet war, und fragte sie um ihre Meinung über Herzog Otto. Diese Alle sagten, er sei seines Frevels überführt, und urtheilten, daß auf Lebensstrafe gegen ihn erkannt werden müße. So unternahmen es denn die Freunde des Königs, ein Jeder nach seinem Vermögen, den Herzog Otto mit Feuer und Schwert überall zu verfolgen; die Meisten aber übernahmen diese Pflicht, wie sie es nannten, nicht aus Treue gegen den König, auch nicht aus Eifer für das Wohl des Reiches, noch aus Rache für eine ihnen widerfahrene Beleidigung, sondern aus bloßer Begierde nach Raub und Plünderung. Alle Zügel des Zornes und

der Leidenschaften überhaupt wurden schlaff, Alle stürzten über Otto d. i. über sein Volk her, sie plünderten seine Landgüter und seine Besitzungen, und marterten und tödteten seine Knechte, die seine Felder bestellten. Ja so weit gieng der Durst nach Rache und Beute über alles Maß hinaus, daß sie sich nicht scheuten, ihre Hand an die Kirchen und Klöster zu legen, welche Otto aus eigenen Mitteln erbaut hatte. Zuletzt kam auch noch der König mit einem zahlreichen Heere und zerbrach Ottos Schloß Hanstein, fünf Stunden südlich von Göttingen, unfern der Werra gelegen. Auch die Besitzungen von Ottos Gemahlin Richinza in Westfalen wurden jämmerlich verheert und das Unglück lastete schwer auf vielen unschuldigen Menschen.

In solcher Noth suchte auch Otto Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Da die Baiern ihm nicht folgten gegen den König, so warb er ein Heer von Söldnern, die Leib und Leben feil bieten für den, der ihnen das Meiste bezahlt. Alles verheerend und zerstörend kam er mit diesen Schaaren, dreitausend Mann stark, bis Eschwege an der Werra. Unweit von dieser Stadt hatten sich ihm gegenüber die Thüringer versammelt, um sich des Raubes und der Plünderungen zu erwehren; aber schon der erste Sturm zersprengte das ganze thüringische Heer. Der Graf Ruotger von Bielstein an der Werra, welcher der Eifrigste gewesen war die Thüringer in die Waffen zu rufen, war nun auch der erste Urheber und der Vorderste auf der Flucht und entkam über die Berge und Höhen schneller als der Wind.

Auf die Nachricht von dem Unfalle der Thüringer begab sich der König eiligst nach Goslar, um diese Stadt zu schützen. Doch Ottos Macht war zu gering, als daß er den einmaligen Vortheil hätte verfolgen können; er muste gegen den Winter viele seiner Söldner entlaßen und lebte mit den Uebrigen theils von Raub und Plünderung, theils von den Geschenken des jungen Sachsenherzogs Magnus, der fest von der Unschuld

Ottos überzeugt war. Gegen Weihnachten 1070 kam der Herzog Rudolf von Schwaben nach Goslar und bat um Ottos Herzogthum Baiern für Welf, den Sohn des italischen Markgrafen Azzo. Welf hatte eine Tochter des Herzogs Otto zur Frau und darum war er erst auf der Seite seines Schwiegervaters; als es aber von Tage zu Tage um die Sache Ottos schlimmer zu stehen schien, fiel er nach dem gewöhnlichen Wankelmuth der Menschen von seinem Schwiegervater ab und bewarb sich um das Herzogthum desselben. Nach vielen Bitten Rudolfs gewährte Heinrich sein Verlangen; aber er schickte sich an selber so bald wie möglich nach Baiern hinzugehen, weil die Belehnung gegen das Herkommen ohne Vorwißen der anderen Großen des bairischen Stammes geschehen war.

Als Otto sah, daß sein Herzogthum für ihn verloren sei, entschloß er sich zu einem Verzweiflungskampfe: er wollte dem Könige mit seinem Haufen sich in den Weg stellen und auf Tod und Leben mit ihm kämpfen. Doch bevor ein solches Unglück geschah, bot Graf Eberhard, der Beiden befreundet war, alle Mittel auf, um eine gütliche Einigung zu treffen. Es gelang ihm, den Herzog Otto nachgiebig zu stimmen und auch König Heinrich war des Kampfes müde und bereit zum Waffenstillstande. Beide schwuren friedlich zu bleiben, bis die Sache vor dem Rathe der Fürsten entschieden sei. Im Anfange aber des folgenden Jahres starb der Erzbischof Adalbert von Bremen, und Heinrich bat wiederum den Erzbischof Hanno von Köln, daß er ihm in der Regierung des Reiches behülflich sein möge. Also geschah es. Hanno betrieb die Untersuchung der Klage mit strengem Ernste und bald erfand es sich, daß Egeno, der außerdem viele Greuelthaten begangen, auch jene Beschuldigungen gegen den Herzog Otto erlogen habe. Hanno ließ ihn darauf mit Ketten belastet allem Volke vorführen. Der vollen Versöhnung des Königs und des Herzogs Otto schien nun

Nichts mehr im Wege zu stehen und sie erfolgte ein Jahr nach dem Waffenstillstande. Aber Otto erhielt sein Herzogthum Baiern nicht wieder, auch erlosch wohl die offene Feindschaft, aber das Mistrauen glimmte fort im Herzen und war zu jeglicher Zeit bereit, wieder in volle Flammen auszubrechen.

### 8. Die Feindschaft des Königs Heinrich IV. mit den sächsischen Großen bis zur Zerstörung der Harzburg, März 1074.

In der ersten Zeit nach Adalberts Tode war der Erzbischof Hanno von Köln wieder Rathgeber des Königs; aber er sehnte sich hinweg; denn an den rauschenden Freuden an Heinrichs Hofe hatte der alte strenge und finstere Mann keinen Gefallen. Auch ward er dem Könige lästig; denn die Sinnesart der Beiden war auch in anderen Dingen völlig verschieden, und darum gewährte Heinrich gern seine Bitte, daß er um seines Alters willen ihn entlaßen möge. Von da an suchte Heinrich immer mehr die Lehren des Erzbischofs Adalbert von Bremen in Thaten auszuprägen. Wenn er mit Besonnenheit und immer sich gleich bleibendem Ernste den Weg seines Vaters verfolgt hätte, die erbliche Macht der deutschen Königskrone festzustellen, dagegen diejenige der großen Reichslehen völlig aufzuheben und überhaupt die Macht der Fürsten und Großen in die Schranken zurückzuweisen, innerhalb deren sie der Königsmacht und der geschloßenen Einheit des Reiches nicht gefährlich werden konnten: so hätte Heinrichs Bestreben zum Heile der deutschen Nation gereichen mögen; denn dieser hat ja zu allen Zeiten Nichts so sehr gefehlt, als geschloßene Einheit unter einem starken Oberhaupte und die daraus hervorgehende Macht der Nation. Doch die Erörterung dessen, was hätte werden können, ist eine müßige Frage und wichtig ist nur die Erzählung dessen, was wirklich geworden ist.

Heinrich IV. hatte dieses Ziel immer im Auge; aber seine Mittel dazu waren oft so, als hätten seine Feinde sie ihm angerathen. Statt des beabsichtigten Erfolges riefen sie Erbitterung und daraus hervorgehende Widersetzlichkeit und Krieg hervor, der fast durch Heinrichs ganze Regierung sich hindurchziehend erst unter seinem Sohne Heinrich V. beendet ward und zwar zu Ungunsten des Reichsoberhauptes und also auch der deutschen Reichseinheit. Einer der ersten und wichtigsten Schritte war gegen den Herzog Magnus gerichtet. Nach dem Tode des Herzogs Ordulf, der wie sein Vater Bernhard mit Adalbert von Bremen in stäter Feindschaft gelebt hatte, glaubte sein Sohn Magnus nach dem vermeintlichen Erbrechte sein Reichslehen, das Herzogthum Sachsen, übernehmen zu können; aber Heinrich weigerte es ihm, und als Magnus nicht nachgab, nahm der König ihn gefangen. Also handelte er in seines Vaters, des mächtigen Heinrichs III. Sinne; aber Heinrich IV. reizte die dadurch schon erregten Gemüther der sächsischen Großen auch ohne alle Noth und allen Zweck. Er sprach seine Absicht ohne allen Hehl öffentlich in den stärksten Worten aus, indem er sagte, die Sachsen müßten alle Schalke sein. Damals hatte das Wort Schalk noch seine volle Bedeutung, für die später das Wort Sklav aufgekommen ist. Ein anderes Mal fragte er einige derselben, ob sie bald bereit wären, ihm nach Schalkenart zu dienen, wie es ihre Pflicht sei. Durch derartige Reden, die uns der Mönch Lambert überliefert hat, erlangte er Nichts, erbitterte aber alle Gemüther gegen sich. Die Standesvorurtheile zu Gunsten der Großen und Adligen waren nirgends im deutschen Reiche strenger und auffallender, als bei den Sachsen, so daß die sächsischen Gesetze deshalb von Wippo, dem Geheimschreiber des Kaisers Konrad II., des Großvaters von Heinrich, (lex crudelissima) sehr grausam genannt werden; aber Heinrich zwang in jugendlichem Uebermuthe vornehme Sachsen, die Töchter

von ehemaligen Leibeigenen zu heirathen, oder ihre Töchter an solche Freigelaßene zu geben, die ihm Dienste erwiesen hatten. Nach derselben Weise verfuhr er auch sonst in ähnlichen Dingen so, daß eine alte sächsische Chronik es bezeichnet: he hogede de Unedelen unde nederete de Edelen, er erhöhte die Unedlen und erniedrigte die Edeln.

Das erfüllte die Großen mit dem heftigsten Ingrimme und nützte ihm bei dem anderen sächsischen Volke sehr wenig. Ueberhaupt war Heinrich weit davon entfernt, sich planmäßig und folgerecht in allen Dingen die Liebe des sächsischen Volkes außer den Großen zu gewinnen, wie es doch bei seiner Absicht gegen diese so nahe lag. Zwar war er wohlthätigen Sinnes gegen Arme und Nothleidende; aber was er so in einzelnen Fällen gewann, wurde durch Unterdrückung in anderen Dingen wieder aufgewogen. Er besetzte viele Berge und Höhen in Sachsen und Thüringen mit Burgen und legte Besatzungen darein. Damals gab es noch nicht viele Häuser von Stein und darum betrachteten die sächsischen Großen diese steinernen Burgen, unter ihnen vor allen die Harzburg bei Goslar, mit Mistrauen und Argwohn. Damit aber die Besatzungen auf diesen Burgen mit Speise und Trank versorgt würden, gestattete ihnen der König stillschweigend, daß sie sich ihre Lebensmittel aus den umliegenden Gegenden selber holen möchten. Nach dem Brauche jener Zeit, wo Rauben und Plündern noch nicht so sehr zur Unehre gereichte, wie in unseren Tagen, geschah dieß Einsammeln von Lebensmitteln ähnlich, als wäre man in Feindesland. Ja es ereignete sich öfters, daß von den Besatzungen die Weiber und Töchter der Umwohner mit auf die Burgwehren geschleppt wurden. Alles dieß erbitterte nicht bloß die Großen und Herren, gegen welche Heinrichs Burgen eigentlich gerichtet waren, sondern Alle, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Edle und Leute.

Dazu kam noch, daß Heinrich nicht bloß die Gemüther der Sachsen gegen sich aufreizte, deren Bezwingung allein schon ihm schwierig genug werden konnte; sondern auch die Thüringer dazu. Er forderte nochmals ~~wieder~~ den Erzbischof von Mainz auf, die Thüringer zum Gehorsam und zur Bezahlung des Zehntens anzuhalten und versprach ihm dabei seine Hülfe. Damit aber seine Mühe nicht eine vergebliche sei, bedang er sich dafür einen Theil des Zehntens aus, soviel als seiner angewandten Mühe und der königlichen Würde entspräche. Der Erzbischof von Mainz gieng darauf ein und am 10. März 1073 kamen beide mit den Thüringern auf einer Synode zu Erfurt zusammen. Die Thüringer und unter ihnen besonders die Aebte von Fulda und Hersfeld beriefen sich darauf, daß sie seit undenklichen Zeiten frei wären von der Entrichtung des Zehntens an Mainz; allein der Erzbischof erwiederte ihnen, seine Vorfahren hätten die Kirche Gottes nach ihrer eigenen Weise regiert und ihren Neubekehrten Milch gereicht statt starker Speise. Darum hätten sie nach weiser Mäßigung Manches unterlaßen, was im Laufe der Zeit bei Erstarkung des Glaubens in sein ursprüngliches Recht eingesetzt werden müße. Die Kirche dürfe ihren erstarkten Söhnen nicht mehr Milch darreichen, sondern starke Nahrung, dazu gehöre die Forderung des Zehntens als ein unbestrittenes Recht der Kirche. Die Thüringer musten nachgeben; denn die königliche Macht gab den Predigten des Erzbischofs den fehlenden Nachdruck; aber sie vergaßen das dem Könige nicht.

Daß der König sie unterdrücken wolle, davon waren alle sächsische und thüringische Große überzeugt; aber mit dem Wahren verbreitete sich das Falsche und ward eben so eifrig geglaubt. Davon erzählte man Folgendes. Einmal ließ Heinrich den Dänenkönig zu einer Besprechung mitten im sächsischen Lande zu Lüneburg oder Bardewik auffordern. Bei ihrer Zu=

sammenkunft versprach ihm der deutsche König alles Land, welches jetzt Ditmarsen heißt und damals dem Markgrafen Udo von Stade gehörte, unter der Bedingung, daß er ihm Hülfe leisten solle gegen die Sachsen, wenn er selber sie von der anderen Seite angriffe. Ob wahr, ob falsch, dieses Gerücht reizte die Sachsen aufs neue und im Frühling 1073 schien es Einigen, als beabsichtige der König einen feindlichen Einfall gegen sie. Er ließ auf den Spätsommer nach der Ernte das Reichsheer aufbieten gegen die Polen, welche mit Feuer und Schwert in das böhmische Land eingebrochen waren; aber die sächsischen Großen sagten, das Reichsheer sei nicht gegen die Polen, sondern gegen sie bestimmt. Ja es gieng unter ihnen ein dunkles Gerücht, der König wolle das ganze Sachsenland völlig verwüsten, alle Sachsen tödten und dann zum neuen Anbau Schwaben wieder ins Land bringen.

In dieser Furcht hielten die sächsischen Großen häufige Zusammenkünfte und beschloßen lieber zu sterben, als die von ihren Vorfahren überkommene Freiheit schimpflich zu verlieren. Zu allen Zeiten haben die Menschen unter dem Worte Freiheit ein Jeder für sich selber den gröstmöglichen Vortheil auf Kosten seiner Mitmenschen verstanden; ähnlich meinten auch die sächsischen Großen mit ihrer Freiheit die Erblichkeit ihrer Besitzthümer, nicht bloß des Allods, d. i. ihres Eigenthums, sondern auch des Feods, d. i. derer, die sie vom Reiche zu Lehn trugen, und die möglichste Unabhängigkeit vom Reichsoberhaupte. „Wir wollen nimmer zugeben," sprachen sie, „daß unsere erblichen Besitzthümer lehns- und tributpflichtig werden." Die vornehmsten Fürsten dieser Verschwörung waren Otto von Northeim, der frühere Herzog von Baiern, und der Bischof Burchard (Bucco) von Halberstadt, den Heinrich selber zu dieser Würde emporgehoben hatte, ein im Kriege unermüdlicher Mann und bis an sein Lebensende einer der erbittertsten Gegner des Königs.

Sie erinnerten alle Sachsen unablässig an die Gefangenschaft des jungen Herzogs Magnus und an das Wort des Königs, daß er ihn nur dann freilaßen wollte, wenn er dem Herzogthume Sachsen für immer entsagte. Das wollte Magnus nicht, selbst wenn er auch einen großen Theil seiner Jugend und seines Lebens im Gefängnisse zubringen müßte. Dagegen wollte Heinrich sich nicht begnügen mit dem, was die Freunde des Magnus ihm als Sühne anboten, große Summen Geldes und viele Landgüter, sondern verlangte nur das Eine. Auch half es Nichts, daß der ehemalige Herzog Otto von Baiern sich selber für seinen Verwandten in die Gefangenschaft stellen wollte; denn Heinrich erwiederte, daß es ihm darum nicht zu thun wäre, sondern um den Verzicht des jungen Magnus auf das Herzogthum seines Vaters. So ward die Spaltung immer ärger und die Gemüther nimmer friedlicher. Im Juni aber dieses Jahres (1073) schien es, als wolle der König sich mit den sächsischen Großen ausgleichen; denn er berief eine Zusammenkunft derselben nach Goslar. Sie Alle eilten dahin; denn sie meinten, nun endlich wolle der König allen ihren Beschwerden Abhülfe schaffen. Zuerst feierten sie das Fest der Apostel Peter und Paul, und versammelten sich dann am folgenden Tage mit der Morgendämmerung in der Pfalz des Königs. Dort harrten sie, bis der König zu ihnen eintreten oder sie zu sich berufen würde; aber eine Stunde nach der andern verstrich und es ward ihnen keine andere Kunde, als daß der König mit seinen gewöhnlichen Gefährten in einem andern Gemache seiner Pfalz mit Würfelspiel und ähnlichen Dingen sich ergötze. Der Tag neigte sich und die Großen harrten; aber noch immer blieb jegliche bestimmte Botschaft des Königs aus. Es ward Abend und Nacht, da endlich kam wie von Ungefähr einer der Spielgenoßen des Königs heran und fragte sie spottend, wie lange sie denn noch da harren wollten, da ja der König schon längst durch eine

andere Thür hinausgegangen und nach der Harzburg geritten sei. Darüber geriethen Alle in solchen Zorn, daß sie ohne alle Scheu vor der königlichen Würde ihm zur selben Stunde Fehde ankündigen wollten, und also wäre es geschehen, wenn nicht der Markgraf Dedi noch einmal ihren Zorn besänftigt hätte. Aber dennoch war jener Tag der Anfang unsäglichen Elends. Denn in derselben Nacht traten die sächsischen Großen in einer Kirche zusammen, viele von ihnen weinten vor Zorn und Wuth über das Geschehene, Alle aber kamen darin überein, es wäre beßer zu sterben, als fürder noch solcher schmählichen Behandlung ausgesetzt zu sein. Darum verabredeten sie Ort und Zeit, um nochmals zu berathen über die Art und Weise, wie sie dem Könige widerstehen wollten; denn die Scheu vor der königlichen Würde war noch in ihnen und hinderte sie alsbald die Waffen zu ergreifen.

Otto von Northeim, der ehemals Herzog von Baiern gewesen war, und andere Große des Sachsenlandes schürten die Verschwörung immer mehr und nach und nach nahmen bis auf den Erzbischof Liemar von Bremen, Benno von Osnabrück und Eppo von Zeiz alle Grafen und Bischöfe daran Theil. Alle diese versammelten ein Heer von sechszigtausend Streitern; denn das Volk der Sachsen folgte ihnen willig zum Kampfe gegen den eigenen König, der nicht bedacht hatte, daß er zum Kampfe gegen die Großen der Sachsen vornämlich und zuerst der Liebe des sächsischen Volkes bedürfe. Jene drei Bischöfe musten fliehen und um den Anfang des Augusts 1073 zog das große Heer der Sachsen gegen die Harzburg heran. Sie schickten ihre Boten voraus an den König und ließen ihm sagen, daß der Zug gegen die Polen ihnen erlaßen bleiben möchte; denn sie müsten ja doch gegen ihre Feinde, die ihnen anwohnenden Slaven, welche mit Feuer und Schwert so oft verheerend in ihr Land einbrächen, Tag und Nacht gerüstet sein und darum

wäre es thöricht, mit so weit entlegenen Völkern Krieg zu beginnen. Ferner aber ließen sie ihm sagen, er solle die Burgen auf den Höhen des Sachsenlandes, die zu ihrer Bedrückung erbaut seien, alsbald zerstören laßen; dann möge er auch den sächsischen Großen, welchen er ihre Güter nach eigener Willkür genommen hätte, nach der Entscheidung ihrer Standesgenoßen gerecht werden; er solle das Sachsenland ganz verlaßen, wo er nun ja doch schon seit seiner Knabenzeit geweilt und unthätiger, schwelgerischer Ruhe sich hingegeben hätte; er solle die schlechten und gemeinen Menschen, deren Rath das Reich ins Verderben bringe, völlig von sich thun und möge die Fürsten des Reiches, denen Solches zukäme, zur Berathung herzuziehen und ihnen die Geschäfte übergeben. Ferner solle er auch den Haufen der Weiber entlaßen, welche mit Verachtung aller Ehrbarkeit und guten Sitte bei ihm verweile, und solle statt dessen die Königin, seine Gemahlin, in Ehren halten, wie es sich gezieme; überhaupt komme es ihm ja doch nun endlich einmal zu, die Thorheiten seiner Jugend abzulegen und im reiferen Alter ein vernünftiges Leben zu beginnen. Dann baten sie ihn um Gottes willen, er möge diese ihre gerechten Forderungen sofort freiwillig zugeben und sie nicht zu einer That zwingen, die ihnen so sehr unangenehm wäre. Wenn er das thue, so würden sie ihm in allen Wegen bereitwillig dienen, doch so wie es sich gezieme für freigeborene Männer in einem freien Lande; wenn er aber nicht nachgeben wolle, so gäben sie ihm zu bedenken, daß sie Christen seien und sich nicht beflecken wollten durch Gemeinschaft mit einem Manne, der den christlichen Glauben durch seine Sünden verrathen habe. Zwar hätten sie ihm Treue geschworen mit einem Eide; aber das beziehe sich auf den Ausbau und nicht auf die Zerstörung der Kirche Gottes. Wenn er gerecht und gesetzmäßig nach dem Brauche der Vorfahren regieren, wenn er einem Jeden seinen Stand, seine Würde, seine Gesetze

unverletzt bewahren wolle: so würden sie auch noch den Eid ihm treulich halten; wenn er aber fortfahre, selber seinen Eid zu brechen, wie er bislang gethan, so seien auch sie nicht verpflichtet, den ihrigen ihm zu halten, sondern würden fortan gleich wie mit einem ausländischen Feinde und Unterdrücker des christlichen Namens mit ihm Krieg führen und so lange noch ein Funke des Lebens in ihnen übrig sei, würden sie nicht ablaßen, für die Kirche Gottes, für den christlichen Glauben und für ihre Freiheit zu kämpfen.

Eine solche Gesandtschaft der sächsischen Großen setzte den König sehr in Schrecken; aber seine Räthe sagten ihm, daß beim ersten Auflodern der Kriegsflamme die zornige Bewegung der Sachsen sich wohl legen würde. Da faßte auch Heinrich wieder Muth, redete leichthin und spöttisch mit den Gesandten und entließ sie endlich mit nichtssagenden Worten. Als die Boten den sächsischen Großen diese Antwort zurückbrachten, entbrannte in diesen ein grimmiger Zorn und sie ermunterten sich unter einander zum Kampfe und sprachen: „ein im Bösen hartnäckiger Sinn läßt sich nur durch Gewalt erweichen und wenn das Schwert ihm nicht bis an das Mark des Lebens dringt, so thut er noch als empfinde er keinen Schmerz."

Dann zog das ganze Heer gegen Goslar und lagerte sich eine kleine Strecke von dieser Stadt. Dort wollten die Meisten der sächsischen Großen alsbald losbrechen, wenn nicht der Bischof Bucco von Halberstadt und einige wenige Andere den Ungestüm erst noch beschwichtigt hätten. Als der König die Nachricht von dem Herannahen des Heeres erhielt, floh er mit den Reichskleinodien und so vielen Schätzen, als er in der Eile mitnehmen konnte, schnell auf die Harzburg. Die Bischöfe Eppo von Zeiz und Benno von Osnabrück waren in glücklichen wie nun auch in unglücklichen Tagen treu an seiner Seite. Dann war auch noch bei dem Könige der Herzog Berthold von Kärn-

then, zu welchem das Gerücht gedrungen war, als wolle der König sein Herzogthum einem Andern geben und der darum selber hergekommen war, um den König darüber zu befragen. Heinrich redete es ihm aus und Berthold versicherte ihm, daß er alle seine Dienste dem Reiche widmen wolle. Bei dieser Lage der Dinge gieng er mit jenen beiden Bischöfen als Gesandter zu den sächsischen Großen. Sie baten diese, sofort die Waffen niederzulegen, die sie, wenn auch unter einem ehrenhaften Vorwande, doch zum bösen Beispiele für Alle ergriffen hätten; sie möchten nicht eine Sache noch weiter treiben, die seit undenklichen Zeiten unerhört sei und von keinem der anderen Großen des Reiches gebilligt werde. Ihre Sache sei zwar nicht ganz ungerecht, doch sei es ihre Pflicht, des königlichen Ansehens mehr zu gedenken, als ihres Zornes; denn selbst bei den rohesten Völkern sei ja die königliche Würde heilig und unantastbar. Darum fuhren sie fort: „so legt denn die Waffen nieder, besänftigt eure Gemüther, und beredet euch über eine Zeit, wo der König die Großen des ganzen Reiches zusammenberufe, damit dort gemeinsam Rede und Gegenrede geprüft werden könne.“ Darauf erwiederten die sächsischen Adeligen: „den andern Fürsten des Reiches liegt nicht die gleiche Nothwendigkeit des Kampfes ob, wie uns; denn den anderen Stämmen des Reiches gönnte er Muße und ließ sie feiern, uns aber hatte er sich erwählt, um uns, wie der Profet Amos spricht, mit eisernen Dreschschlitten zu dreschen. Aus unserem Gebiete wollte er nicht weichen, nachdem er einmal die königliche Würde überkommen hatte. Zugleich mit unserem väterlichen Erbtheil wollte er uns sogar unsere Freiheit entreißen und uns ein hartes Joch der Knechtschaft auferlegen; darum hat er unsere Berge und Höhen gekrönt mit seinen Burgen, so daß wir fast gezwungen sind, unser Trinkwaßer und unser Holz für Geld zu kaufen. Die Frauen und die Töchter unserer Landsleute sind von seinen

Kriegsknechten auf die Burgwehren geschleppt und übel mishandelt." So redeten sie noch weiter und sagten, daß ihnen Nichts daran gelegen sei, das Urtheil Anderer über die Schmach und das Unglück zu hören, das sie allein beträfe. Wenn der König alle ihre Forderungen erfülle, insbesondere die Erbgüter zurückgäbe und die Schlößer auf den Bergen niederbreche, so würden sie ihm, trotzdem daß er sie so oft getäuscht, doch wieder getreue Unterthanen sein; wo nicht, so sei nun die Zeit gekommen, um das Joch abzuschütteln, das er ihrem Nacken auferlegt habe. Mit solcher Antwort entließen die sächsischen Großen die Gesandten zum Könige. Dennoch kamen diese noch einmal wieder und abermals blieben die sächsischen Großen bei ihren Forderungen und fiengen nun schon an, alle Wege und Zugänge zur Harzburg zu besetzen, damit nicht inzwischen der König eine Gelegenheit zur Flucht ergreife und den Krieg in andere Länder des deutschen Reiches versetze. Aber dem König entgieng ihr Vorhaben nicht und unabläßig sann er darüber nach, wie er aus dieser Enge herauskommen und sich flüchten könne zu den rheinischen Bischöfen, welche ihm, wie er gewis meinte, Treue beweisen würden.

Die Harzburg lag auf einem Berge und hatte in der Höhe nur einen einzigen und noch dazu schwierigen Zugang. Die Seiten des Berges bedeckte dichter Wald, der von da an ohne Aufhören sich weiter ausdehnte, bis an die Grenze des Thüringerlandes. Alle Wachsamkeit der Belagerer konnte den Ausgang oder Eingang in diesen Wald nur mit Mühe verwehren und darauf baute Heinrich seinen Entwurf zur Rettung. Durch seine häufigen Gesandtschaften an die sächsischen Großen machte er diese sicher, als wenn er an eine Flucht wenig dächte und nur noch günstigere Bedingungen zu erhalten strebe. Nach und nach begannen schon die Wächter minder sorgsam zu werden, weil es Allen festzustehen schien, daß das Sträuben des Königs

bald ein Ende nehmen würde. In der Nacht aber des neunten August rief der König den Herzog Berthold und die beiden Bischöfe, mit noch einigen wenigen Vertrauten zusammen, sie nahmen die Reichskleinodien und so viel sie aus dem königlichen Schatze zu tragen vermochten, mit einigen Lebensmitteln, in Säcken auf ihre Schulter und betraten in der Finsternis der Nacht den Wald. Den Zurückbleibenden gab der König den Befehl, daß sie am folgenden Tage thun sollten, als wäre der König immer noch da, damit die Aufmerksamkeit der Sachsen abgelenkt würde. Drei Tage lang schritten die Flüchtlinge durch den Wald auf einem vorher nur Wenigen bekannten Wege. Diesen hatte ein Jäger aufgefunden, der, unermüdlich in seiner Leidenschaft die Thiere des Waldes zu erjagen, alle Schluchten und Winkel des Gebirges durchforscht hatte. Aber der Pfad war schmal, sie mußten einzeln hinter einander hergehen; immerfort sich nach allen Seiten umschauend und mit dem gezückten Schwert in der Hand. Bei jedem Hauche des Windes in den Zweigen der Bäume fuhren sie zusammen und meinten schon die Feinde vor Augen zu sehen. Drei Tage lang genoßen sie wenig andere Nahrung als die Beeren des Waldes und waren von dem langen Wege, von der Furcht, von dem Hunger bis zum Tode erschöpft; denn selbst auch die Erquickung des Schlafes durften sie sich nur in geringem Maße gönnen. Am vierten Tage endlich gelangten sie nach Eschwege an der Werra. Dort stärkten sie sich ein wenig durch Schlaf und ordentliche Nahrung und zogen am folgenden Tage nach Hersfeld. Von hier an sammelten sich um den König schon einige Reiter, in Hersfeld aber gedachte er das Reichsheer zu erwarten, das gegen die Polen ziehen sollte.

Nach Hersfeld zogen nun die Großen des Reiches, unter ihnen auch der Herzog Rudolph von Schwaben mit seinem Heere, aber dieser nur zögernd; denn man sagte, er sei mit den

sächsischen Großen im geheimen Bunde und wage es doch nicht dem Könige die Reichshülfe zu versagen. Als sie nun Alle versammelt oder doch nahe waren, berief der König sie nach Spieskappel, unweit Hersfeld, und dort trat er flehend und weinend unter sie und beschwur sie um der Furcht Gottes willen, und bei ihrem Eide der Treue, daß sie sich seiner erbarmten und ihm hülfen gegen die Böswilligen, die ihm Reich und Leben entrißen haben würden, wenn er sich nicht durch die Flucht gerettet hätte. „Die Verletzung der königlichen Würde", sprach er, „betrifft ja nicht bloß mich, sondern in mir das ganze Reich und euch Alle." Als er nun also traurig die erlittene Unbill darstellte, daß er Alle bis zu Thränen rührte, meinten Einige, das Reichsheer sei ja doch versammelt und könnte statt gegen die Polen, alsbald gegen die Sachsen geführt werden; Andere aber sagten, das sächsische Volk sei stark und muthig, im Kriege wohl erfahren und nun, da es doch einmal so weit gekommen sei, entschloßen zu siegen oder zu sterben: darum sei es beßer, ein stärkeres Heer zu sammeln. Dieß gefiel der Mehrzahl und es ward verabredet im Oktober desselben Jahres mit einem stärkeren Heere bei Breidenbach unweit Hersfeld sich zu versammeln. Dann zog der König nach seiner Pfalz zu Tribur und entbot von da aus das ganze Reichsheer auf den Oktober.

Die Sachsen waren über die Flucht des Königs sehr niedergeschlagen; denn sie sahen nun wohl, daß es zu einem hitzigen Kriege der deutschen Völkerstämme unter einander kommen müße. Darum baten sie sogleich die thüringischen Großen, sie nicht zu verlaßen, weil sie ja doch ähnliche Unbill von dem Könige hätten erdulden müßen. Das sagten ihnen die Thüringer gern und willig zu und beschwuren den Gesandten der Sachsen, daß sie gleichen Grund zur Empörung hätten und darum auch gemeinsam mit ihnen siegen oder sterben wollten. Der Erzbischof von Mainz, der gerade in Erfurt verweilte,

ward mit dem Tode bedroht, wenn er nicht Geiseln stellen wollte, daß er mit ihnen halten wollte. Andere aber sagten, es hätte deren nicht bedurft; denn der Mainzer Erzbischof sei auch so schon im Herzen den Sachsen mehr geneigt gewesen, als dem Könige; aber er habe erst den Erfolg abwarten wollen, um sich dann für die Partei zu entscheiden, welche den Sieg davon trüge.

Unterdessen berannten die Sachsen die Schlößer des Königs in ihrem Lande und mit besonderem Eifer bestürmten sie Lüneburg, auf der Grenze des sächsischen und slavischen Landes. Die königliche Besatzung hatte sich mit Lebensmitteln nicht versehen und darum muste sie sich bald ergeben; aber Hermann, der Bruder des sächsischen Herzogs Magnus, hielt sie gefangen bei geringer Nahrung an Waßer und Brot und ließ dem König Heinrich sagen, wenn er nicht den Herzog Magnus freigeben wolle, so würde mit der Besatzung der Lüneburg verfahren, wie man mit räuberischen Eindringlingen zu thun pflege. Das war für den König eine bittere Wahl; denn die Gefangenschaft des Herzogs Magnus war ja eine Hauptsache für seinen Zweck; aber auf das flehentliche Bitten der Abgesandten von der Lüneburger Besatzung lagen auch die Großen des Reiches ihrerseits dem Könige an mit ihrem Gesuche. Da willfahrte der König schon von Hersfeld aus und Magnus ward mit Jubel unter den Sachsen empfangen. Doch damit nicht zufrieden, fuhren die Sachsen und die Thüringer fort, die königlichen Burgen in ihrem Lande zu belagern. Der Verlust derselben schmerzte den König nicht wenig und deshalb bewog er die rheinischen Erzbischöfe mit den Sachsen zu unterhandeln. Diese erzählten wiederum auch den Bischöfen abscheuliche Dinge von Heinrichs Lebenswandel und sagten, daß jeder andere Mann, der solche Dinge thue, aller Ehren verlustig gehen müße, wie viel mehr denn der König; aber zuletzt ergaben sie sich darein, daß von beiden Seiten je zwölf Geiseln gestellt werden und dann am

20. Oktober zu Gerstungen auf der Grenze des Thüringer- und des Hessenlandes eine Besprechung der Großen von beiden Seiten Statt haben solle. Als der König diese Vorschläge vernahm, sagte er, es schicke sich nicht für ihn, den Aufrührern Geiseln zu stellen. Bei dieser ungewißen Lage der Dinge kamen die beiden Erzbischöfe von Köln und Mainz nach Homburg an der Unstrut, wo die Geiseln ausgewechselt werden sollten, und sagten, daß sie selber sich verbürgen wollten, und das ward angenommen.

Unterdessen verfiel der König, wie uns die Berichte der Sachsen erzählen, auf eine andere List und ließ die Slaven an der Grenze der Sachsen zu einem Einfalle in Sachsen auffordern. Als die Sachsen das erfuhren, boten sie den Slaven Geld, wenn sie nur jetzt sich ruhig halten wollten. Unter den Slaven ward lange hin und her berathen, ob sie dem Könige folgen, oder das Geld der Sachsen annehmen wollten. Zuletzt geriethen sie unter einander darüber so in Zwiespalt, daß es zum blutigen Kampfe kam. — Auch der Dänenkönig gedachte seines Versprechens an Heinrich und fuhr mit einer Flotte in die Elbe hinauf um das Sachsenland zu verwüsten; aber die Dänen murrten unter einander, daß die Sachsen ihnen eine feste Vormauer und ein Schutz gegen die Slaven und daß es thöricht wäre, also sich selber zu schwächen. Als der Dänenkönig den Unmuth der Seinen merkte, ließ er ab von seinem Zuge und also war auch von dieser Seite her das Sachsenland geschützt.

Der Tag von Gerstungen nahte heran und es versammelten sich dort am 20. Oktober die rheinischen Erzbischöfe und viele Große von Seiten des Königs, auch die sächsischen Großen kamen dahin mit einem Heere von vierzehntausend Mann. Der König selber blieb fern in Würzburg; denn auf den Rath seiner Getreuen besorgte er, daß seine Anwesenheit die sächsischen Großen aufs neue erbittern und zu unheilvollen Entschlüßen

reizen möchte. Die sächsischen Großen warfen sich den Andern zu Füßen und baten, alle ihre Beschwerden frei heraus sagen zu dürfen. Das gestatteten ihnen die Andern und erstaunten über Alles was sie hörten und, wie uns der Mönch von Hersfeld erzählt, schalten sie die Sachsen, aber nicht darum, daß sie die Waffen ergriffen, sondern daß sie die unerträglichen Beleidigungen doch so lange ertragen hätten. Drei Tage lang beriethen sie, dann kamen Alle überein, Heinrich müße abgesetzt und ein anderer König an seiner Statt erwählt werden. Das solle aber das Volk nicht wißen, sondern nur die Großen; dem Volke ward gesagt, die Sachsen sollten dem Könige Genugthuung anbieten für den begangenen Frevel der Empörung, dagegen sollte der König ihnen Alles verzeihen und Abhülfe aller ihrer Beschwerden feierlich geloben. Wenn nur der Herzog Rudolf von Schwaben gewollt hätte, so hätten ihn die Fürsten zu Gerstungen sofort gewählt; aber Rudolf sagte, er würde die Krone nicht annehmen, wenn er nicht auf einer Zusammenkunft aller Fürsten des Reiches erwählt würde.

Die Sachsen kehrten heim, die andern Großen giengen nach Würzburg zu Heinrich und sagten ihm die Bedingung der Sachsen, und Heinrich, der wohl merkte, wie auf die Reden der Sachsen auch die Gemüther vieler anderer Reichsfürsten sich ihm entfremdeten, war zu Allem bereit. Als er dann von dort über Nürnberg nach Regensburg zog, war unter seinem Gefolge ein Mann, Namens Regenger. Dieser trat zu den Herzögen Rudolf und Berthold und sprach: „ich und einige Andere, welche der König für dienstwillige Werkzeuge seiner bösen Gesinnung hält, sollten neulich von ihm um Lohn gedungen werden, auf dem nächsten Fürstentage zu Würzburg bewaffnet über euch beide herzufallen und euch zu ermorden. Die Andern haben seinen bösen Vorschlag angenommen, ich allein habe ihm ernstlich widersprochen und habe versucht ihn von seinem schwarzen

Vorhaben abzubringen, aber vergeblich: denn seitdem hat er mich von sich entfernt, wo ich doch früher, wie ihr wißt, immer um ihn sein muste, und er hätte mich schon tödten laßen, wenn meine Klugheit und Gewandtheit das nicht vereitelt hätte.“ Zur Bekräftigung seiner Worte gab er den Ort an, wo der Vorschlag gemacht sei, nannte seine Genoßen, und erklärte sich bereit, zum Erweise des Gesagten entweder mit dem Könige selbst, wenn die Gesetze Solches erlaubten, aber wenn nicht, mit jedem Andern, der für den König auftreten würde, im Zweikampfe Gott die Entscheidung der Sache anheimzustellen. Diese Worte erschreckten die beiden Herzöge um so mehr, als Regenger ein Mann von sehr angesehener Familie und von unbeflecktem Rufe war; darum schenkten sie ihm Glauben und ließen dem Könige sagen, nach solchem Vorgange sähen sie ihren geleisteten Eid als gelöst an und würden von nun an seine entschiedenen Feinde sein.

Darüber gerieth Heinrich in heftigen Zorn und sprach zu seinem Gefolge: „ihr seht, was für ein Mensch dieser Herzog Rudolf von Schwaben ist. Da er nicht eine gerechte Ursache hat, um mich vom Throne zu stoßen, ersinnt er jetzt eine so ungereimte Beschuldigung, um seinen Aufruhr zu beschönigen. Aber ich will kein Wortgefecht und will sein fein gewebtes Lügengespinnst mit einem Schlage durchhauen. Ich will meines königlichen Namens und meiner Würde vergeßen und selber im Zweikampfe die Ränke und Schliche solcher Beschuldigung aufdecken, damit Jedermann erkenne, daß, wenn ich denn das Reich verlieren soll, ich es nicht verliere durch meine Schuld, sondern durch seine Verleumdung.“ Da trat Ulrich von Cosheim zum Könige, versuchte ihn zu besänftigen und bat ihn, doch nicht Etwas zu thun, was sich für ihn nicht gezieme. Er selber sei bereit, wie es sich auch ja beßer schicke, im Zweikampf mit dem Regenger die Unschuld des Königs zu erweisen. Auch gieng er

alsbald zum Herzog Rudolf und sagte ihm dasselbe, daß er Regenger als einen Lügner überführen wolle; allein Rudolf nahm diese Rede weder offen an, noch wies er sie zurück, sondern sagte, es hange von der Entscheidung der Fürsten ab. Der König zog weiter nach Regensburg, Keiner traute ihm und auch er traute Keinem; denn Parteiwuth und Verleumdung hatten alles Vertrauen vergiftet. Am 26. Novbr. kam er in Regensburg an, und wie den düster über die Erde herabhangenden Herbsthimmel kein freudiger Sonnenstrahl durchbrach, so schritten auch die Menschen in finsterem Schweigen neben einander her und Jeder fürchtete den Andern und mistraute dem Nachbar.

Unterdessen lagen die sächsischen Großen denen des Rheins unabläßig mit der Bitte an um einen andern König; denn das Reich, sagten sie, müße und dürfe nicht zu Grunde gehen, um der Schlechtigkeit willen eines einzigen Mannes. Diesen Bitten gab endlich der Erzbischof von Mainz nach und berief einen Fürstentag, damit auf demselben gemäß der Uebereinkunft der Fürsten zu Gerstungen Rudolf von Schwaben zum Könige der Deutschen erwählt würde. Aber auch dem Könige Heinrich ward die Nachricht gebracht und alsbald brach er auf und gönnte sich weder Ruh noch Rast, um von Baiern nach dem Rhein zu kommen. Erschöpft und ermattet ward er in Ladenburg am Neckar krank und lag dort viele Tage, so daß schon seine Gegner hofften, daß alle Wirren des Reiches ein unblutiges Ende nehmen würden. Aber Heinrich war jung und kräftig, er erholte sich wieder und zog weiter nach Worms. Da zeigte sich, wie die Bürger in den Städten des deutschen Reiches zum Reichsoberhaupte standen. Langsam und unbemerkt waren von Heinrich dem Vogler an die Städte erwachsen; wenn sie auch noch nach dem Gesetze Ottos I. die Leibeigenen wieder ausliefern musten, die vom Lande her in sie flohen, so waren doch auch viele da geblieben und hatten die Einwohnerzahl mächtig ver-

mehrt. Die Arbeiten, die früher von den Leibeigenen der Großen auf ihren Gütern betrieben wurden, waren getheilt unter viele Hände und die Handwerke erwuchsen empor. So viele ihrer ein Handwerk betrieben, die traten zusammen in eine Genoßenschaft, in eine Zunft, und Alle wetteiferten mit einander an Fleiß und Betriebsamkeit. Dazu kam der Handel, dessen Sitz nur in den Städten sein konnte. Alles dieß war schon so lockend geworden, daß außer den Nachkommen der Freien, welche Heinrich der erste König aus sächsischem Stamme in die Städte gesetzt hatte, nach und nach noch andere adlige Geschlechter sich niedergelaßen hatten in den Städten. Zwar hielten alle diese nach der Weise ihres Standes die Arbeiten der Andern unter ihrer Würde und meinten, daß ihnen allein die Verwaltung des städtischen Gemeinwesens zukäme, und die andern Bewohner der Stadt ließen die Geschlechter, die man Patrizier nannte, damals auch noch willig bei dieser Meinung; allein sie Alle umgab ein und derselbe Wall und Graben zur Befestigung, Alle erfreuten sich desselben Schutzes der bürgerlichen Ordnung und hatten ein und dasselbe Ziel in Bezug auf das Reich und den König. Dieses Ziel aber konnte zu allen Zeiten nur sein: treues Festhalten an dem König gegen die mächtigen Adalinge, gegen die Großen und Fürsten; denn diese banden und beschränkten Handel und Verkehr durch Zölle und Abgaben zum eigenen Nutzen und über sie war kein anderer Richter als der König. Ihm lag es nicht daran, Zölle und Abgaben zu fordern; denn Steuern nahm er nicht ein und bedurfte deren auch nicht, weil man stehende Heere und Staatsschulden noch nicht kannte und für die Ausgaben des königlichen Hofes die Einkünfte seiner Krongüter ausreichten. Auch dachte man damals noch nicht daran, daß die Steuern und Abgaben wieder verwendet werden könnten und müßten zum Bau der Straßen und zu ihrer Sicherheit, zur Belebung des Verkehrs der Menschen unter

einander: die Städte waren zufrieden, wenn sie nur nicht gestört wurden in ihrem Handel und ihrer Betriebsamkeit, und gegen alle solche Störung schützte sie der König. Darum haben die Städte im Mittelalter immerdar den deutschen Königen und Kaisern so treulich angehangen und es ist betrübend zu sehen, wie die deutschen Könige und Kaiser oft so wenig das erkannten und verstanden.

Als die Bürger von Worms das Herannahen des Königs erfuhren, zogen sie ihm zum feierlichen Empfang entgegen. Einige Tage vorher hatte der Bischof von Worms seine Vasallen berufen, um dem Könige den Eintritt zu wehren; aber die Bürger jagten diese Vasallen hinweg und hätten den Bischof gebunden dem Könige entgegengeschickt, wenn er nicht schleunigst geflohen wäre. Als Heinrich herankam, erblickte er das ganze Bürgerheer in Waffen und wohl gerüstet. Solches hatten sie gethan, damit er mit eigenen Augen ihre Zahl und Macht und Waffenrüstung erkenne und daran ersehe, zu wem er Vertrauen haben müße in der Noth. Sie versprachen ihm ihre Hülfe, freiwillig brachten sie ein Jeder nach seinen Kräften ihm ihre Gaben dar und schwuren ihm, daß sie ihr Lebenlang mit allen ihren Kräften für ihn und für das Reich kämpfen wollten. Der König betrachtete mit Wohlgefallen die festverwahrte Stadt und sprach, von nun an solle sie die Burg seines Reiches, sein Zufluchtsort in allen Bedrängnissen sein, weil sie reich sei an mannhaften Bürgern, stark durch ihre Lage und durch die Befestigungen und in einem fruchtbaren Lande mit allen Lebensbedürfnissen zu jeglicher Zeit wohl versorgt sein könne.

Es war das erste Mal in der Geschichte des deutschen Reiches, daß eine Stadt also auftrat und ihren Willen verkündete, daß sie trotz aller offenbaren Fehler des Königs doch in ihm die königliche Würde achten und ehren, ja auch vertheidigen und behaupten wolle, und diese Nachricht erschreckte die

Fürsten und Bischöfe nicht wenig. Einige von diesen wagten sich gar nicht hin zu der neuen Königswahl; Andere kamen freilich, aber sie sagten, daß sie allein in so geringer Anzahl Nichts unternehmen dürften. Da berief Heinrich sie nach Oppenheim. Von beiden Seiten musten erst wieder Geiseln gestellt werden, weil Keiner dem Andern traute; aber dann redete Heinrich flehentlich zu ihnen, daß sie doch nicht mehr eingedenk sein möchten der Fehler seiner Jugend; denn von nun an werde er denken und handeln, wie es sich zieme für einen besonnenen Mann. Aber die Großen erwiederten ihm, das glaubten sie nicht mehr, weil er sie schon so oft getäuscht und nun neuerdings noch gar zweien von ihnen heimlich nach dem Leben gestellt habe. Wenn er aber Etwas thun wolle, so möge er Ulrich von Cosheim und Regenger die Sache im Zweikampfe ausfechten laßen, damit Jedermann daran erkenne, was Gottes Wille und was die Wahrheit sei. Das nahm Heinrich gern an und bestimmte als Tag des Kampfes den 15. Januar auf der Marsaue mitten im Rhein.

Aber auch dieß kam nicht zu Stande; denn Regenger starb gleich darauf und also blieb bei unerledigter Sache in der Meinung vieler Menschen der Verdacht auf Heinrich haften. Er lebte in Worms, für einen König kümmerlich und ärmlich; denn was ihm gebührte, ward ihm nur spärlich geschickt. Desto mehr kamen unwillkommene Boten der Besatzungen seiner Burgen im Sachsenlande, klagten ihm ihre Noth und baten jämmerlich um Hülfe. Da entschloß sich Heinrich offenen Kampf gegen die Sachsen zu versuchen; aber die Erzbischöfe von Köln und Mainz, die Bischöfe von Worms und Strasburg, die Herzöge und Großen von Baiern, Schwaben, Kärnthen, Lothringen und der Moselgegend ließen ihm erwiedern, daß sie gegen die sächsischen Großen nicht zu Felde ziehen wollten. Dennoch zog der König von Worms aus mit einem Heere, das zum

großen Theil aus Bürgern dieser Stadt bestand. Es waren auch zwar einige Bischöfe zu ihm gekommen; aber beinah Alle in der Absicht, um ihn mit ihrem guten Rathe zu unterstützen, ihre Vasallen dagegen hatten sie daheim zurückgelaßen. Mit seinem kleinen Heere zog Heinrich im Februar 1074 bis an die Werra, welche damals Thüringen von Hessen schied. Es war ein kalter Winter, der Fluß war ganz mit Eis bedeckt, so daß man frei hin und wieder gehen konnte, und die Kundschafter brachten Heinrich die Nachricht, daß das Sachsenheer, vierzig tausend Mann stark, am rechten Werraufer lagere. Darum fürchtete er sich sehr vor einem Ueberfall und schickte unabläßig die Bischöfe als Boten zur Unterhandlung mit den Sachsen hin und wieder. Lange beriethen sie über die Bedingungen des Friedens; denn die sächsischen Großen wollten dem Könige nicht Glauben schenken; endlich aber kamen sie doch überein und die Bischöfe versprachen im Namen des Königs, daß er in fast allen Bedingungen dem Willen der sächsischen Großen nachgeben würde. Darauf zogen die Friedensvermittler in das königliche Lager und Heinrich nahm sie ehrenvoll auf, küßte sie und wiederholte dann selber mit lauter Stimme vor allen Anwesenden die Bedingungen des Friedens und genehmigte sie öffentlich.

Dann begab sich der König in der Mitte der Sachsen nach Goslar. Die Besatzung seiner Harzburg murrte über den ihm so nachtheiligen Frieden und sagte, an ihnen hätte es nicht gelegen, daß der Ausgang des Kampfes nicht günstiger für ihn gewesen sei. Sie zeigten ihm die Denksteine rund um an dem Berge, wo sie oft die Angreifer zurückgeworfen und ihnen viele Menschen erschlagen hätten. Das wurmte den König und er sann darüber nach, wie er doch vielleicht sich seine geliebte Harzburg erhalten könne, welche allen seinen Hoffnungen so glänzend entsprochen und gegen solchen Andrang der Feinde sich behauptet hätte. Es war vergebens; denn sein Wort band ihn,

alle Burgen zu zerstören. Einige seiner Freunde riethen, er solle die Harzburg einem der treu gebliebenen sächsischen Großen übergeben, bis sich der Zorn des Volkes gelegt hätte; denn die Bewohner von Goslar waren ergrimmt auf die Besatzung, welche ihnen während der Belagerung das Vieh geraubt hatte, und forderten mit Eifer die Zerstörung. Aber der König traute keinem der sächsischen Großen und fürchtete doch auch den Zorn der Einwohner von Goslar; darum erfand er einen Ausweg. Er trug dem Befehlshaber der Besatzung auf, er solle die äußeren Mauern der Burg zerstören und dann, wenn die Umwohner sich damit zufrieden gäben, solle er aufhören und die anderen Gebäude in gutem Zustande laßen. Der König selber aber wollte diese Demüthigung dort nicht abwarten, sondern zog wieder ab nach Worms.

Nach der Abreise des Königs, um die Mitte des März 1074, begann die Zerstörung und bald lagen die äußeren festen Mauern der Harzburg in Schutt und Trümmern. Dann gebot der Befehlshaber Einhalt und entließ die Arbeiter; aber diese liefen hinunter und verkündeten, die Burg solle stehen bleiben und alle Anstrengungen seien umsonst gethan; denn nun werde bald der König wiederkehren mit einem starken Heere und die Besatzung der Harzburg würde wiederum schalten und walten, wie sie auch zuvor gethan. Darüber erhob sich Lärm und Aufruhr in der Stadt und am dritten Tage nach der Abreise Heinrichs zog ein Volkshaufe den Berg hinan und drang mit Brecheisen und Hebestangen in die Burg. Da wurden die Mauern bis auf den Grund zerstört, die Steine umher zerstreut, die Kirche, welche von Holz erbaut und hübsch ausgeschmückt war, angezündet, der Kirchenschrein ausgeplündert, die Altäre zerbrochen und die so hell klingenden Glocken in Stücke zerschlagen. Ja so weit gieng die Wuth des Volkes, daß sie die Leichen von des Königs Söhnlein und des Königs Bruder, die er dort

hatte begraben laßen, wieder ausscharrten aus der Erde und die Gebeine umher verstreuten. Ebenso wollten sie auch mit den Gebeinen der Märtyrer verfahren, die der König nach der damaligen Sitte als Schutzheilige seiner Kirche dorthin hatte bringen laßen, wenn nicht der Abt eines benachbarten Klosters sie den Händen der Wüthenden entrißen hätte.

Ueber diese Nachricht wurden die sächsischen Großen nicht wenig bestürzt; denn sie sahen wohl ein, daß solcher Frevel die Gemüther der Menschen ihnen entfremden und mit dem Könige versöhnen müße. Darum schickten sie eiligst ihre Gesandten zu Heinrich und ließen ihm betheuern, daß nur das zusammengerottete Volk Solches verübt und daß ihre Hände rein seien von solcher Missethat. Aber so sehr Heinrich auch die Zerstörung seiner Harzburg schmerzte, so war er doch nicht Willens, den dadurch errungenen Vortheil in der Meinung der Menschen aus den Händen zu geben, sondern er beschwur die anderen Fürsten und Bischöfe des Reiches ihm beizustehen gegen solchen Frevel; denn nun müße es doch Allen einleuchten, wohin es mit solchen Menschen gekommen sei, die ihre Hände legten an die Kirche Gottes, an die Gebeine der Leichen aus königlichem Stamme und die der heiligen Märtyrer. Das blieb nicht ohne Erfolg; denn es traten Viele auf seine Seite über. Andere wieder wurden freund mit ihm aus Haß gegen die sächsischen Großen. Darunter war Herzog Rudolf von Schwaben, der es den Sachsen sehr übel nahm, daß sie mit dem Könige Frieden geschloßen hatten, weil dieser Friede ihn seiner Hoffnung auf den deutschen Königsthron beraubte, und deshalb versprach er in seinem Zorne gegen die sächsischen Großen dem Könige die schuldige Reichshülfe gegen die Aufrührer. Also gieng der König vom März des Jahres 1074 mit dem Gedanken um, Rache zu nehmen an den Sachsen, doch ließ er erst längere Zeit verstreichen, um während derselben viele Große zu seinen Gun=

sten zu stimmen. Ein volles Jahr brachte er zu mit den Vorbereitungen zum neuen Kriege gegen die Sachsen.

### 9. Heinrichs zweiter Feldzug gegen die Sachsen. 1075.

Im Frühlinge des Jahres 1075 gedachte König Heinrich seinen längst gehegten Racheplan gegen die sächsischen Großen auszuführen. Als er zu Worms das Osterfest feierte, wollten dahin einige derselben kommen, um ihn zu begrüßen; aber seine Gesandten kamen ihnen schon entgegen und geboten ihnen schnell in ihr Vaterland heimzukehren; denn, weil sie ihn so vielfach beleidigt und nach allem angethanen Unrechte noch nicht wieder versöhnt hätten, könne der König ihnen nicht freies Geleit versprechen. Da erst ahnten die Sachsen das Ungewitter, das drohend wiederum über ihre Häupter heranzog. Der König hatte inzwischen alles zum Kriege Nöthige vorbereitet, er hatte fast alle Große des Reiches außer den Sachsen auf seine Seite gebracht und ließ nun im April ein Gebot ausgehen, daß am achten Juni das ganze Reichsheer sich zu Bredingen unweit Hersfeld versammeln solle, um ihm Heeresfolge zu leisten gegen die aufrührerischen Sachsen. Auch an diese, welche zur Berathung sich wiederum in Goslar versammelt hatten, schickte er seine Boten und ließ ihnen sagen: er habe noch immer nicht das schwere Leid vergeßen, daß er in höchster Lebensgefahr aus seiner Burg hätte fliehen müßen; aber doch wolle er nicht allen Sachsen die Schuld dieses Frevels beimeßen; es seien nur wenige Große, welche das leichtsinnige Volk zu solchen Thaten aufgereizt hätten. Darum wolle er diese Großen, da er mit den Gesetzen Nichts mehr über sie vermöge, mit bewaffneter Hand heimsuchen; alle Andern aber bitte und ermahne er um ihres eigenen Besten willen, daß sie ruhig daheim blieben und nicht die Reichsfeinde auf irgend eine Weise unterstützten. Wenn sie solcher Weisung folgten, so würde er auch ihres früheren Vergehens nicht mehr

eingedenk sein; wenn aber nicht, so sollten sie das alte Unrecht zugleich mit dem neuen büßen.

Darauf erwiederte die Versammlung der Sachsen in Goslar: „wenn nicht unsere Fürsten versprächen, daß sie allen ihnen gemachten Beschuldigungen Rede und Antwort stehen wollen, so würden wir sie ohne Verzug gebunden den Gesandten des Königs überliefern; aber sie sind zur Rechenschaft bereit, und darum bitten wir, daß der König verfahre, wie es sich für seine Ehre ziemt, und sie nicht eher verurtheile, als bis vor einem Fürstentage, wie es der Brauch verlangt, die Anklage und die Vertheidigung einander gegenüber stehe. Mag denn also der König Tag und Ort bestimmen und mag er dann sicheres Geleit zum Kommen und zum Gehen versprechen. Wenn aber der König seinen Zorn höher achtet, als den ordentlichen Brauch des Reiches, so bedarf es einer offenen und unumwundenen Antwort. Wir würden es für gottlos halten, wenn wir unsere Fürsten im Stiche ließen und sie für uns dahingäben, da sie doch gemeint haben, nicht bloß sich selbst, sondern unser Aller gemeinsames Recht zu schützen: darum bitten wir, daß entweder uns und ihnen gemeinsame Verzeihung dessen widerfahre, was wir nach der Anklage gemeinsam verbrochen haben sollen, oder wenn denn dieß durch keine Bitte gesühnt werden kann, daß uns mit ihnen die gleiche Strafe des gleichen Vergehens treffen möge."

Also antworteten die Sachsen oder wer immer diese Antwort im Namen des sächsischen Volkes verfaßt haben mag, dem zürnenden Könige. Dann traten Erzbischof Wezil von Magdeburg, Bischof Bucco von Halberstadt, Magnus von Sachsen, Otto von Northeim, der einst Herzog von Baiern gewesen war, und alle diejenigen, welche dachten, daß des Königs Zorn im Besondern auf sie gerichtet war, zu einem Rathe zusammen. Sie sagten und schrieben an die Fürsten des Reiches, daß sie

sich keines Frevels bewust wären; denn die Zerstörung auf der Harzburg sei nicht ihr Werk, sondern dasjenige des rohen Haufens der Umwohner. Dennoch wären sie erbötig allen Schaden zu ersetzen, die Kirche stattlicher wieder aufzubauen, als sie vorher gewesen, ja auch noch, wenn anders die Würde des Königs Solches verstatte, ihm Landgüter zur Sühne aus ihrem Eigenthume herauszugeben. Nur möge der König sie wieder zu Gnaden annehmen, und das Schwert, welches so drohend gegen das Sachsenland gezückt sei, besänftigt wieder in die Scheide stecken. Ja wenn Alles nicht genügte, was sie dem beleidigten Könige anböten, so seien sie bereit alle Rüstungen zu unterlaßen und barfuß ihm entgegen zu ziehen, nur daß er ihnen Verzeihung verspräche. Mit solcher Botschaft schickten sie ihre Gesandten an den König und die Fürsten des Reiches. Als aber Heinrich von dem Herannahen dieser vernahm, gebot er, daß sie unter keiner Bedingung vor sein Angesicht geführt würden, sondern alsbald wieder heimkehren sollten; denn er wolle Nichts wißen von den öffentlichen Feinden des Reiches, die umhergiengen und ihre Lügen ausstreuten, um das Volk irre zu machen an seinem Könige. So kehrten die Gesandten wieder heim. Da schickten die sächsischen Großen andere hin; aber auch sie fanden die königliche Thür verschloßen. Nur Einer von ihnen wagte es, einmal die Gelegenheit zu benutzen und unversehens vor den König hinzutreten. Kaum aber hatte er begonnen seinen Auftrag auszusprechen, als der König sich zornig von ihm abwandte und einem aus seinem Gefolge befahl den Mann gefangen hinwegzuführen. In der Nacht aber gelang es dem Sachsen seinen Wächter zu täuschen und mit Lebensgefahr von da zu entkommen.

Als der König sie also gar nicht anhören wollte, baten die sächsischen Großen die anderen Herzöge, Grafen und Bischöfe des Reiches, daß sie ihrer eingedenk sein und des Schwures

nicht vergeßen möchten, den sie auf dem Tage zu Gerstungen geleistet. Aber alle Große des Reiches waren auf der Seite des Königs, insbesondere der Herzog Rudolf von Schwaben, auf den die Sachsen so sehr hofften. Der sächsische Stamm selber war zerspalten; denn die Westfalen machten nicht gemeinsame Sache mit den Andern und eben so wenig nahmen die meißnischen Sachsen Theil am Kriege. Ja selbst in den andern Gegenden war Zwietracht der Menschen unter einander und häufig erfand es sich, daß der Sohn auf der Seite des Königs und der Vater auf der Seite der sächsischen Großen war und daß der Bruder sich rüstete gegen den Bruder. Also erzählen uns die beiden Sachsen selber, Lambert und Bruno, die am ausführlichsten über ihre Zeit berichten, und wohl dürfen wir darum vermuthen, daß auch noch wohl einiges Andere vorgekommen sein mag, was zu Gunsten des Königs und gegen die Sachsen sprach; aber wir vermögen nicht den Schleier zu zerreißen, den die Parteilichkeit gewoben hat, und müßen daher den Berichten der beiden Augenzeugen, des Mönches Lambert und des Weltpriesters Bruno, folgen. Selbst wenn sie auch Nichts geradezu gegen ihn erdichtet haben, so lehrt uns doch die Erfahrung, heute wie damals, daß in Zeiten wilder Parteiung auch selbst nicht der rechtliche Mann das Wort des Gegners immer unbefangen aufnimmt, und daß er in seinem Eifer gar oft dasjenige zu erwähnen vergißt, was zu Gunsten seines Gegners spricht.

Als alle Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung schwand, geschahen im sächsischen und thüringischen Lande häufige Berathungen, und nochmals und nochmals ward erwogen, woher Hülfe kommen könnte in solcher Noth. Menschliche Hülfe war fern und ruhte nur in der Sachsen eigenem Arm; darum beschloßen die sächsischen Großen zu Gott sich zu wenden und erließen ein Gebot, daß alle Sachsen die kostbaren und beßeren Gewänder ablegen und sich bekleiden sollten mit einem Sack

und mit grobem Leinen, daß sie sich an bestimmten Tagen der Speisen und Getränke völlig enthalten, den Armen reichliche Almosen geben und barfuß zur Anbetung Gottes in die Kirchen gehen sollten, um dadurch zu beweisen, daß sie keine andere Zuflucht mehr hätten, als die göttliche Hülfe. Dann ward weiter angeordnet, daß am selben Tage, wo das Reichsheer sich zu Bredingen versammele, am 8. Juni, auch das sächsische und thüringische Heer zu Lupnitz zwischen Eisenach und Langensalza, nur sechs Meilen von dem königlichen Heere entfernt, zusammen kommen sollte. Noch einmal wolle man von dort aus den König um seine Milde anflehen, wenn er aber dann beharre in seiner Herzenshärtigkeit, so müße im Gottesgerichte des Kampfes die Sache entschieden werden. Bis dahin giengen die sächsischen Großen Allen voran mit gottesdienstlichen Uebungen, sie trugen härene Gewänder auf bloßer Haut und beteten täglich in Asche; denn sie meinten, dadurch würde ihrer Sache nicht wenig geholfen.

Der König feierte erst noch das Pfingstfest (24. Mai) zu Worms und brach dann auf nach Bredingen, wo sich am festgesetzten Tage eine solche Zahl von Kriegern versammelte, daß nach dem einstimmigen Urtheil der Menschen noch kein deutscher König auf deutschem Boden ein so zahlreiches und so treffliches Heer angeführt hatte. So viele Bischöfe, Herzöge, Grafen und sonstige geistliche und weltliche Würdenträger waren, sie alle hatten sich zu diesem Zuge gerüstet, und nur diejenigen waren fern, welche unabwendbare Nothwendigkeit an die Heimat feßelte. Der Erzbischof von Köln wollte nicht Zuschauer des Unglücks sein, das über seinen Bruder, den Erzbischof von Magdeburg, hereinbrechen würde, und hatte sich Urlaub ausgebeten, den ihm der König nur mit Widerstreben bewilligte. Aber seine Lehnsleute muste er schicken und ebenso auch der Bischof von Lüttich, der von Alter und Krankheit erschöpft zum Troste der Königin bei ihr in Worms geblieben war. Auch der Herzog

von Böhmen leistete die Lehnsfolge mit einem solchen Heere, daß er sich vermaß, es allein schon mit den Sachsen aufnehmen zu wollen. Der Abt Widerad von Fulda hinkte schon von Jugend auf und konnte seit zwei Jahren nur an Krücken gehen; aber dieser Zustand konnte ihn von der Heeresfolge nicht entbinden; denn es war des Königs Bestreben, daß sein Zug auch schon um der Namen der Fürsten willen, die daran Theil nahmen, stattlicher und furchtbarer sein sollte, als jemals zuvor einer gewesen war. Als Widerad bei glühend heißer Sommerszeit in seinem Wäglein bei Bredingen ankam, war das Gedränge und der Staub so mächtig, daß dieser ihm die Sprache benahm. Man brachte ihn in ein nahgelegenes Kloster; aber er sprach kein Wort mehr bis an seinen Tod, der wenige Wochen darauf erfolgte.

Die Späher des königlichen Heeres giengen aus und brachten am andern Tage die Nachricht zurück, daß das Heer der Sachsen über alle Erwartung zahlreich sei und an Bewaffnung und Ausrüstung dem Reichsheere nicht nachstehe. Ohne alle Furcht vor diesem hätten sie nicht gar zu fern ihr Lager aufgeschlagen und erholten sich nun vom Marsche in ihren Zelten; es wäre aber ihre Absicht noch einmal Gesandte zur Aussöhnung zu schicken. Die Großen des königlichen Heeres nahmen diese Worte leichthin und fast verächtlich auf und meinten, daß auch nicht einmal eine eherne Schlachtordnung ihrer Zahl und ihrem Andrange würde widerstehen können. Hätten sie ja doch unter ihren Schaaren so viele altgediente Männer, denen von Jugend an das Werk der Waffen ein Spiel gewesen sei und aus solchen Männern eben die ausgesuchtesten. Auf jener Seite aber sei eine rohe, ungeübte Menge, den Pflugsterz zu führen gewohnt, aber nicht das Schwert, und nicht aus kriegerischem Muthe versammelt, sondern durch die Scheu vor den Fürsten ihres Landes zusammengetrieben. Darum würden

jene nicht beharren in der Schlachtreihe, bis im Handgemenge das Schwert seinen blutigen Weg sich bahne, sondern vor dem Beginn irgend eines Kampfes nur durch den Schlachtruf in wilde Flucht gescheucht werden. Der König fürchtete nicht im Kampfe überwunden zu werden, vielmehr scheute er sich vor den Bitten der Gesandten um Frieden, daß nämlich etwa die Großen seines Heeres es für unbarmherzig und gottlos halten möchten, gegen Gnadeflehende noch die Gewalt der Waffen anzuwenden. Darum war es sein eifrigster Wunsch, daß die Heere aufeinander treffen möchten, bevor die Boten der Sachsen kommen und gehen könnten. Dasselbe wünschte auch der Herzog Rudolf von Schwaben, welcher nun auf alle Weise trachtete, die verlorene Gunst des Königs im vollen Maße wieder zu gewinnen.

Am ersten Tage nach dem Aufbruch von Bredingen kam der König mit dem Reichsheer nach Elenen, das jetzt Oberellen heißt; am folgenden Tage aber zog er in starkem Marsche bis Beringen unweit des sächsischen Heeres. Schon hatten Einige vom Reichsheere ihre Gezelte aufgeschlagen, weil ihre ermüdeten Glieder der Ruhe bedurften, Andere suchten Lebensmittel herbeizuschaffen, auch der König hatte sich auf sein Feldbett geworfen um sich abzukühlen: da trat auf einmal der Herzog Rudolf von Schwaben zu ihm herein und sagte ihm an, daß die Sachsen ganz in der Nähe gelagert wären und die Ankunft des Reichsheeres entweder nicht wüßten oder sich nicht darum kümmerten. „Sie schmausen und trinken" sprach er, „liegen dem Würfelspiele ob und ergötzen sich an anderen Scherzen, gleich als wären sie daheim, und denken nicht daran, wie sie so freventlich gegen alle Gesetze und gegen allen Brauch des Reiches die Waffen gegen den König ergriffen haben. Solche Schande des Reiches kann niemals wieder getilgt werden. Darum rathe ich, da noch ein so großer Theil des Tages übrig ist, daß alsbald

das Heer in Schlachtordnung gestellt werde, um die Sachsen anzugreifen, oder, wenn diese sich in ihrem verschanzten Lager halten, daß wir dieses sofort bestürmen." Der König erhob sich rasch von seinem Lager und schwur dem Herzog Rudolf, daß er diesen Dienst ihm nimmer vergeßen werde. Alsbald eilten beide aus dem Zelte. Das Horn erklang und rief das Heer zu den Waffen, die Krieger versammelten sich und schnell ordneten die Herzöge ihre Völker. Und weil der Raum und die Menge der Menschen nicht Allen zugleich den Angriff gestattete, ward dem Herzog Rudolf und den Schwaben nach altem Brauch und ihrem Vorrecht der Beginn des Kampfes zugestanden. Denn als die Schwaben im Jahre 799 die Stadt Rom erstürmten, hatte der Kaiser Karl ihnen dieß Vorrecht verliehen, daß sie in allen Reichskriegen die Vorkämpfer der anderen deutschen Stämme sein sollten, und an solchem Vorrecht hat der Schwabenstamm lange festgehalten. Den Uebrigen ward die Weisung ertheilt, dem ersten Haufen zu folgen und ihm zum Schutze immer bereit zu sein. Der König selber war beim fünften Haufen, welchen er aus den trefflichsten Jünglingen von erprobter Treue sich auserlesen hatte. Langsam schritt das Reichsheer auf das Lager der Sachsen vor.

Die Sachsen hatten gemeint, daß der Raum, welcher sie von dem Reichsheere trennte, kaum von einem Reiter, geschweige denn von einem Heere mit allem Gepäck in einem Tage durchschritten werden könne. Darum dachten sie an jenem Tage wenig an den König und seinen Zorn, sondern pflegten behaglicher Ruhe, um ihren Leib zu stärken für die kommenden Tage. Da sahen sie auf einmal nicht gar fern mächtige Staubwolken aufwirbeln, Heeresmassen, unzählig wie der Sand am Meere, das benachbarte Feld einnehmen und immer näher kommen. Zuerst stutzten sie, und der Eine klagte den Andern der Sorglosigkeit an; doch das währte nur wenige Augenblicke, da er-

schollen auch die Stimmen der Befehlenden unter ihnen, sie ergriffen die Waffen, ordneten sich schnell und drangen zum Thore des Lagers hinaus. Wenige nur waren ordentlich mit Panzern angethan, viele von den Uebrigen dachten nicht einmal daran, alle Kleider wieder anzulegen, deren sie sich vorher um der Sommerwärme willen entledigt hatten. Keiner konnte auf den Andern warten, wenn dieser noch zauderte, sondern die Einzelnen eilten herbei, je nachdem sie ihre Waffen schneller oder langsamer in Stand setzten, und nahmen alsdann ihre Stelle ein. Einige auch hatten sich weit zerstreut und schweiften jenseit der Unstrut umher und diese vernahmen nicht eher Etwas von dem Treffen, als bis es völlig entschieden war.

Kaum aber hatten die Sachsen sich gesammelt, als sie alsbald den Pferden die Sporen einsetzten und bevor noch von der königlichen Seite das Zeichen zum Kampfe gegeben war, auf den vordersten Haufen des Reichsheeres einstürmten. Solchem Andrang vermochten die Schwaben nicht zu widerstehen, sie hielten ein und wichen zurück, bis der Herzog Welf mit dem Haufen der Baiern sie stützte. Gleich bei diesem ersten Anlauf hatten die Sachsen alle ihre Speere und Wurfspieße verbraucht und mußten nun zu den Schwertern greifen. Im Schwertkampfe aber waren die Sachsen von jeher mächtig, jeder einzelne Krieger führte mehre Klingen bei sich und wenn die eine gesprungen war, so schrob er die andere ein und kämpfte muthig weiter, also, daß Bewunderung und Schrecken zugleich ihre Gegner erfüllte. Dort fiel der bairische Markgraf Ernst, der in so manchem Kampfe gegen die Ungarn den Sieg davon getragen hatte, dort erlagen viele Edle aus schwäbischem und bairischem Stamme, und von den übrigen waren wenige nicht mit Wunden bedeckt; den Herzog Rudolf von Schwaben schützte sein trefflicher Panzer gegen Wunden, aber die kräftigen Hiebe der sächsischen Schwerter zerquetschten ihm die Glieder unter dem

Harnisch. Unter dem sächsischen Heere ragte vor Allen Otto der ehemalige Herzog von Baiern hervor; von den auserlesensten Jünglingen umgeben, bahnte er sich mit seinem Schwerte überall den Weg. Es war erst drei Uhr Nachmittags, da wankten die Schaaren der Baiern und Schwaben. Schon ward dem Könige die Nachricht gebracht, daß diese sich nicht länger gegen den Andrang der Sachsen zu halten vermöchten, als plötzlich der Graf Hermann von Glitzberg von der einen Seite und die Bamberger von der andern Seite mit den vorrückenden Sachsen handgemein wurden. Diese waren nämlich wegen des ungünstigen Bodens abgeschickt, um auf Umwegen den Feinden von der Seite kommen zu können. Ihnen folgten auf dem Fuße von der einen Seite die Böhmen, von der anderen Gozelo mit den Lothringern und sprengten im vollen Lauf gegen die Sachsen heran. Da erst konnte die Uebermacht des Reichsheeres wirksam werden. Solchen Kampf nach drei Seiten zugleich vermochten die schon ermüdeten Sachsen nicht mehr zu bestehen und eine Reihe nach der andern löste sich auf. Otto rief und beschwur Alle doch zu beharren bei dem glücklichen Anfang, es war vergebens und das Sachsenheer zerstreute sich in wilde Flucht. Da ergoßen sich Verfolgte und Verfolger über die Felder, es war nicht mehr ein Kampf, es war ein Schlachten und in den aufwirbelnden Staubwolken unterschieden die Verfolger nicht mehr zwischen Feind und Freund, sondern ritten Alles nieder, was ihnen vorkam. Da stürzten Pferde zusammen nicht von feindlichen Wunden, sondern von den Sporenhieben ihrer Reiter. Einige Sachsen meinten noch, sich im Lager halten zu können; aber es ward im ersten Anlauf erstürmt und alle Vertheidiger getödtet. Auf zwei bis drei Meilen hin fand man nachher die Leichen der Menschen und Pferde zerstreut, denn Schonung kannte man nicht mehr. Ein großer Theil der Sachsen ward in die Unstrut gedrängt und wen also das Schwert

des Feindes verschonte, dem war sein Grab in dem tiefen, schlammigen Bette des Flußes bereitet. Erst die späte Sommernacht machte dem Würgen ein Ende. Also mordete an jenem unglückseligen Tage ein Stamm des deutschen Volkes den andern und dieser Brauch ist Jahrhunderte vorher und Jahrhunderte nachher derselbe geblieben bis in die traurigsten Zeiten zu Anfang unseres Jahrhunderts. Wer kann ermeßen, ob und wann der Wille der Mächtigen ihn wiederkehren heißt? —

Dann plünderten die Sieger das Lager der Feinde und fanden darin so viele Vorräthe an Lebensmitteln, an Gold und Silber, daß jene spottend riefen, die Sachsen hätten dem Reichsheer ein Festmahl geben und ihre Kostbarkeiten ihnen zur Schau stellen wollen. Die Großen des Reiches traten glückwünschend zum Könige; zwar bekümmerte den Einen und den Andern der Verlust seines Vaters, seines Bruders, seines Freundes; aber der Ruhm des Sieges schien sie zu entschädigen und es bedrückte weder dem Könige noch einem der Andern das Herz, daß auch die gefallenen Sachsen ihre Brüder, die Söhne eines großen Volkes waren, und kein Gedanke kam ihnen in den Sinn, daß der friedliche Kampf, den einst die deutschen Stämme am Rheinstrom zwischen Worms und Mainz um Heinrichs Großvater Konrad gekämpft, diesem und dem deutschen Reiche eben so viele Ehre brächte, als der blutige Tag von Langensalza dem Enkel und dem deutschen Reiche seiner Zeit beweinenswerthe Schande.

Am folgenden Tage begruben sie die Todten, die gefallenen Edeln wurden auf Wagen gelegt und in ihre Heimat gefahren, um dort ihre Ruhestätte zu finden. Da erfand sich die Prahlerei vieler Kämpfer des Reichsheeres; denn hätte man den Erzählungen der Einzelnen glauben wollen, so wären alle Edeln des Sachsenheeres nicht bloß einmal, sondern mehrmals erschlagen; aber von allen diesen fanden sich nur zwei; denn die Uebrigen waren auf ihren schnellen Rossen und durch die

Kenntnis der Gegend entkommen. Von dem Reichsheere dagegen waren viele adlige Herren gefallen und darum klagten die Andern und murrten unter einander, daß sie ihre Hände besudelt hätten mit dem Blute des unschuldigen Volkes, während die Urheber der Sache entronnen wären. In Allem waren von dem Reichsheere fünftausend Menschen gefallen, von dem sächsischen achttausend.

Der König Heinrich aber fürchtete, daß seine Krieger aus Reue über solches Blutvergießen sich dem weiteren Zuge entziehen und heimkehren möchten, und sann über ein Mittel nach sie beisammen zu halten. Ein solches fand der Erzbischof von Mainz und es war ein solches, wie es dieses Bruderkrieges würdig war. Er besprach sich erst mit einigen Großen und als diese seinen Vorschlag billigten, trat er öffentlich auf und that alle thüringischen Großen, ohne sie gehört und ihnen nach den Satzungen der Kirche die Vertheidigung erlaubt zu haben, öffentlich und feierlich vor allem Volke in den Bann; denn also, sagte er, habe es ihm der Papst aufgetragen, weil sie ihm die schuldigen Zehnten verweigert und im Jahre vorher, als er diese forderte, mit gezückten Schwertern innerhalb der Kirche ihn bedroht hätten. Keinem der Nachdenkenden blieb es verborgen, wohin diese Bannung zielte; der Erzbischof wollte bewirken, daß das Reichsheer um so zuversichtlicher gegen die Gebannten kämpfen sollte, weil man sich durch die Tödtung der Gebannten keiner Sünde schuldig mache und nach den kirchlichen Satzungen dann keiner Kirchenbuße unterworfen sei. Denn damals noch forderte die Kirche Buße für jeglichen Todschlag, selbst auch von dem Krieger, der einen Feind im Kampfe erschlagen hatte, wenn dieser Feind ein Christ und nicht im Banne war.

Raubend und plündernd ergoß sich das Reichsheer über das unglückliche sächsische Land und kannte keine Schonung.

Der König ließ die sächsischen Großen auffordern sich willig zu ergeben, dann solle ihnen kein Leid geschehen; aber sie erwiederten, sie kennten seinen Zorn gegen sie wohl und wären nicht Willens sich gleich wie das Vieh abschlachten zu laßen, oder in langer Gefangenschaft durch Hunger und Durst zu Tode gequält zu werden. Vergebens versuchte der Erzbischof von Mainz sie zu überreden, nur der Bischof von Merseburg, der Markgraf Udo und einige Andere folgten und erhielten Verzeihung. Die Andern beharrten in ihrem festen Lager unweit Magdeburg. Also zog der König plündernd und verheerend weiter bis Halberstadt und von da nach Goslar; aber er schonte dieser ihm so lieben Stadt. Hier jedoch trat ihm ein anderes Hindernis entgegen, als die Sachsen; denn die Lebensmittel giengen aus, das alte Getreide war verzehrt und das neue noch nicht reif; darum muste er zurückkehren. Auch rückte die Erntezeit heran, wo seine Krieger daheim sein musten. Bei Eschwege an der Werra entließ er im Juli das Reichsheer; aber die Großen gelobten ihm, daß sie nach vollbrachter Ernte am 22. Oktober sich zu Gerstungen wieder einfinden wollten.

Dann zog der König nach Worms und empfieng dort eine Gesandtschaft des Großfürsten der Russen, der ihm so viele Geschenke an Gold und Silber schickte, als man in Deutschland noch nicht beisammen gesehen hatte. Das that er, damit Heinrich sich nicht einmischen möchte in die Streitigkeiten des russischen Reichs, an die Heinrich auch gar nicht einmal denken konnte. Obwohl also auch diese Gesandtschaft keinen Erfolg hatte, so war sie doch ein Beweis des Ansehens, in welchem damals bei dem so mangelhaften Verkehre der Menschen und Völker unter einander der Name des deutschen Königs stand.

Sobald der König abgezogen war, wurden in Sachsen häufige Versammlungen gehalten, in denen das Volk gegen die Großen und die Großen gegen das Volk unter einander murr-

ten und sich gegenseitig anschuldigten; denn dieses klagte, die Großen hätten es erst zum Kriege gegen den König gereizt und dann, als es zum Kampfe gekommen, wären jene auf ihren schnellen Pferden entflohen und hätten das Volk wehrlos den Hufen der feindlichen Rosse und den Schwertern der königlichen Krieger überlaßen. Die Großen dagegen zürnten ihrerseits dem Volke und sagten, sie selber seien mannhaft in den Kampf gegangen und hätten dem Volke ein würdiges Beispiel gegeben; aber dieses sei nicht befolgt, vielmehr hätten die Geringeren sich ohne Noth in wilde Flucht zerstreut und auch sie mit hineingerißen ins Verderben. Alle Sachsen aber waren gleichmäßig erbittert gegen die Thüringer; denn nicht bloß hätten diese nicht nach Kräften Hülfe geleistet, sondern sogar die fliehenden Sachsen auf allen Wegen und Straßen ausgeplündert und beraubt. So war es nahe daran, daß unter den Verbündeten und Besiegten selber ein neuer blutiger Zwist entstünde. Das verhinderten der Bischof Bucco von Halberstadt und Otto von Northeim durch ihre mahnenden Worte; aber diese Mächtigen fürchteten, daß es dem Volke in den Sinn kommen könnte, sie gebunden dem Könige auszuliefern und durch ihr Blut sich selber die Rettung vor dem zweiten Einfalle des Reichsheeres zu erkaufen. Darum wurden allerlei Vorschläge gemacht, wie man sich gegen einen solchen zweiten Angriff vertheidigen könnte. Einige Große schlugen vor, sie wollten allesammt nordwärts über die Elbe ziehen; Andere wollten die Slaven zu Hülfe rufen, um mit Hülfe der Heiden sich des an Grausamkeit noch heidnischeren Reichsheeres zu erwehren; Andere wollten die ehemaligen Burgen des Königs schnell wieder herstellen und erweitern und darin sich gegen die Feinde halten; allein allen diesen Vorschlägen stand das große Hindernis entgegen, daß die Menge des Volkes nicht mit dem Schwerte, sondern nur noch mit Bitten und Flehen kämpfen wollte. Dagegen halfen

alle Ermahnungen der Großen nicht. Diese sagten, ihr Unglück habe an dem Mangel einer einheitlichen Führung gelegen, darum müsten sie selber einen König wählen, der sie alle anführe, das sächsische Volk aber wollte Nichts wißen von einem andern Könige, sondern war bereit zur Unterwerfung.

Am festgesetzten Tage versammelte sich das Reichsheer. Gozelo von Lothringen allein hatte eine solche Schaar Krieger, daß er an Zahl dem andern ganzen Reichsheere überlegen war; denn die Herzöge Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern, Berthold von Kärnthen, kamen ohne alle Krieger und sagten, es reue sie des vergoßenen Blutes, da ja des Königs Sinn noch immer unversöhnlich sich zeige. Auch sonst neigte sich bei Heinrichs unbeugsamem Sinne die Meinung der Großen des Reiches allmälig den Sachsen wieder zu. Die andern Großen brachten zwar ihr Lehnsgefolge mit, jedoch war das Reichsheer lange nicht so stark, als das erste Mal. Das sächsische Lager ward bei Nordhausen aufgeschlagen und alsbald von da aus einige Bischöfe zur Friedensvermittlung an den König geschickt. Aber drei Tage verstrichen erst fruchtlos; denn von den Vornehmen in Heinrichs Heere wollte Keiner es weder ganz mit dem Könige, noch ganz mit den Sachsen verderben, und während dieser Zeit drang das Reichsheer plündernd und verheerend langsam vor. Endlich zogen vier Bischöfe zu den Sachsen, um mit ihnen zu unterhandeln, und mit ihnen gieng Herzog Gozelo von Lothringen, ein unansehnlicher und im Wuchs verunstalteter Mann; aber wegen der großen Anzahl seiner Krieger bei diesem Zuge vom hauptsächlichsten Gewichte. Auf die Klagen der Sachsen über den König gaben diese Männer ihnen den Rath unbedingter Unterwerfung und versprachen dann ihrerseits dafür einzustehen, daß aus dieser Ergebung für sie und ihre Ehre ihnen kein Nachtheil erwachsen solle. Gegen solchen Rath empörten sich die sächsischen Großen und meinten, beßer wäre es ihnen

die Waffen wieder zu ergreifen und mit diesen in der Hand zu sterben. Aber die Abgesandten beredeten sie unermüdlich und als dem Könige Heinrich dieser Vorschlag kund gethan wurde, war auch er nicht abgeneigt, ihnen die Versicherung zu geben, daß Keinem etwas Böses widerfahren sollte. Noch sträubten sich die Sachsen und wollten nicht nachgeben, die Boten von beiden Seiten giengen hin und kamen wieder, und Gozelo ließ nicht ab mit Bitten und Zureden; da endlich ergaben sich die sächsischen Großen weinend und seufzend in ihr Schicksal und erklärten sich bereit zur Unterwerfung. Auf diese Nachricht erscholl Jubel und Freude durch das ganze königliche Heer. Am folgenden Tage ward Alles zu ihrem Empfange bereitet. Auf einem offenen Felde, das nicht weit vom jetzigen Greußen und Kindelbrücken in Schwarzburg-Sondershausen gelegen haben mag, war das Reichsheer in einem Viereck also aufgestellt, daß an der einen Seite und in der Mitte ein völlig freier Raum blieb, auf den sich Aller Blicke richten konnten. In diesen Raum wurden der Reihe nach geführt: der Erzbischof Wezel von Magdeburg, der Bischof Bucco von Halberstadt, Otto von Northeim, der einstmals Herzog von Baiern gewesen war, der Herzog Magnus von Sachsen, und sein Oheim, der Graf Hermann, der Pfalzgraf Friedrich, der Graf Dietrich von Catlenburg, Graf Adalbert von Thüringen und noch viele andere Grafen, ferner alle sächsischen Freigeborenen, die beim Heere waren. Alle diese ergaben sich dem Könige ohne Vorbehalt und der König überwies sie dann den andern Großen seines Reiches zum Gewahrsam. Sie hofften auf baldige Freilaßung; aber diese gewährte der König nicht, sondern schickte sie nicht lange nachher als Gefangene in entlegene Länder des deutschen Reiches. Dieß geschah im November des Jahres 1075.

Der König lebte nun wieder im Sachsenlande und feierte das Weihnachtsfest in seinem ihm so lieben Goslar. Dorthin

berief er auch die Fürsten des Reiches. Als fast Alle erschienen waren, forderte Heinrich und empfieng von ihnen einen Eid, daß sie niemals einen andern, als seinen damals noch unmündigen Sohn zu seinem Nachfolger wählen wollten. Dann stellte Otto von Northeim ihm seine beiden Söhne als Geiseln und ward dafür selber losgelaßen und nach und nach entspann sich zwischen ihm und dem Könige ein freundlicheres Verhältnis. Der Uebrigen ward auch nicht einmal erwähnt und sie blieben nach wie vor in Gefangenschaft. Also schien der König vollständig gesiegt zu haben; aber, wie denn sein Leben von Anfang bis zu Ende ein nimmer endender Wechsel des Glückes war, so folgte auch auf diese Höhe seiner Wünsche bald wieder ein tiefes Thal; denn es erstand ihm noch ein anderer Gegner in Papst Gregor VII. In ihrem Schmerze über ihre Niederlage und ihrem Groll gegen den König wandten sich die sächsischen Großen an diesen, daß er seine geistliche Macht verbände mit ihren Waffen, und abermals wiederholte sich die traurige, mit Strömen Bluts, mit Elend und Schande in die Geschichte der deutschen Nation geschriebene Erfahrung, daß deutsche Fürsten und Große um ihres Vortheils willen das Reichsoberhaupt und in ihm das Vaterland verrathen an den Fremden.

## 10. Hildebrand als Papst Gregor VII.

Seitdem der Mönch Hildebrand mit dem Papste Leo, dem ehemaligen Bischof von Toul, aus dem Kloster Clugny nach Rom zurückgekehrt war, stieg sein Ansehen dort immer mehr und er war unentbehrlicher Rathgeber dreier Päpste nach einander. Eine Beharrlichkeit in der Verfolgung des einmal gesteckten Zieles, wie diejenige dieses ernsten Mannes, hat die Welt nicht oft gesehen. Dieses Ziel aber war die Herrschaft der römischen Kirche und im Besonderen die des Papstes über alle andere Macht auf Erden, mochte sie sich geistlich oder welt=

lich nennen. Darum hatte ihm Heinrichs III. Gericht über die drei Päpste auf der Synode von Sutri 1046 sehr misfallen und, um demjenigen seines Sohnes zuvorzukommen, brachte Hildebrand es dahin, daß Papst Nicolaus II. im Jahre 1058 eine Synode von 113 Bischöfen nach Rom berief und mit ihnen festsetzte, daß nur die Kardinäle der römischen Kirche zur Wahl eines Papstes berechtigt sein sollten. Auf diesem Collegium der Kardinäle sollte die römische Kirche wie auf ihren Angeln sicher ruhen. Dabei fügten sie hinzu: „unbeschadet der Ehrfurcht vor unserem geliebten Sohne Heinrich, der jetzt König von Deutschland ist und in Zukunft, wie wir ihm schon zugestanden haben, römischer Kaiser sein wird; unbeschadet auch seiner Nachfolger, wenn sie dieß Recht vom apostolischen Stuhle für sich persönlich erlangt haben werden." Also sprachen die Kardinäle der römischen Kirche damals, als Papst Nicolaus und sein Freund und Berather Hildebrand ihnen die Bahn vorzeichneten; aber wir vergleichen damit den Zuruf fast derselben Männer an den Kaiser Heinrich III. auf der Synode von Sutri 12 Jahre vorher*), und erkennen daraus den immer wieder neuen Wankelmuth der Menschen, der sich gleich bleibt vom Anfang der Weltgeschichte an bis auf den heutigen Tag, heute Hosianna ruft und morgen das Mordgeschrei erhebt: kreuzige! kreuzige! Denn die Meinung und Ueberzeugung der unendlich großen Mehrzahl der Menschen richtet sich nach den Umständen und nach der Führung eines kräftigen, über Alle hervorragenden und sich selber klar bewusten Geistes. Im Jahre 1046 war Heinrich III. ein gewaltiger, thatkräftiger Herrscher, im Jahre 1058 war sein Sohn Heinrich IV. ein achtjähriges Kind. Seine Berather und Vormünder aber konnten oder wollten nicht beachten, welche Einbuße ihr Mündel dadurch erlitt, daß

*) Vgl. Heinrich III. Nr. 1 auf Seite 263.

sie die Vollziehung eines solchen Gesetzes weder hinderten, noch überhaupt Widerspruch dagegen einlegten.

Im Jahre 1073 ward Hildebrand nach dem neuen Wahlgesetze zum Papste erwählt, und damit er sogleich bewiese, wes Sinnes er sei, nannte er sich als Nachfolger des abgesetzten Gregor VI. den siebenten dieses Namens. Ein großer Theil der Bischöfe nordwärts von den Alpen murrte über diese Wahl; denn bis dahin hatten sie und besonders die Erzbischöfe sich noch einige Selbständigkeit gegen den Papst bewahrt und gehorchten ihm noch nicht unbedingt; aber Alle wußten von Gregor VII., daß er entschloßen sei, jeglichen Widerstand zu brechen und sich als Papst zum unumschränkten Herrn der Kirche zu erheben. Deshalb giengen viele Bischöfe den jungen König Heinrich mit der Bitte an, daß er die ohne sein Vorwißen und ohne sein Zuthun erfolgte Wahl für ungültig erklären solle. Sie sagten ihm voraus: wenn er das nicht thue, so werde das Unglück davon über Keinen so schlimm, wie über ihn als König selber kommen. Auf diese Anmahnungen schickte der König einen Grafen Namens Eberhard nach Rom. Als diesem die römischen Großen entgegen kamen, tadelte er sie, daß sie so gegen alle Gewohnheit ohne Wißen und Willen des deutschen Königs der römischen Kirche einen Papst hätten vorsetzen können. Er setzte hinzu: „wenn der neue Papst sich nicht eignet für diese Würde, so muß er sie sofort wieder niederlegen."

In Rom ward er von Gregor VII. freundlich aufgenommen und als Eberhard ihm den Auftrag des Königs ausrichtete, erwiederte Gregor: „Gott ist mein Zeuge, daß ich niemals aus Ehrgeiz nach dieser hohen Würde gestrebt habe; aber ich bin von den Römern erwählt und diese haben mir die Regierung der Kirche fast mit Gewalt aufgedrungen. Dennoch haben sie mich nicht dahin bringen können, daß ich mich weihen ließe, bevor es mir durch eine sichere Antwort kund gethan würde,

daß sowohl der deutsche König, als auch die deutschen Fürsten zu meiner Wahl ihre Einwilligung gäben. Darum habe ich bis jetzt meine feierliche Einsetzung verschoben und ich werde sie verschieben, bis mir der Wille des Königs sicher kund gethan wird." Als Eberhard dem Könige diese Antwort meldete, erwiederte Heinrich, daß ihm damit Genugthuung geschehen sei. Er gab seine Einwilligung zu der Einsetzung, die am 23. Juni 1073 erfolgte.

Was Gregor wollte und wovon er ausgieng, sagt er uns mit seinen eigenen Worten also:

1. Die römische Kirche ist von Gott allein gegründet.
2. Nur der Papst wird mit Recht der allgemeine Bischof über Alle genannt.
3. Nur der Papst kann Bischöfe ein- und absetzen.
4. Sein Legat (Gesandter) geht im Range allen Bischöfen vor, wenn diese auch höhere kirchliche Würden bekleiden, als jener, und er kann sie kraft seiner Vollmacht vom Papste absetzen.
5. Mit den Menschen, die der Papst in den Bann gethan hat, darf Niemand Gemeinschaft haben, ja auch nicht einmal mit ihnen unter demselben Dache weilen.
6. Ihm allein steht es zu nach seinem Gutdünken neue Kirchengesetze zu geben.
7. Ihm allein steht es zu allen Fürsten den Fuß zum Kusse darzureichen.
8. Er allein hat das Recht Kaiser und Könige abzusetzen, und er muß für ihre Fehler und Sünden vor Gott Rechenschaft ablegen.
9. Die römische Kirche hat noch nie geirrt und, wie die Schrift bezeugt, so wird sie auch nicht irren bis in alle Ewigkeit.

Außer solchen Sätzen stellte Gregor noch viele andere auf

ähnlichen Inhalts, die zum Theil auch schon von früheren Päpsten ausgesprochen, aber noch niemals mit so entschiedener Beharrlichkeit und in so engem Zusammenhange unter einander dargethan waren. Es kam darauf an, ob es einem Menschen möglich sei solche Grundsätze durchzuführen und diese Kraft verspürte Papst Gregor in sich. Dabei fieng er von zwei Uebeln der kirchlichen Gemeinschaft an, der Simonie und der häufig vorkommenden Unsittlichkeit der Geistlichen, und trachtete danach, umgekehrt, wie der deutsche König Heinrich so oft die Meinung sittlich denkender Menschen gegen sich hatte, sie selber für sich zu haben.

Darum wandte Gregor sich zuerst gegen die Simonie, d. i. den Verkauf der geistlichen Stellen für Geld; denn in allen Ländern der Christenheit ward mit diesen ein schnöder Wucher getrieben, also, daß Bisthümer und Abteien für das Meistgebot erlangt werden konnten. Solcher Handel geschah damals ganz öffentlich und wenn König Heinrich selber das Geld nicht nahm, so thaten es seine Räthe. Daß Heinrich selber dem Laster der Simonie nicht so ergeben war, wie seine Feinde sagten, beweist uns folgendes Beispiel. Am 1. Decbr. 1075 setzte Heinrich sich mit den Fürsten zu einem Rathe zusammen, um einen neuen Abt des Klosters Fulda zu erwählen. Da traten eine große Anzahl Aebte und Mönche herein und boten um die Wette: der Eine versprach große Summen Geldes, der Andere wollte von den Klostergütern einige für den königlichen Schatz abtreten, ein Dritter wollte mehr Reichsdienste leisten und Alles was dergleichen mehr war. Ueber solche Frechheit ergrimmte der König Heinrich und während sie ihn mit ungestümen Bitten umdrängten, rief er mit lauter Stimme einen Mönch des Klosters Hersfeld, Ruzelin mit Namen, der im Auftrage seines Abtes an den Hof gekommen war. Diesen Mönch stellte er in die Mitte dar und während Ruzelin noch nicht wußte, was mit

ihm geschehen sollte und verwundert um sich schaute, reichte der König ihm den Hirtenstab und rief aus: „ich erwähle den Mönch Ruzelin zum Abte von Fulda und fordere alle versammelte Geistliche und Weltliche auf, daß sie mir beistimmen in dieser Wahl." Alle fielen ein in diesen Ruf, der Mönch Ruzelin stand betroffen und machte erst noch Einwendungen, daß er unerfahren sei und sein Abt Nichts davon wiße; aber die Zureden der Andern halfen ihm bald über seine verlegene Bescheidenheit hinweg.

Jedoch waren solche Beispiele nicht häufig; denn in allen Ländern der abendländischen Christenheit war damals das Uebel der Simonie im Schwange. Die früheren Päpste hatten gegen dasselbe gekämpft, Gregor aber war der Mann, der es vermochte ihm die Axt an die Wurzel zu legen. Wie er schon früher dabei auftrat, davon wird uns folgendes Beispiel erzählt. Als er noch der Archidiakonus Hildebrand war, schickte ihn einmal der Papst Victor als Legaten nach Burgund, damit er dort dem Ueberwuchern der Simonie sich entgegen stellen sollte. Hildebrand berief eine Kirchenversammlung nach Lyon. Auf derselben ward ein Erzbischof, ein gelehrter und beredter Mann, der Simonie angeklagt. In der Nacht bestach dieser Erzbischof seine Ankläger mit vielem Gelde und erlangte so von ihnen das Versprechen, daß sie schweigen wollten. Als am andern Morgen die Bischöfe wieder zusammen kamen, erhob sich dieser Erzbischof, blickte kühn um sich und sprach: „wo sind nun meine Ankläger? Man führe sie mir vor, damit ich antworte auf ihre Beschuldigungen." Alle schwiegen; aber Hildebrand wandte sich zu ihm, sah ihn eine Weile an und sprach dann ernsten Blickes: „Glaubst du an Gott, den Vater, den Sohn und den heiligen Geist?" Als der Erzbischof die Frage bejahte, fuhr Hildebrand fort: „so sprich: Ehre sei Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste!" der Erzbischof begann; aber als er die Worte „dem

Sohne" gesprochen hatte, stockte er und konnte die folgenden nicht hervorbringen. Zagend versuchte er es noch einmal und noch einmal; aber immer wieder hielt seine Zunge an bei derselben Stelle. Da warf er sich dem Hildebrand zu Füßen und bekannte seine Schuld, daß er geistliche Aemter für Geld verkauft und also der Simonie gefröhnt habe. Alsbald wurde er abgesetzt und nun konnte er frei reden und die anderen Worte hinzusetzen. Dieses Ereignis setzte Alle so sehr in Schrecken, daß fünf und vierzig Bischöfe sich der Simonie schuldig bekannten und freiwillig ihre Stellen niederlegten. Also verfuhr Hildebrand und Schrecken gieng vor ihm einher.

Gregor aber wollte nicht bloß der Simonie in Deutschland und allen anderen abendländischen Reichen ganz und gar ein Ende machen, er wollte im Kampfe gegen dieses Laster viel weiter hinausgreifen und jegliche Gewalt weltlicher Fürsten und Großen über kirchliche Stellen und Aemter aufheben. Von Karl dem Großen an hatte den deutschen Königen ohne allen Zweifel die Besetzung der bischöflichen Stellen zugestanden und nur an einigen wenigen Domen hatten die sächsischen Kaiser den Geistlichen, d. i. den Domherren, das Wahlrecht verliehen. Dieses Besetzungsrecht der kirchlichen Stellen nannte man die Investitur. Sie war von großer Wichtigkeit; denn sie knüpfte die Bischöfe und Aebte an das deutsche Reichsoberhaupt. Denn da die Bischöfe allmälig durch Schenkungen, Erbschaft und mancherlei anderen Erwerb nicht bloß kirchliche, sondern auch bedeutende weltliche Macht erlangt hatten: so waren sie bei Abhängigkeit vom Reichsoberhaupte von der anderen Seite eine bedeutende Stütze für dasselbe. Wenn es dem Papste Gregor gelang, diese Besetzung der Bischofssitze den Königen und weltlichen Großen zu entreißen und an sich zu bringen, so gewann er dem Papstthum eine Fülle nicht bloß der geistlichen, sondern auch der weltlichen Macht und nahm dagegen dem Königthume

eine der festesten Stützen hinweg. Um diesen Entschluß auszuführen, berief Papst Gregor im Jahre 1074 eine Synode nach Rom und allda ward folgender Beschluß gefaßt: „Wenn von nun an noch Jemand ein Bisthum oder eine Abtei aus der Hand eines Weltlichen annimmt, so soll er auf keine Weise für einen Bischof oder einen Abt gehalten werden. Ferner versagen wir einem solchen Manne alle Gunst bei dem heiligen Petrus und wehren ihm den Eintritt in die Kirche so lange, bis er die Stelle, welche er durch das Verbrechen des Ehrgeizes und des Ungehorsams einzunehmen sich anmaßt, reuig wieder aufgibt; denn Ungehorsam gegen den päpstlichen Stuhl ist gleich Götzendienst. Dasselbe soll gelten von den unteren geistlichen Würden. Wenn aber irgend ein Kaiser, König, Herzog, Markgraf, Graf oder überhaupt irgend Jemand, der eine weltliche Macht ausübt, Jemanden durch Ring und Stab mit einem Bisthum oder mit irgend einer anderen geistlichen Würde belehnen will: so soll er wißen, daß er sich gleicher Schuld theilhaftig mache, wie Jener, der die geistliche Würde von ihm angenommen hat.“

Auf derselben Synode faßten Gregor und die Bischöfe noch einen andern Beschluß, der also lautete: „denjenigen Priestern, welche dem Verbrechen der Unzucht anheimgefallen sind, untersagen wir um des allmächtigen Gottes willen und im Auftrage des heiligen Petrus den Eintritt in die Kirche, bis sie sich beßern und Buße thun.“ Mit dem Verbrechen der Unzucht meinten aber Gregor und die Bischöfe nicht bloß, was man gemeiniglich darunter versteht, sondern hauptsächlich die Ehen der Priester. Die Bischöfe selber pflegten längst nicht mehr zu heirathen; aber die Priester der niedern Grade thaten es, und noch siebenzig Jahre vor Gregor war im Bisthum Worms eine Kirchenbuße darauf festgesetzt, wenn Jemand meinte, der verheirathete Priester wäre nicht so würdig als der unverheirathete, und deshalb nicht bei ihm beichten wollte (vgl. S. 229).

Einen solchen Fortschritt hatte in siebenzig Jahren der mönchische Gedanke gemacht, daß die Ehe d. i. die gesetzliche Verbindung eines Mannes und einer Frau unheilig und ungöttlich sei!

Ueberhaupt hiengen Gregors Gedanken und Entwürfe nahe mit dem Mönchsthum zusammen. Seit länger als einem Jahrhundert hatte sich das Mönchsthum ausgebreitet, wie niemals zuvor. In einer sittenlosen Zeit, wo die Gewalt allem natürlichen und vernünftigen Rechte ungestraft Hohn zu sprechen scheint, pflegt es zu geschehen, daß viele Menschen von dem lärmenden Treiben und Gewühl des täglichen Lebens sich zurückziehen in sich selbst und, um ungestört ein beschauliches Leben führen zu können, sich flüchten in die Einsamkeit des Waldes, auf sonnige Bergeshöhen und in menschenleere Einöden. So geschah es auch damals und in der Noth der Zeit regte sich stärker als jemals vorher im Abendlande der Gedanke, daß man also einsam lebend sich mit Gott in engere, unmittelbare Verbindung setzen könne, indem man den Leib, der ja doch nur die Bürde und das Gefängnis der Seele sei, abtödte durch Fasten und Kasteiungen und durch diese jener es möglich mache, sich der Gottheit zu nahen. Aus diesem Drange der Menschen, der unabläßig das Geistige und das Sinnliche mit einander verwechselte, mehrten sich damals die Wallfahrten nach den heiligen Orten und insbesondere auch nach dem gelobten Lande und nach Jerusalem; aus derselben Sehnsucht stieg die Verehrung der Reliquien von Märtyrern und gieng nicht bloß bei Geistlichen und Mönchen, sondern bei dem ganzen Volke so weit, daß einmal in einer Stadt Frankreichs der heilige Romuald, der Stifter des Camaldulenserordens, deshalb in große Lebensgefahr kam, weil das Volk seine Gebeine als Reliquien behalten und deshalb ihn vorher erschlagen wollte. Am allermeisten aber zeigte sich diese Sehnsucht in der Stiftung von Klöstern und Einsiedlerzellen, welche nie vorher in solcher Zahl entstanden waren wie damals.

In solcher Zeit genoßen die Mönche einer für uns unglaublichen Verehrung. Als der junge König Heinrich (1050) geboren war, bat sein Vater, der gewaltige Heinrich III., den Abt des zu seiner Zeit berühmtesten Klosters Clugny flehentlich, daß er kommen möge, damit sein Sohn von einem so heiligen Manne zur Taufe gehalten werde. Von diesem Abte Hugo schreibt sein Schüler, der spätere Bischof Hildebert: „Schon als Kind erschien er ernsthaft wie ein Greis, unerbittlich verfolgte er die Sinnenlust, nur das Alter war dem Jüngling mit der Jugend gemein. Im Kloster war er unersättlich, die Schrift zu durchforschen, dem Gebete, der Armen- und Krankenpflege obzuliegen; dabei hüllte er sich in tiefes Schweigen, er redete nur mit dem Herrn, oder über den Herrn." Also that Hugo als Kind! Wie sehr aber auch Gregor von dem Gedanken der Heiligkeit des Mönchsthums erfüllt war, lehrt uns ein Brief, den er an denselben Abt Hugo von Clugny schrieb. Da klagt Gregor bitterlich über den Zustand der Kirche und setzt dann hinzu: „und mich selber sehe ich so in Sünden versunken, daß ich nur von Gottes Gnade Rettung hoffen kann; aber das Gebet findet keine Erhörung im Munde des Sünders, dessen Leben freilich nicht anstößig, dessen Wirken aber von dieser Welt ist. Deshalb bitte, flehe und beschwöre ich dich, laß die Frommen für mich beten." Daraus ersehen wir, wie hoch der Papst das Mönchsthum achtete, daß er mitten in aller seiner Macht und Herrlichkeit den Mönch in seiner einsamen Klosterzelle höher stellt und die Kasteiungen und das Gebet desselben für Gott wohlgefälliger hält, als sein eigenes welterschütterndes Wirken!

Diesem Mönchsthum war die Ehe unheilig und ungöttlich und darum waren alle Mönche die festesten Verbündeten des Papstes gegen die etwa widerstrebenden Weltpriester. Als die päpstlichen Legaten diese Befehle Gregors durch die Länder ver-

breiteten, daß die Priester Weib und Kind von sich thun sollten, um allein der Kirche anzuhangen, erhoben sie in allen Ländern laute Klage und zürnten dem Papste. Im Oktober desselben Jahres berief der Erzbischof von Mainz eine Synode seiner Geistlichen und dort that er im Namen des Papstes Allen kund: wie es zuvor schon mehrmals geschehen, so sei auch nun wieder das bestimmte Gebot ausgegangen, daß jeder Priester, der ein Weib habe, entweder dasselbe sofort entlaßen, oder niemals wieder den Dienst des Altars versehen solle. Alsbald standen alle Priester von ihren Sitzen auf und schalten ihn erst mit harten Worten, dann erhoben sie die Hände gegen ihn und drohten ihm also, daß er mit Lebensgefahr kaum noch entkam. Da dachte der Mainzer Erzbischof, die Sache sei zu schwierig und er wollte ferner sich nicht mehr darein mengen, sondern sie dem Papste selber überlaßen. Gregor vertraute auf die Mönche und ihre Einwirkung auf das Volk, und dieses Vertrauen täuschte ihn nicht: an vielen Orten hat das Volk durch Mishandlungen und Drohungen die Priester zur Entlaßung ihrer Frauen gezwungen.

Also wurden die Bande zerrißen, welche die niedere Geistlichkeit enger an andere Menschen als an die Kirche knüpften, und fortan gehörte ihr Thun und Denken nur dieser. Aber viel schwerer schien es, daß Gregor seine andere Absicht durchsetzen und die geistlichen Großen völlig unabhängig von der weltlichen Macht und nur dem Papste unterthan machen könnte. Heinrich IV. ahnte noch diese Pläne des Papstes nicht, oder er kümmerte sich nicht darum; denn er wuste nicht, wie klar bewust und wohl durchdacht Gregor von Anfang an zu Werke gieng. Mit einem unter den Königen des Abendlandes muste er den Kampf vollständig durchkämpfen und zu diesem Gegner ersah Gregor, auf das Ersuchen deutscher Großen, sich ihren König Heinrich, dem Namen nach den mächtigsten, aber um seiner

Jugend, seiner Erziehung, seines Leichtsinnes willen den schwächsten von allen.

## 11. Beginn des Kampf zwischen Heinrich IV. und Gregor VII.

Im Anfange des Jahres 1076 kamen die Boten des Papstes Gregor zu Heinrich IV. und luden ihn auf den Dienstag in der zweiten Fastenwoche vor den päpstlichen Stuhl in Rom vor, damit er sich verantworte wegen der Beschuldigungen, die ihm zur Last gelegt würden. Wenn er sich aber nicht stelle, so solle er wißen, daß der Papst ihn ohne weitere Frist durch seinen Bannfluch wie ein faules, unnützes Glied vom lebendigen Leibe der Kirche abschneiden würde. Ueber solche Botschaft an den deutschen König gerieth Heinrich in heftigen Zorn, er verabschiedete die päpstlichen Legaten mit bitteren Worten und erließ sogleich eine Ladung an alle Bischöfe und Aebte des deutschen Reiches, daß sie zum Beginn der Fastenzeit in Worms sich zu einer Kirchenversammlung einfinden sollten, um zu berathen über die Absetzung des Papstes; denn weder sein Wohl noch das des Reiches könne bestehen, so lange Gregor VII. auf dem päpstlichen Stuhle säße.

Am festgesetzten Tage kamen viele deutsche Bischöfe zusammen. Zu ihnen trat auch ein römischer Kardinal, Namens Hugo Blancus, den der Papst unlängst vorher um seiner Thorheiten willen entsetzt hatte, und berichtete allerlei Dinge von dem schändlichen Leben des Papstes. Solcher Erzählung glaubten einige der deutschen Bischöfe und urtheilten, daß Gregor fürderhin nicht mehr Papst sein und nicht mehr die Gewalt zu lösen und zu binden haben dürfe. Jeder Einzelne von ihnen unterschrieb für sich die Formel der Absetzung, die also lautete: „Ich N. Bischof in der Stadt N. versage von Stund an dem Hildebrand meine Unterwerfung und meinen Gehorsam und

werde ihn von nun an weder apostolisch nennen noch dafür halten." Wenige nur thaten dieß gern, manche nur aus Furcht vor dem Tode, von allen diesen aber, die im Herzen gegen eine solche Absetzung waren, wagten nur der Bischof Adalbero von Würzburg und Herimann von Metz Widerspruch zu erheben. Sie sagten, es zieme sich nicht und sei wider die Satzungen der Kirche, daß ein Bischof in seiner Abwesenheit, ohne ein allgemeines Concil, ohne rechtmäßige Ankläger und Zeugen und ohne allen Beweis der ihm angeschuldigten Vergehen verurtheilt werde. Noch mehr aber sei dieß unbillig gegen den Papst, gegen den nicht einmal ein Bischof, noch ein Erzbischof seine Klage erheben dürfe. Aber der Bischof Wilhelm von Utrecht, als der vertraute Freund des Königs, erwiederte ihnen darauf: „wenn ihr nicht die Verurtheilung und Verdammung des Papstes unterschreibt, wie wir auch gethan, so sagt ihr dem Könige ab, dem ihr doch Treue geschworen habt." Da unterschrieben auch jene beiden Männer und es ward nun ein Brief abgeschickt an den Papst und an alle Bischöfe und Großen in Italien. An den Papst schrieb Heinrich: „ich habe dir lange nachgegeben in deinen Forderungen, so sehr selbst, daß alle Gläubigen darüber unwillig wurden; aber nicht bloß hast du in Italien meine königlichen mir erblich zukommenden Rechte angetastet, sondern du hast auch an ehrwürdige Bischöfe deine Hand zu legen gewagt, und mit allem diesem noch nicht zufrieden, hast du dich erdreistet, mir nach meiner Krone und nach meinem Leben zu stehen. Um solchen Frevels willen habe ich eine Versammlung aller Bischöfe meines Reiches in Deutschland berufen und gemäß ihrem Urtheilsspruche, dem auch ich beistimme, kündige ich dir an, daß ich dich aller Rechte des Papstthums entsetze, und befehle dir, daß du niedersteigest vom angemaßten päpstlichen Stuhle." Aehnlich lautend schrieb Heinrich auch an die geistlichen und weltlichen Großen Italiens und

nannte Gregor darin nicht mehr Papst, sondern wie er ihn auch selber in der Ueberschrift eines zweiten Briefes anredete: den falschen Mönch Hildebrand. Noch heftiger und zürnender als der erste Brief, war dieser zweite, der also schloß: „der wahre Papst, der heilige Petrus hat gesprochen: „„fürchtet Gott, ehret den König.““ Du aber, weil du Gott nicht fürchtest, darum verunehrst du auch mich, den er eingesetzt hat. Bedenk aber, daß der heilige Paulus dich nicht ausgenommen hat, wo er sagt: „„wenn irgend Einer, wenn ich selber, ja wenn ein Engel vom Himmel euch ein anderes Evangelium lehrt, der sei verflucht.““ Darum sollst du nach solchem Fluch des Apostels über dich, nach dem Urtheil aller Bischöfe und nach dem meinigen heruntersteigen vom angemaßten apostolischen Stuhle und ein Anderer soll deinen Sitz einnehmen, ein solcher, der seine Gewaltthätigkeit und seine Empörung nicht umhüllt mit der Religion, sondern die lautere Lehre des heiligen Petrus verkündet. Denn ich, Heinrich von Gottes Gnaden König, und alle Bischöfe sagen dir: „„steig herab, steig herab!““

Als die Gesandtschaft dem Papste dieses Schreiben in der Kirche des Lateranpalastes überreichte, entstand unter den Kardinälen und Bischöfen ein solcher Aufruhr, daß sie den Gesandten in Stücke zerrißen hätten, wenn er nicht Schutz gefunden hätte zu den Füßen des Papstes selber. Am folgenden Tage kamen Alle wieder zusammen und der Papst erzählte ihnen, wie oft er den König ermahnt hätte, die gefangenen Bischöfe zu entlaßen und nicht mehr der Simonie zu fröhnen. Dann aber sagte er, ein solcher Schimpf dürfe nicht ungerochen bleiben, und als alle Bischöfe ihm beistimmten, sprach er dem Könige Heinrich den königlichen Namen und alle Ehre ab und belegte ihn mit dem Banne. Ferner schrieb er einen Brief an alle Großen des deutschen Reiches und sagte ihnen darin, wenn sie nicht seine Stimme hörten und seiner Weisung folgten, so seien

sie unwürdig des künftigen Trostes nach dem Tode und könnten des himmlischen Reiches nicht theilhaftig werden. Er rief Gott und alle Apostel und alle Heiligen zu Zeugen an, daß er lieber hätte sein Leben auf einer Pilgerschaft zubringen, als die Stelle einnehmen wollen, in die Gottes Wille ihn gesetzt habe. „Weil aber," fuhr er dann fort, „durch die Gnade Gottes mir die Macht verliehen ist zu lösen und zu binden im Himmel und auf Erden, so geschieht es zur Ehre und zur Vertheidigung der Kirche Christi, daß ich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes den König Heinrich, den Sohn des Kaisers Heinrich III., der Reiche Deutschland und Italien hier feierlich entsetze und alle Christen losspreche von dem Eide des Gehorsams, den sie ihm geleistet, und Jeglichem von euch verbiete, ihm ferner noch als eurem Könige unterthan zu sein. Desgleichen weil er die Kirche oft und vielfach beleidigt und meine Warnungen verachtet hat, so stoße ich ihn aus von der Kirche Gottes und verfluche ihn."

Diese Botschaft Gregors war vielen deutschen Großen, insbesondere den sächsischen, hoch willkommen; aber von der anderen Seite war sie doch gar zu unerhört und deshalb waren Viele zweifelhaft, wie sie sich dagegen verhalten sollten. Als Gregor das erfuhr, erzählte er wiederum in einem langen Schreiben Alles was der König je gethan, wie er Simonie getrieben, seine Versprechungen gegen die sächsischen Großen nicht gehalten und auf die Ermahnungen des Papstes trotz aller Gelöbnisse der Beßerung nicht geachtet habe. Auch an die deutschen Bischöfe schrieb der Papst noch besonders und fragte sie, wie sie doch noch zweifeln könnten, ob ihm die Macht zustände den König abzusetzen und zu bannen, oder nicht. Diese seine Macht bewies er nämlich also: „Christus hat zu Petrus gesagt: du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen und ich

will dir übergeben die Schlüßel des Himmels. Also hat Petrus kraft besonderen Auftrages Jesu Christi die Macht die Thür des Himmels zu öffnen und zu schließen, wem er will. Sollte nun aber dem, der das Recht hat den Himmel zu öffnen und zu verschließen, nicht das Recht verstattet sein über die Erde zu urtheilen? das sei ferne. Mögt ihr bedenken, was der heilige Paulus gesagt hat: wißet ihr nicht, daß wir über die Engel richten werden: wie viel mehr denn über das was auf Erden ist!" Dann verglich Gregor den Ursprung der Könige und Fürsten mit demjenigen der Priester und des Papstes und sagte: „wer weiß nicht, daß die Könige und Fürsten von denen ihren Ursprung haben, welche Gott nicht kennen und an ihres Gleichen, und an ihren Mitmenschen Raub, Plünderung, Mord und alle andern Frevel begangen haben? Wenn solche Menschen die Priester des Herrn auffordern, sich nach ihnen zu richten, so sind sie billigerweise mit dem Versucher zu vergleichen, der da spricht: „„dieß Alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest."" Zweierlei ist es vornämlich, wodurch diese Welt regiert wird: die heilige Macht der Päpste und die königliche Macht und um so viel ist die päpstliche Macht höher als die königliche, als die Päpste auch selbst am Tage des Gerichts Rechenschaft ablegen müßen für die Könige der Menschen. Aus solcher Machtvollkommenheit hat der Papst Zacharias den unfähigen Childerich abgesetzt und Pipin die Krone des Frankenlandes gegeben. Auch ist es ja ganz klar, daß die Macht des Priesters höher ist, als die königliche; denn welcher König kann mit seinem Munde den Leib und das Blut des Herrn Jesu Christi machen? Oder wer kann einen Priester einsetzen, oder absetzen? Die Könige und Fürsten sind der Leib des Teufels, die Priester der wahre Leib Christi; denn diese suchen die Ehre Gottes, jene aber ihre eigene und um ihres eigenen Vortheils willen unterdrücken sie ihre Mitmenschen, ihres Gleichen auf

grausame Weise. Wen die heilige Kirche nach ihrer Wahl zu ihrer Regierung und Leitung beruft, dem müßen Alle nicht um vergänglichen Ruhmes, sondern um des Heils ihrer unsterblichen Seele willen gehorchen; denn von ihm gilt das, was der Herr im Evangelium spricht: „„ich suche nicht meine Ehre, sondern des der mich gesandt hat,““ und an einer anderen Stelle: „„wer unter euch der Erste sein will, der sei Aller Knecht.““ „Also thut,“ schloß Gregor seinen Brief an die deutschen Bischöfe, „und beherzigt die Worte: „„lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig.““ An einer anderen Stelle deutet schon Gregor VII. das Gleichnis an, welches die Päpste nachher eifrig gebrauchten, daß die päpstliche und die königliche Gewalt zu vergleichen sei der Sonne und dem Monde. Denn wie dieser all sein Licht und seinen Glanz empfange von der strahlenden Sonne und Nichts sei ohne sie: also erhalte auch der König seine Macht und seine Würde von dem Papste, der die seine unverlierbar an sich trage, und eben so sei auch die königliche Macht für Nichts zu achten, wenn die Sonne des Papstes ihr das Licht und die Wärme entziehe.

Als der päpstliche Legat mit dem Bannbriefe nach Deutschland kam, war der König in Utrecht bei seinem Freunde, dem Bischofe Wilhelm. Dieser fürchtete, daß das päpstliche Schreiben auf das Volk einen schlimmen Eindruck machen möchte, und kündigte darum selber während der Messe mit spöttischen Reden dem Volke an, der König sei vom Papste in den Bann gethan. Auch schien es anfangs, als bewirkte der Bannbrief in Deutschland wenig zu Gunsten des Papstes; aber die wiederholten Ermahnungen und Schreiben des Papstes brachten endlich bei geistlichen und weltlichen Großen ihre volle Wirkung hervor und die ungünstigen Anzeichen für den König mehrten sich. Im Frühling des Jahres 1076 traten die Herzöge Rudolf von Schwaben, Berthold von Kärnthen, Welf von Baiern, die Bi-

schöfe Hermann von Metz und Adalbero von Würzburg zusammen und beriethen darüber, wie man dem traurigen Zustande des Reiches abhelfen könnte; denn der König bleibe nach dem Sachsenkriege derselbe, der er früher auch gewesen sei, und beharre in seinem Leichtsinne und seinem Umgange mit übelberüchtigten Menschen. Auch meinten sie, seine Macht sei durch den Sieg über die Sachsen allzu sehr gestiegen und es sei zu befürchten, daß nach der völligen Unterwerfung der sächsischen Großen die Reihe auch an sie kommen werde. Um dieß zu verhindern, entließen mehre dieser Fürsten die gefangenen sächsischen Großen, die ihnen der König zur Bewahrung übergeben hatte, frei und ungehindert in ihr Vaterland.

Im Juni des Jahres kam der Bischof Udo von Trier, der auf einer Pilgerfahrt nach Rom gewesen war, in die Heimat zurück und weigerte sich mit dem Erzbischofe von Köln, der ein Jahr vorher Hanno gefolgt war, irgend welche Gemeinschaft zu haben, weil der Erzbischof um seiner Theilnahme willen an der Kirchenversammlung zu Worms in den Bann gethan sei. Eben so sei es auch mit den andern Bischöfen und darum dürfe er auch mit allen diesen nicht reden, nur mit dem Könige selber dürfe er auf besondere Erlaubnis des Papstes Gregor sich in mündlichen Verkehr einlaßen; aber auch nur dieses sei ihm gestattet. Solche Reden machten die andern Bischöfe stutzig, einer nach dem andern von ihnen entzog sich heimlich aus dem Palaste des Königs und wollte nicht dahin zurückkehren, wenn Heinrich sie auch noch so oft auffordern ließ; denn sie sagten, sie wollten lieber den König als Gott beleidigen, lieber Schaden leiden an ihrem Leibe, als an ihrer Seele. Heinrich und die ihm Treubleibenden ergrimmten darüber und sprachen, dem Trierer Bischof und Allen, die seinen Verlockungen gefolgt wären, sei es gar nicht zu thun um das Ansehen der Kirche und des päpstlichen Stuhles, sondern dieß sei ihnen nur ein Vorwand,

um wieder die königliche Würde zu schmälern und ihren alten Haß gegen jede Oberherrschaft mit dem Scheine der Religion zu bemänteln.

Des Königs Zorn entbrannte immer mehr; denn nach dem einmal gegebenen Beispiele fiel ein Fürst nach dem andern von ihm ab; aber er sah auch wohl ein, daß eine Drohung, welcher die That nicht folgen könne, leer und eitel sei und nicht nütze, sondern schade: Darum bezwang Heinrich seinen Zorn und legte sich aufs Bitten. Aber das Eine, was am ersten die Gemüther mit ihm hätte versöhnen können, that er nicht: er ließ die sächsischen Großen, welche noch in seiner Gewalt waren, nicht los, sondern behielt sie in strenger Gefangenschaft. Denjenigen, welchen er am meisten haßte, den Bischof Bucco von Halberstadt, vertraute er nicht mehr einem der Großen des Reiches zur Bewahrung an, sondern führte ihn selber mit sich umher und behandelte ihn nicht seinem Stande angemeßen. Täglich ward der König allen Großen mehr und mehr verhaßt und sie meinten, es dürste ihn nach ihrem Blute. Ein neues Ereignis schien diese Furcht zu begründen. Es kam nämlich in jenen Tagen die Schwester des Königs, die Gemahlin des Königs Salomo von Ungarn, zu ihrem Bruder, weil sie mit ihrem Gemahle aus dem ungarischen Reiche hatte flüchten müßen. Als das Glück bald wieder ihrem Gemahle hold wurde, daß sie zu ihm zurückkehren konnte, verabredete der deutsche König Heinrich mit ihr, daß sie den Bischof Bucco von Halberstadt mit hinwegnehmen solle nach Ungarn, von wo er nicht leicht entfliehen könne. Da ward der Bischof auf eins der Schiffe gesetzt, welche die Donau stromabwärts nach Ungarn fuhren, die Königin aber wollte nach wenigen Tagen ihm folgen. Bevor die Schiffe abstießen, trat Ulrich, einer von des Königs Rittern, der in Baiern reich begütert war und zugleich auch Besitzungen von Bischof Bucco zu Lehen trug, schnell zu diesem,

kündigte ihm das Vorhaben des Königs an und sagte, daß er darum das Vaterland wohl niemals wiedersehen würde, wenn er nicht auf irgend eine Weise muthig und entschloßen aus dieser Gefangenschaft sich befreie. Er sagte ihm ferner, daß seine Besitzungen und sein festes Schloß unfern vom Donaustrome läge, so daß dieses von dem Waßer aus erblickt werden könne; wenn sie dahin kämen, so solle er die Schiffer oft ersuchen, daß sie anlanden und ihm die Erlaubnis ertheilen möchten zu Fuß am Lande nebenher zu wandeln. „Dann will ich selber dasein," versprach ihm der Ritter Ulrich bei seiner Lehenstreue, „und was in meinen Kräften steht, will ich zu eurer Rettung unternehmen." Der Bischof sagte zu, daß er genau auf Alles Acht geben werde.

Die Schiffe stießen vom Lande und Bucco fuhr bekümmert eine lange Strecke den schnellen Strom hinab. Als sie in die bezeichnete Gegend kamen, that der Bischof, als fühle er sich unwohl von der langen Waßerfahrt, und klagte es den Schiffern. Diese hatten Scheu vor der bischöflichen Würde ihres Gefangenen und gestatteten ihm auf seine Bitten gern, daß er oftmals aussteigen und in der erquickenden Frühlingsluft zu Fuß nebenher gehen durfte; denn der Zustand des Gefangenen, die weite Entfernung von seiner Heimat, die Menge der Wächter auf den Schiffen benahm ihnen alle Besorgnis. Der Bischof stieg aus und kehrte wieder zurück und trieb es oft auf diese Weise; aber so weit er auch um sich spähte und forschte, es war nirgends eine Spur von der Nähe des Ritters Ulrich. Das Fest Johannis des Täufers (24. Juni) brach an, und als sie in der Frühe des Morgens an einer Kirche vorbeifahren wollten, die hart am Ufer stand, bat Bucco wieder, daß man landen und ihn in dieser Kirche die Messe lesen laßen möchte. Diesem Wunsch stimmten viele Andere bei und also geschah es. Der Bischof legte seine kirchlichen Gewänder an und hielt dort Got-

tesdienst mit der ganzen Mannschaft. Als Alle andächtig zuhörten, vernahmen sie auf einmal die Hufschläge nahender Rosse: es war der Ritter Ulrich, der die günstige Gelegenheit ausgekundschaftet hatte und nun plötzlich mit einem zahlreichen Haufen Bewaffneter die Kirche rings umstellte. Niemand wuste noch was das werden sollte; aber der Ritter trat in die Kirche und erwartete ruhig und schweigend die Vollendung des Gottesdienstes. Alsdann aber gebot er mit lauter Stimme den Seinen an die am Ufer liegenden Schiffe zu treten und das Eigenthum des Bischofs herauszutragen. Als der Bischof aus der Kirche kam, trat Ulrich von einem Reiterhaufen umringt ihm entgegen, begrüßte ihn mit einem Kusse und ersuchte ihn sogleich ein Pferd zu besteigen, welches er heranzuführen gebot. Alle verwunderten sich und die Wächter des Bischofs schrieen laut über Verrath und zogen die Schwerter. Aber Ulrich gebot ihnen, wenn ihnen ihr Leben lieb wäre, so sollten sie die Schwerter stecken laßen und sich ruhig in die Schiffe begeben; es sei genug, daß ihnen keine Buße abgefordert werde für den Frevel, an welchem sie sich durch ihren Gehorsam gegen das unrechtmäßige Gebot betheiligt hätten. Für den Bischof aber sei es beßer, wenn er in der Mitte seiner Gemeinde zu Halberstadt weile, als bei ihnen auf dem Schiffe. Die königlichen Wächter sahen ein, daß es Thorheit wäre, gegen die so vielfach überlegene Macht des Ritters Ulrich anzukämpfen, und kehrten traurig in ihre Schiffe zurück. Der Bischof zog wohlgemuth mit Ritter Ulrich in seine Burg und verweilte dort so lange, bis der Eifer Aller, die ihm etwa unterwegs auflauern möchten, durch langes vergebliches Warten abgekühlt war, und zog dann im Anfang Juli fröhlich ins Sachsenland heim, wo man ihn schon verloren gegeben hatte.

Diese Nachricht erbitterte den König noch mehr; denn da ihm der Haupturheber des Aufstandes der sächsischen Großen

entkommen war, muste er wieder auf einen Versuch derselben gefaßt sein. Seine Freunde und Schmeichler nährten diese Gesinnung und auf ihren Rath gieng Heinrich nach Böhmen, um die Macht dieses Landes gegen die Sachsen aufzubieten. Bis dahin war Otto von Northeim ihm noch treu geblieben; aber nun beklagte er sich bei dem Bischofe Eppo von Zeitz bitter über die Hartnäckigkeit des jungen Königs und sprach zu ihm: „ich sage mich los von dem Könige, der mit Hülfe der Böhmen gegen die Sachsen erreichen will, was die Deutschen nicht vermochten.“ Dennoch beharrte Heinrich bei seinem Entschluß und fiel mit dem böhmischen Heere in die meißnische Mark ein. Aber die Thüringer und Sachsen zogen wohlgerüstet mit überlegener Macht ihm entgegen und Ekbert von Meißen vermeinte schon den König fest in Händen zu haben. Aber das Glück war Heinrich hold, nicht jedoch zum Siege, sondern nur zum Rückzug.

Zwischen beiden Heeren floß die Mulde, welche Ekbert überschreiten wollte. In der Nacht aber vor dem beabsichtigten Uebergange tobte ein heftiges Gewitter und der Platzregen schwellte die Mulde so sehr an, daß die reißenden Fluthen nirgends eine Furt verstatteten. Das benutzte Heinrich, er wartete das Fallen der Gewäßer nicht ab, sondern zog eilig zurück nach Böhmen und begab sich niedergeschlagen und gedrückt nach Worms. Wiederum hatte er sich vergebens angestrengt; aber sein Unglück sollte nun erst recht beginnen.

Denn um diese Zeit (im August 1076) kamen die Herzöge von Schwaben und Baiern und Kärnthen und einige Bischöfe zu Ulm zusammen und verabredeten um des Zustandes des Reiches willen einen Reichstag zu Tribur auf den 16ten Oktober, damit endlich Friede würde im deutschen Reiche. Diesen ihren Beschluß thaten sie allen Großen kund und baten Alle, sie möchten um des Reiches willen die Angelegenheiten

ihrer Länder hintansetzen und Keiner möchte auf diesem Tage fehlen. Einer nach dem Andern versprach dahin zu kommen und als nun Aller Gemüther in gespannter Erwartung waren, geschah es, daß zuerst der Erzbischof von Mainz, dann aber auch alle Andere, die bis dahin dem Könige noch treu angehangen hatten, ihm den Gehorsam aufkündigten und abfielen von ihm. Ja der Erzbischof gieng noch weiter und schickte die Geiseln, welche der König ihm zur Bewahrung anvertraut hatte, nicht diesem, sondern denen zurück, welche sie dem Könige als Unterpfand ihrer Treue gegeben hatten. Zwei aber von diesen sächsischen Geiseln, zwei Knaben von noch zartem Alter, befreiten sich selbst auf so muthige Weise, daß die Menschen auch jener Zeit, die an Thatkraft so hoch steht über dem weichlichen Geschlechte unsers Zeitalters, ihr Beispiel für würdig erachteten den späten Nachkommen überliefert zu werden.

Der König Heinrich hatte zwei zarte sächsische Knaben, den Sohn des Markgrafen Udo und den Sohn der Adele, der Wittwe des Markgrafen Dedi, Heinrich mit Namen, der später auch selber Markgraf von Meißen wurde, einem seiner Lehnsleute, dem Grafen Eberhard in Franken, zur Bewachung anvertraut. Um ihrer angesehenen Herkunft willen und aus Mitleiden mit der zarten Jugend der Knaben befahl der König dem Eberhard allen Fleiß auf ihre Erziehung zu verwenden und damit sie nicht träger Muße sich hingäben und auch nicht bei allzustrenger Aufsicht und Bewachung erschlafften, gebot er ihm sie oft mit ihren Altersgenoßen in muntern Spielen der Jugend sich üben zu laßen. Dasselbe baten auch die Eltern und schickten Eberhard dafür manche Geschenke zu. Eberhard folgte der Weisung und ließ die Knaben bald außer der Burgmauer, bald innerhalb derselben spielen und sich herumtummeln nach Herzenslust. Wenn er zur Jagd ausritt in einen Wald, der bis an die Burg gieng, hieß er die beiden Knaben auch aufsitzen und

mit ihm reiten, damit er in ihr einfaches und einsames Leben einige Abwechslung brächte. Die Knaben waren so klein, daß sie erst noch nicht zu reiten vermochten, allmälig aber gab ihnen die Uebung Selbstvertrauen und Sicherheit, und da erlaubten es ihnen Eberhard und seine Mannen gern, daß sie auch oftmals frei umherritten und Stunden lang ohne alle Aufsicht waren. Dabei kam ihnen nicht von ferne in den Sinn, daß der einfach offene und treuherzige Sinn der Knaben etwas Unglückbringendes erdenken könne. Wenn aber die Knaben ganz allein waren, suchten sie sich einen einsamen, abgelegenen Ort aus und erzählten sich von ihrer Heimat und ihren Freunden, von denen sie nun so weit entfernt in der Verbannung leben müßten. Eines Tages faßten sie in solcher Besprechung den Entschluß bei erster bester Gelegenheit Gott um Hülfe anzuflehen und dann sich mit kühnem Muthe in ihr Vaterland heimzubegeben. Nicht lange nachher ritt Eberhard nach seiner Gewohnheit auf die Jagd und nahm die Knaben mit sich. Sie trafen bald auf die Spur eines Ebers und mit großem Geschrei begab sich der ganze Jagdzug auf die Verfolgung des Thieres. Noch einmal sahen die Knaben sich um, ob sie ganz allein seien; dann gaben sie ihren Pferden die Sporen und jagten in wilder Hast den Wald entlang. Sie kannten die Gegend nicht, nur so viel wußten sie, daß nördlich von ihnen der Mainstrom floß; dahin lenkten sie den Kopf der Thiere und ließen dann sie rennen, wie und auf welchen Pfaden der Trieb der Natur sie führen mochte. An die Gefahren, die sie umringten, dachten sie nicht oder verachteten sie, kein Dickicht, keine Höhe, keine Tiefe hemmte die Eile ihrer Rosse. Endlich kamen sie an den Main und fanden dort einen Fischer in seinem Nachen. Mit dem offenen Vertrauen der Jugend forderten sie ihn ohne Verzug auf sie in seinem Fahrzeuge nach Mainz zu bringen, Geld aber hatten sie nicht und boten ihm darum ihre Mäntel als Preis der Fahrt

an. Den Fährmann jammerte es der Knaben; denn er sah ihrer Angst und ihrem Zagen an, daß sie auf der Flucht waren, auch lockten ihn die kostbaren Mäntel. Darum nahm er sie freundlich in sein Schiff und bedeckte sie mit seinen Netzen und Fischergeräthschaften. Alsdann brachte er die Pferde hinüber ans andere Ufer und ließ sie dort weiden. Die Strömung des Mains trieb nun sein Schifflein leicht hinunter, die Pferde aber blieben nicht dort, sondern liefen am Ufer neben her, gleich als nähmen sie Theil an dem Geschicke der Knaben und wollten sie nicht verlaßen. So kamen sie nach Mainz und kehrten dort gleich in das Haus eines unbekannten Mannes ein, der nah am Ufer wohnte. Ihm gaben sie sich zu erkennen und baten ihn sie nicht zu verrathen, sie seien Neffen des Mainzer Erzbischofs, zu dem möge er sie führen, dann werde der Erzbischof und alle andere Fürsten, mit denen sie verwandt wären, es ihm reichlich lohnen. Unterdessen hatten aber auch Graf Eberhard und seine Diener die Knaben bald vermißt und waren eilig der Spur nachgeritten. Am selben Tage und in derselben Stunde langte auch er am Thore von Mainz an und vernahm auf seine Erkundigungen sogleich, daß bei jenem Manne nah am Ufer des Rheins zwei solche Knaben eingekehrt wären, wie er sie suche. Da ritt er mit seinen Begleitern vor das Haus, wo noch die Kinder waren, und befahl dem Bürger sofort die Knaben herauszugeben; wo nicht, so werde er die Thüre erbrechen und das Haus anzünden. Der Bürger weigerte sich und immer lauter ward der Lärm. Eine große Menschenmenge umringte das Haus und der Haufe stritt und schrie unter sich auf verworrene Weise, ob der Bürger dem Grafen Eberhard nachgeben müße oder nicht. Die Nachricht von diesem Lärm drang auch zum Erzbischofe und dieser schickte sogleich seinen Lehnsmann Konrad von Lützelburg, um nachzusehen was es gäbe. Dieser schalt den Eberhard, daß er mit Gewalt und Drohungen einen Bürger

zwingen wolle, Schutzflehende in seine Hände zu überliefern, und Eberhard muste zuletzt unverrichteter Sache heimkehren. Da führte Konrad die beiden Knaben zum Erzbischofe und dieser war hocherfreut über sie. Nicht minder waren es die anderen Großen; denn durch die Befreiung der Knaben war ein Hindernis aus dem Wege geräumt, welches einige der sächsischen und thüringischen Großen von der Empörung gegen Heinrich zurückgehalten hätte.

Am festgesetzten Tage, den 16ten Oktober 1076, kamen die Großen des sächsischen und schwäbischen Landes und viele andere mit ihnen zu Tribur zusammen und Alle waren fest entschloßen den König abzusetzen. Der Herzog Welf von Baiern und Otto von Northeim, der früher dieß Herzogthum beseßen hatte, begrüßten sich mit einem Kusse zum Zeichen der Versöhnung. Dann kamen auch die päpstlichen Legaten, der Patriarch Sieghard von Aquileja und Altmann, Bischof von Padua, und Beide thaten gleich zu Anfang den deutschen Großen kund, sie würden mit Keinem in Verbindung treten, der nach Heinrichs Bannung noch mit ihm verkehrt habe, wenn nicht jeder Einzelne zuvor von ihnen entsühnt würde. Solchem Geheiße päpstlicher Legaten fügten sich die Großen des deutschen Reiches und wurden entsühnt. Dann verkündeten ihnen die Legaten, der päpstliche Vater gebe seine Einwilligung, daß statt des Königs Heinrich ein anderer König erwählt würde. Sieben Tage hindurch wurden darauf alle Fehler und Frevel Heinrichs aufgezählt, wie er die Großen des Reiches behandelt, wie er diese aus seinem Rathe entfernt und sich mit Leuten von niedriger Herkunft umgeben habe, und wie er ferner in Gemeinschaft mit diesen Leuten darüber nachsinne allem hohen Adel und dessen Erbrechte ein Ende zu machen; dieß und noch vieles Andere ward wieder berichtet und Nichts vergeßen, was Heinrich Uebels im deutschen Reiche gethan hätte.

Der König unterdessen war mit dem Häuflein seiner Getreuen in Oppenheim und die breiten Fluthen des Rheins trennten ihn von den Fürsten und ihrem Heere. Häufig schickte er Boten hinüber auf die andere Seite und ließ ihnen sagen, daß er alle Erinnerung an das vergangene Unrecht durch künftige Wohlthaten wieder aussöhnen werde. Das wollten die Fürsten nicht. Da ließ er ihnen wieder ankünden, er träte sein Recht der Regierung ab und wolle ihnen gestatten nach ihrem Gutdünken und Wohlgefallen das Reich zu verwalten, nur möchten sie ihm den königlichen Namen und die königlichen Abzeichen laßen. Um ihrer selbst willen möchten sie es nicht dahin bringen, daß der Ruhm des deutschen Reiches, der seit Jahrhunderten unbefleckt erhalten wäre, nun also kläglich untergehen solle. Wenn sie seinem Worte mistrauten, so sei er bereit, durch jeglichen Eid, durch jegliche Geisel, die er nur stellen könnte, seine Versprechungen zu erhärten. Darauf aber erwiederten ihm die Großen des deutschen Reiches: „es giebt keinen Beweis und keinen Eid mehr, durch welchen du dein Versprechen uns glaubwürdig machen kannst; denn Alles was du bis jetzt in der Noth jemals gelobtest, das hast du nachher zur Zeit des Glückes gebrochen und zerrißen, wie man Spinnegewebe zerreißt. Wir haben Alles versucht, was wir konnten; aber deine Krankheit der Wortbrüchigkeit und Halsstarrigkeit ist mit deinem Leben selber verwachsen. Dennoch haben wir Alles ertragen und geduldet, so lange es um zeitliche Dinge, um Güter dieser Welt, um Ehre und Ruf sich handelte; denn also gebot es unser Eid, den wir dir geschworen hatten; nun aber, da du durch den Bannfluch des Papstes um deiner Schandthaten willen wie ein faules Glied abgeschnitten bist vom gesunden Leibe der Kirche, nun da wir ohne Gefahr unserer Gemeinschaft mit der Kirche und ohne Nachtheil unseres Glaubens mit dir nicht mehr verkehren dürfen: nun wäre es thöricht, wenn wir die

vom Himmel dargebotene Gelegenheit zu unserem Heile nicht bereitwilligst ergriffen. Kirchliche und menschliche Gesetze gestatten es uns, Zeit und Ort sind günstig, Alles was nur zum Kriege oder zum Frieden dienen mag, ist unserem Unternehmen förderlich: darum bleiben wir fest und laßen uns nicht mehr ein auf Erörterung von Gründen und Beweisführungen, sondern wollen ohne Verzug einen andern Mann erwählen, der uns Vorkämpfer sei im Streite der Heere, um Jeglichen anzugreifen und zu besiegen, der im freveln Trotze sich erhebt gegen die Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes und das Ansehen der heiligen römischen Kirche."

Mit dieser Antwort von den Großen des deutschen Reiches an ihren König kehrten die Boten Heinrichs wieder heim. Noch ließ er nicht nach und schickte andere, aber sie kamen wieder mit demselben Bescheide. Da rüstete man sich von beiden Seiten zum Aeußersten. Die Fürsten wollten am andern Tage einen König erwählen, dieser sollte sich mit dem ganzen Heere der deutschen Großen auf die Schiffe setzen, welche der Mainzer Erzbischof vorsorglich alle an jenes Ufer hatte bringen laßen, und dann wollten sie über die kleine Schaar des Königs herfallen und ihn leicht bezwingen. Auch der König Heinrich und die Seinigen waren entschloßen, am andern Tage den Kampf der Verzweiflung zu fechten. Aber bei der ersten Morgendämmerung des Tages, der solches Verderben über die dort versammelten Menschen bringen sollte, kamen noch einmal wieder Gesandte der Sachsen und der Schwaben zum Könige Heinrich und sagten ihm: obwohl er niemals weder im Kriege noch im Frieden der Gerechtigkeit und der gemachten Bedingungen geachtet hätte, so wollten sie doch noch einmal nach Bedingungen mit ihm unterhandeln, und obwohl alle ihm gemachte Beschuldigungen klarer seien, als der lichte Tag, so wollten sie doch noch einmal die Sache dem römischen Stuhle zur Entscheidung

überlaßen. Am Tage von Mariä Reinigung, den 2ten Februar des kommenden Jahres, an welchem ein Jahr seit dem Ausspruche des Bannes über ihn verfloßen sei, solle der König Heinrich sich in Augsburg als Angeklagter vor dem Papste verantworten. Wenn er aber bis dahin sich nicht vom Banne gelöst habe, so solle er das Reich fürderhin nicht mehr verwalten können. Wenn er diese ihm dargebotene Bedingung mit Freuden aufnähme und verspräche dem Papste in allen Dingen willig und gehorsam zu sein: so solle er ihnen die Beweise dieser Sinnesänderung dadurch geben, daß er alsbald sich dem Umgang mit allen Gebannten entziehe, daß er sein Heer entlaße und in Speier als Privatmann lebe, daß er dort nur verkehre mit dem Bischof Dietrich von Verdun und den wenigen seiner Diener, welche nach dem Urtheil der Fürsten frei seien von dem päpstlichen Banne. Auch solle er in Speier nicht wagen eine Kirche zu betreten, an Reichsgeschäfte nicht denken und sich alles königlichen Schmuckes enthalten. Ferner solle er der Stadt Worms, welche er nach Austreibung des rechtmäßigen Bischofs zu seiner Kriegsburg und einer Räuberhöhle gemacht habe, dem Bischof wieder zustellen und durch Eid und Geisel die Bürger verpflichten, daß der Bischof in Zukunft nichts Schlimmes von ihnen zu besorgen habe. Wenn der König in einer dieser Bedingungen auszuweichen suche, dann würden sie sich für frei halten von aller Schuld und Schande, und ohne noch ein Urtheil des Papstes abzuwarten, alsbald zur Wahl eines neuen Königs schreiten.

Solche Bedingungen stellten im Namen und auf Befehl päpstlicher Legaten deutsche Fürsten ihrem Könige! Heinrich aber freute sich auch nur diese Bedingungen erhalten zu haben und versprach in allen Dingen Unterwerfung und Gehorsam. Da gingen aus dem königlichen Lager hervor der Erzbischof von Köln, die Bischöfe von Bamberg, der von Straßburg, von

Basel, von Speier, von Lausanne, von Zeitz, von Osnabrück, dann Ulrich von Cosheim, Eberhard und Hartmann und alle andere Gebannte. Auch nach Worms schickte König Heinrich Befehle an die treuen Bürger, daß seine Besatzung abziehen und die Stadt dem Bischof offen stehen solle. Die Uebrigen, die zu seiner Hülfe herbeigekommen waren, entließ er in ihre Heimat und begab sich nach Speier. Dort lebte er einige Wochen eingezogen und innerhalb der Grenzen der Bedingungen, welche die deutschen Großen ihm vorgeschrieben hatten.

Die sächsischen und schwäbischen Großen unterwarfen erst noch dem Bischof von Worms die Bürger der Stadt und kehrten hocherfreut in die Heimat zurück. Alsdann schickten sie ihre Boten nach Rom, berichteten dem Papste Alles was geschehen war und luden ihn ein, er möchte zur Beruhigung aller Wirren in Deutschland sich aufmachen und am 2ten Februar 1077 nach Augsburg kommen zur Entscheidung der Sache.

## 12. Heinrich in Canossa. 1077.

Von den Großen seines Reiches verlaßen weilte der deutsche König Heinrich in der Stadt Speier und dachte über seine Zukunft nach. Alles, meinte er, käme für ihn darauf an, daß er innerhalb der ihm gesetzten Frist losgesprochen würde vom Banne; dagegen hielt er es für sehr unsicher und gefährlich die Ankunft des Papstes in Deutschland zu erwarten und vor diesem ihm so feindlich gesinnten Richter seine Sache zur Verhandlung kommen zu laßen. Wenn aber durch die Lossprechung vom Banne das Schwerste überwunden wäre, so stände von Seiten der Kirche seinem Verkehr und seiner Unterhandlung mit den Großen des Reiches und dem Aufruf seiner Freunde zu seiner Hülfe kein Hindernis mehr entgegen. So verließ er denn wenige Tage vor Weihnachten 1076 die Stadt Speier und begab sich mit seiner in Noth und Gefahr treu ihm anhan-

genden Gemahlin und seinem Söhnlein auf die Reise nach Italien. Der König bedurfte der Reisemittel für den langen Weg und gieng darum Viele an, denen er in den Zeiten seiner Macht und Größe reiche Geschenke verliehen hatte; aber es waren ihrer nur Wenige, die in Erinnerung früherer Zeiten oder gerührt durch den Wechsel menschlicher Größe ihm für die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens zu Hülfe kamen. Auch die anderen Gebannten, die bis dahin zum Könige gehalten hatten, eilten nach Italien, um sich Lossprechung zu erflehen vom Banne; aber sie reisten abgesondert für sich und wagten nicht aus Furcht vor dem Papste und den Großen des deutschen Reiches in Gemeinschaft zu treten mit dem Könige, der einsam seines Weges zog. Dahin war es gekommen mit dem Könige der Deutschen. Nur ein Mann aus vornehmem Stande war um ihn, doch der Name des Getreuen ist uns nicht erhalten.

Der Winter war hart und streng, also daß sich die Menschen seines Gleichen nicht erinnerten. Schon im Anfange des Novembers, als die Großen des deutschen Reiches von Oppenheim und Tribur noch nicht heimgekehrt waren, ward alles Land von tiefem Schnee bedeckt. Dazu kam ein schneidender Frost. Schon am Martinsfeste, dem 10ten November, war der Rhein mit einer Eisdecke belegt und diese stand fast bis zu Anfang April des kommenden Jahres, also daß Fußgänger während dieser Zeit allenthalben hinübergiengen. Der Frost vertrocknete die Wurzeln der Weinstöcke und an den meisten Orten giengen diese ganz zu Grunde. In solcher Zeit zog der König Heinrich seine Straße nach Italien; aber die deutschen Großen merkten seine Absicht und, um sie zu hindern, versperrten Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern, Berthold von Kärnthen dem Könige die gewöhnlichen Wege über die Alpen. Da bog Heinrich westwärts ab nach Burgund und feierte das Weihnachtsfest zu Besançon. Während dort der deutsche König ein=

sam und in solchem Zustande weilte, benutzte dieß ein anderer König oder vielmehr ein Herzog, der von da an sich König nannte; denn als Boleslaus II., Herzog der Polen, die durch den mächtigen Heinrich III. bezwungen seit langen Jahren dem deutschen Reihe tributpflichtig waren, von den Wirren in Deutschland vernahm und aus solchem Bericht erkannte, daß die Einheit und Macht des deutschen Reiches so völlig gelähmt sei durch den Papst und die Großen: ließ er sich am Weihnachtsfeste durch seine Bischöfe salben und setzte sich die Krone auf als König von Polen. Als die Nachricht nach Deutschland kam, machten sich die Großen des Reiches unter einander Vorwürfe und einer schob dem andern die Schuld zu, daß er Solches hätte verhindern können; aber sie konnten sich nicht einen und ließen es ruhig geschehen.

Der König Heinrich wußte von allem diesem Nichts, sondern zog weiter von Besançon nach dem Mont Cenis, um diesen zu überschreiten. Dort kamen ihm Gesandte seiner Schwiegermutter und ihres Sohnes entgegen, deren Besitzungen sich bis dahin erstreckten. Zwar nahmen sie ihn mit Ehren auf; aber den Durchgang durch ihr Gebiet wollten sie ihm nicht anders gestatten, als wenn er fünf italienische Bisthümer, die an die Besitzungen ihrer Herrin stießen, ihr als Preis seines Zuges überließe. Das erschien Allen eine harte und unerträgliche Bedingung; aber vergebens redeten die Begleiter des Königs von dem Rechte der Verwandtschaft und von dem Mitgefühl, welches der Wechsel des menschlichen Glücks an dem Könige errege, jene blieben bei ihrer Forderung. Endlich ward nach vielen vergeblichen Bemühungen und Berathungen statt jener fünf Bisthümer ein fruchtbares Stück von Burgund als Lösegeld für den Durchzug angeboten und nur nach langem Bitten angenommen. Unterdessen hatte die Kälte zugenommen und die Berge, die ihr Haupt in den Wolken verhüllen, starr-

ten von Schnee und Eis. Weder Menschen noch Pferde hatten sicheren Boden unter den Füßen und jeder Tritt brachte Gefahr. Aber der Jahrestag des Bannes war nahe, nur noch wenige Wochen waren dem Könige verstattet, darum drängte es ihn vorwärts; denn er wußte ja, daß die deutschen Großen ihm das Reich unwiderruflich absprechen würden, wenn er sich bis dahin nicht löste, und die Absicht der deutschen Herzöge, ihm alle Wege nach Italien zu versperren, bestärkte ihn in seinem Vorsatze der Eile. Deshalb wurden einige Eingeborene gewonnen, welche, der Gegend kundig und im Besteigen der Alpen erfahren, den Zug über die Abhänge und Schneefelder geleiten und dem König und seiner Gemahlin alle nur mögliche Erleichterung gewähren sollten. Als der König mit Hülfe dieser Führer nach unsäglichen Beschwerden bis auf die Höhe eines Berges gelangt war, sah er vor sich keine Möglichkeit des Weiterdringens; denn der Berg stürzte sich an jener Seite schroff und jäh hinunter und war überall mit Eis ganz bedeckt, so daß kein Weg zu finden war. Da krochen die Männer bald auf Händen und Füßen hernieder, bald lehnten sie sich auf ihre Führer, bisweilen auch glitt Einer so sehr aus, daß er niederstürzte und mit stäter Lebensgefahr eine Strecke den Berg hinabrollte. Die Königin und ihre Frauen wurden auf Ochsenhäute gesetzt und also zogen die Führer sie den Berg hinunter. Die Pferde ließ man theils durch ähnliche Vorrichtungen hinab, theils schleppte man sie mit zusammengebundenen Füßen daher. Viele von ihnen starben während des Schleppens, andere litten so sehr, daß sie sich nicht wieder erholen konnten, wenige entkamen völlig unversehrt.

Als in Italien die Nachricht sich verbreitete, der König habe die Alpen in solcher Jahreszeit überschritten und sei in Italien, eilten viele Bischöfe und Grafen der Lombardei ihm entgegen und empfiengen ihn gemäß seiner königlichen Würde

mit allen Ehren. Innerhalb weniger Tage hatte sich ein zahlreiches Heer um ihn gesammelt. Von Beginn an seiner Regierung hatten mehre italische Große die Anwesenheit des Königs sehnlichst gewünscht, weil ihr Land immer durch die Fehden der Einzelnen zerrißen wurde, und weil sie hofften, die Anwesenheit des Königs würde ihnen den Frieden wiedergeben. Dazu hatte das Gerücht vor ihm hergetragen, Heinrich komme, um den Papst abzusetzen, und darüber freuten sich viele italische Bischöfe; denn viele von diesen waren längst mit grimmigem Haße gegen Papst Gregor erfüllt, der nach und nach folgerecht und mit Glück alle Hindernisse wegzuräumen suchte, die sie seiner unbedingten Gewalt über sie entgegen setzen konnten. Aber der König wollte ihre Hülfe nicht, ihm lag Deutschland am Herzen, und um in Deutschland König bleiben zu können, muste er losgesprochen sein vom Banne. Darum verließ Heinrich die italischen Bischöfe und zog weiter auf Canossa zu.

Denn dort verweilte Papst Gregor. Auf die Einladungen der Großen des deutschen Reiches um in Augsburg zu Gericht zu sitzen über sie und ihren König hatte er sich trotz des Widerrathens der Kardinäle nach Deutschland auf den Weg gemacht, um am 2ten Februar 1077 in Augsburg sein zu können. Das Geleit gab ihm Mathilde, die Tochter des Markgrafen Bonifacius und der Gräfin Beatrix, und Wittwe des Herzogs Gozelo von Lothringen. Gozelo oder Gottfried, mit dem Zunamen der Bärtige, war der entschiedenste Feind des Kaisers Heinrich III. gewesen; aber er war ihm niemals auch nur entfernt so gefährlich gewesen, als seine Wittwe Mathilde es dem König Heinrich IV. wurde. Nach Gozelos Tode hatte Mathilde sich ganz und gar dem päpstlichen Stuhle zugewandt und ihre weltliche Macht mit seiner geistlichen verbunden. Solche Hülfe war für den päpstlichen Stuhl von großer Wichtigkeit und ohne sie hätte Gregor die Durchführung seiner Plane nicht vermocht;

denn Mathilde hatte die reichsten und mächtigsten Besitzungen Italiens in ihrer Hand. Zwar ward über sie und den Papst Gregor manches böse Gerücht umhergetragen; aber der strenge Ernst des Papstes strafte es Lügen. Als der Papst auf der Reise die Ankunft Heinrichs vernahm, bog er ab und begab sich zu Mathilde nach Canossa, um auf diesem festen Schloße zu erwarten, ob Heinrich mit gewaffneter Hand komme oder um zu bitten um seine Verzeihung und Aufhebung des Bannes.

Zuerst kamen zu ihm nach Canossa einige der Deutschen, die zu Heinrich gehalten hatten. Der Bischof Dietrich von Verdun, dessen Treue gegen den König im Glück und Unglück niemals wankte, war auf seiner Reise nach Italien von dem Grafen Adalbert, der zu Calw im jetzigen Würtemberg hauste, niedergeworfen, aller seiner Habe beraubt und erst nach geschworener Urphede, daß er sich weder leiblich noch geistlich jemals rächen wolle, aus seinem Gefängnis wieder entlaßen. Eben so war der treue Bischof Ruotbert von Bamberg von dem Herzoge Welf von Baiern angefallen und gefangen genommen. Mit den bischöflichen Gewändern Ruotberts machte Welf dem Bamberger Dome ein Geschenk, den Bischof selbst hielt er lange in harter Gefangenschaft. Allein die andern Bischöfe und Laien, die der Papst zugleich mit dem Könige gebannt hatte, unter ihnen der treue Benno von Osnabrück, gelangten glücklich nach Italien und suchten wie der König selber die Verzeihung des Papstes. Barfuß und mit wollenem Gewande auf bloßer Haut angethan traten die Bischöfe in den Schloßhof von Canossa. Darauf sprach Gregor: denen, welche aufrichtig ihre Sünden erkennten und bereuten, wolle er Barmherzigkeit nicht verweigern; aber ihr langwieriger Ungehorsam und der Rost ihrer Sünden müße durch das Feuer einer strengen Buße herausgebrannt werden. Wenn sie es darum aufrichtig meinten mit ihrer Beßerung, so müßten sie sich geduldig dem Heilmittel der Kirche unterwerfen;

sonst könne es geschehen, daß durch die Leichtigkeit der Verzeihung ihre schwere Schuld und Sünde gegen den apostolischen Stuhl ihnen als kleinlich und unbedeutend erscheinen möchte. Als die Bischöfe sagten, sie wären zu Allem bereit, was er nur von ihnen fordern möchte, gebot er, sie von einander zu trennen und sie einzeln Jeden in eine besondere Zelle einzuschließen. Er untersagte ihnen jegliches Gespräch mit irgend einem andern Menschen, und gestattete ihnen bis zum Abend nur einen mäßigen Antheil von Speise und Trank. Den Laien legte er einem Jeden nach seinem Alter und seinen Kräften eine andere ihm angemeßen scheinende Buße auf. Als er sie Alle so einige Tage hindurch erprobt hatte, rief er sie wieder vor sich, tadelte sie mild um ihres begangenen Frevels willen gegen den päpstlichen Stuhl, und nachdem er sie noch ermahnt, daß sie nicht hinfort sich Aehnliches wieder zu Schulden kommen ließen, sprach er sie vom Banne los. Doch ermahnte er sie zu wiederholten Malen, daß sie nicht in Verbindung mit dem Könige Heinrich treten sollten, bis er dem römischen Stuhle Reue und Buße bewiesen hätte. Nur dann wolle er ihnen erlauben, mit dem Könige vorher zu reden, wenn sie versprächen, ihn zur Buße zu bewegen und von seinem bösen Wege abbringen zu wollen.

Unterdessen war auch der König Heinrich bis an das Schloß Canossa gekommen und ließ die Markgräfin Mathilde zu einem Gespräche ersuchen. Als sie erschien, flehte er sie an, daß sie ihm Lossprechung vom Banne erwirken möchte, und mit ihr giengen auf seine Bitte die italischen Großen, die mit ihm gekommen waren, seine Schwiegermutter und ihr Sohn, der Markgraf Azzo von Este, der Abt Hugo von Clugny und einige andere Große, die alle bei Gregor VII. in hohem Ansehen standen. Sie alle sollten den Papst bitten, daß er doch nicht den Anklagen der deutschen Großen mehr Glauben schenken möchte, als dem Könige; denn aus jenen spräche mehr der Geist

der Eifersucht und des Neides, als Liebe zur Wahrheit. Der Papst vernahm diese Reden der italischen Großen und erwiederte ihnen, es sei nicht der Ordnung gemäß und wider die Gesetze der Kirche, daß die Sache eines Angeklagten in Abwesenheit der Ankläger verhandelt würde. Wenn denn Heinrich so großes Vertrauen in seine Unschuld setze, so möge er doch am einmal bestimmten Tage zu Augsburg sich stellen, wo ja auch die anderen Fürsten des deutschen Reiches erscheinen würden. „Dann sollen", sprach er, „die Gründe und Gegengründe beider Parteien gehört, und weder durch Haß noch durch Gunst Etwas aus Unrecht zum Recht verdreht werden, sondern vielmehr will ich gemäß den kirchlichen Gesetzen nach besten Kräften ein gerechtes Urtheil fällen." Darauf erwiederten jene Boten im Namen des Königs Heinrich, dieser wolle sich auch auf keine Weise dem Urtheil des Papstes entziehen; aber der Jahrestag seines Bannes stünde nahe bevor und die Fürsten des deutschen Reiches warteten mit Spannung auf die Wiederkehr dieses Tages, damit, wenn Heinrich dann noch nicht vom Banne losgesprochen wäre, er fortan des königlichen Namens unwürdig erklärt werden und dann auch nicht einmal mehr Gehör finden könne, um seine Unschuld zu behaupten. Darum bäte der deutsche König inständigst, der Papst möge ihn nur lossprechen vom Banne, und dazu sei er bereit zu jeglicher Art der Buße, die der Papst von ihm verlangen möchte. Auch nach dieser Lossprechung vom Banne würde der König zu jeglicher Stunde und an jeglichem Orte bereit sein, sich vor dem Papste gegen seine Ankläger zu verantworten und aus seinem Munde die Entscheidung zu vernehmen, ob er König bleiben könne und dürfe oder nicht.

Lange widerstand der Papst; denn er sagte, er fürchte den jugendlichen Unbestand des siebenundzwanzigjährigen Königs, dessen Gemüth und Sinn sich immer richte nach der Meinung

seiner Schmeichler und Höflinge, endlich aber sprach er: „wenn es denn den König Heinrich seiner Handlungen wahrhaft gereut, so übergebe er mir zu Urkund dieser wahrhaftigen Herzensreue seine Krone und alle Reichskleinodien und bekenne sich vor mir nach solcher Halsstarrigkeit und Herzenshärtigkeit von nun an des königlichen Namens und königlicher Ehre unwürdig." Solche Forderung erschien allen Gesandten gar zu hart. Sie baten den Papst, er möge diesen strengen Spruch mildern und an die Worte des Profeten Jesaias denken, das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen. Da ließ sich der Papst nach vielem Bitten endlich erweichen und erlaubte, daß Heinrich vor ihn kommen und die Schuld, welche er durch Ungehorsam gegen die Gebote des päpstlichen Stuhles auf sich geladen, durch Unterwerfung sühnen dürfe. Den Gesandten der sächsischen Großen, sowohl den weltlichen als den geistlichen, war das nicht recht und sie baten den Papst den König nicht zuzulaßen; aber, wie uns ein Freund Heinrichs erzählt, der Papst erwiederte ihnen: „seid unbesorgt; denn ich gebe ihn euch schuldiger zurück, als er vorher war."

So kam der deutsche König, wie es ihm geboten war, vor das mit einer dreifachen Mauer umringte Schloß Canossa. Vor der ersten Mauer musten alle seine Begleiter zurückbleiben, er selber alle königlichen Abzeichen von sich legen und dann wurde er ohne allen Prunk barfuß und im wollenen Gewande, wie es der Brauch bei den Büßenden und Verzeihung Bittenden war, innerhalb der zweiten Mauer aufgenommen. Dort stand der deutsche König ohne Eßen und Trinken vom Morgen bis zum Abend des 26. Januar und erwartete den Spruch des Papstes. Er erfolgte nicht. Wiederum kam Heinrich am zweiten Tage, und stand da vergebens, wiederum am dritten. Gregor aber erzählt die Sache selber in einem Briefe, der auf uns gekommen ist, also: „Dort stand der König barfuß und in wollenem Ge-

wande und flehte mit vielen Thränen um die Hülfe und den Trost unserer apostolischen Barmherzigkeit. Alle, die dort zugegen waren und dieß ansahen, rührte er zu solchem Mitleiden, daß sie mit vielem Bitten und Weinen für ihn flehten und sich verwunderten über die ungewöhnliche Härte meines Sinnes; Einige aber riefen auch, das sei nicht mehr der Ernst der apostolischen Strenge, sondern der wilden Grausamkeit eines Tyrannen zu vergleichen." Am vierten Tage endlich ließ der Papst den deutschen König vor sein Angesicht und nach vielen Ermahnungen forderte er von ihm folgende Bedingungen: er solle an dem Tage und zu der Stunde, welche der Papst zu einer allgemeinen Berufung der Großen Deutschlands festsetzen würde, vor dieser Versammlung sich stellen und Rechenschaft geben auf die gegen ihn erhobenen Anklagen. Dann solle er nach dem Urtheilsspruche des Papstes die Regierung des Reiches entweder behalten oder ablegen, in keinem Falle aber sich an irgend einem Menschen für das Vergangene jemals rächen wollen. Ferner solle er bis zu dem Tage, wo seine Sache verhandelt würde, sich der Reichskleinodien enthalten, überhaupt auf keine Weise einen Antheil nehmen wollen an der Reichsregierung. Er solle außer der Erhebung der königlichen Einkünfte, welche zu seinem Lebensunterhalte durchaus erforderlich seien, weiter Nichts beanspruchen; auch sollten diejenigen, welche ihm einst den Eid der Treue geleistet, auch nach seiner Lossprechung vom Banne jenen Eid zu halten nicht verpflichtet sein. Er solle den Bischof Ruotbert von Bamberg und den Ritter Ulrich von Cosheim und alle Anderen, durch deren böse Rathschläge er sich und das Reich zu Grunde gerichtet hätte, für immer von sich thun. Wenn er dann nach der Reinigung und Freisprechung von allen gegen ihn erhobenen Anklagen wieder mächtig und stark im Reiche dastünde, so solle er dem Papste immer unterthan und gehorsam bleiben und zur Ausrottung alles dessen, was im Reiche

sich Unkirchliches und wider die päpstlichen Gebote eingeschlichen hätte, alle seine Macht anwenden. Wenn er aber in irgend einem Dinge dem also Versprochenen zuwider handele, so solle die Lossprechung vom Banne als nicht geschehen gelten, ja Heinrich solle sich dann auch ohne eine Verhandlung vor den versammelten Fürsten des Reiches für überführt und überwiesen bekennen und alle Fürsten des Reiches dadurch ermächtigt sein, sofort zur Wahl eines neuen deutschen Königs zu schreiten. Alle diese Bedingungen nahm der König Heinrich an und betheuerte, daß er sie getreulich halten wolle. Aber dennoch sah der Papst diesen Eid nicht als vollgültig an, sondern Andere musten sich als Eideshelfer für ihn mit verbürgen. Der Abt von Clugny, der nach seinem Mönchsgelübde zu schwören sich weigerte, setzte seine eigene Glaubwürdigkeit vor den Augen des allgegenwärtigen Gottes zum Pfande; die Bischöfe von Zeitz und von Vercelli, der Markgraf Azzo und die andern anwesenden Großen bekräftigten auf die Reliquien der Heiligen, daß Heinrich thun werde, was er verspräche, und sich durch keine Widerwärtigkeit von dem einmal gegebenen Worte werde abwendig machen laßen.

Als nun also der König Heinrich vom Banne losgesprochen war, hielt der Papst eine Messe und nachdem er die Hostie geweiht, rief er den König mit der ganzen Menge der Anwesenden zum Altare und sprach also: „ich habe schon längst von dir und von den Männern deiner Partei viele Briefe empfangen mit der Anschuldigung, daß ich durch Simonie den päpstlichen Stuhl bestiegen und nicht bloß mit diesem Laster, sondern auch mit vielen andern mein Leben befleckt haben solle und zwar mit solchen, welche mir gemäß den Satzungen der Kirche den Weg zu allen ihren Würden für immer verschloßen haben müsten. Obwohl ich solche Beschuldigungen durch das Zeugnis aller derjenigen, welche mich und meine Lebensweise von früher

Jugend an aufs genaueste gekannt haben, leicht zu widerlegen vermag: so will ich doch, um jeden Zweifel eines Aergernisses von Grund aus zu beseitigen, nicht dieses menschlichen Zeugnisses mich bedienen, sondern vielmehr eines göttlichen. Siehe, hier ist der göttliche Leib, den ich geweiht habe. Wenn ich unschuldig bin, so werde er mir heute zu einem Zeugnis meiner Unschuld und durch ihn befreie mich der allmächtige Gott von jeglichem Vorwurfe der mir zur Last gelegten Verbrechen. Also geschehe es, wenn ich unschuldig bin; wenn aber nicht, wenn ich schuldig bin, so nehme mich Gott der Herr hinweg durch einen augenblicklichen Tod!" Bei diesen Worten nahm Gregor einen Theil der Hostie und aß ihn.

Als nun Gregor gesund und unverletzt dastand, beglückwünschten ihn die Anwesenden, daß er unschuldig sei, und kaum vermochte der Papst sie wieder zu beruhigen. Als endlich Alles wieder still geworden war, wandte Gregor sich auch zu Heinrich und sprach zu ihm: „thue du auch also, mein Sohn, wie du mich thun gesehen hast. Die Großen des deutschen Reiches erheben Anklagen ohne Maß und Zahl wider dich und betäuben damit meine Ohren und sagen, daß du um derselben willen nicht bloß von der Verwaltung des Reiches, sondern auch von der Gemeinschaft der Kirche und allem Verkehr der Menschen bis zum letzten Athemzuge ausgeschloßen werden müßtest. Du weißt, sie haben mich um Ort und Zeit gebeten, wo ich ihre Anklage und deine Antwort hören und als Richter zwischen euch entscheiden soll. Aber du weißt auch, daß das Urtheil der Menschen schwankt und oft, wenn ein beredter Mann mit dem Fluße der Worte und dem Schmucke des wohlgebildeten Ausdrucks die Lüge in Wahrheit und die Wahrheit in Lüge verkehrt, dann sich verleiten läßt, den blinkenden Schein für den Kern der Wahrheit zu nehmen. Da du nun den Schutz des päpstlichen Stuhles angefleht hast und ich darum wohlmeinend

dir rathen will, was zu deinem Frommen dient: so thue, was ich dir jetzt sage. Wenn du dich als unschuldig weißt und überzeugt bist, daß dein Ruf auf schmähliche Weise von deinen Feinden bei mir durch falsche Anklagen verleumdet ist: so befreie auf solchem kurzen Wege die Kirche Gottes vom Aergernis und dich von der Ungewisheit einer langen Verhandlung. Nimm diesen noch übrigen Theil vom Leibe des Herrn, rufe Gott zum Zeugen deiner Unschuld und iß ihn. Dann wird jeglicher Mund derer, die jetzt gegen dich reden, gestopft werden; fortan sollst du in mir einen beredten Vertheidiger deiner Sache, einen Verfechter deiner Unschuld finden; die Großen deines Reiches sollen sich dir versöhnen, deine Herrschaft soll wieder hergestellt und alle Unruhen und Bürgerkriege, die schon allzu lange das arme Land zerfleischen, sollen für immer aufhören. So nimm und iß!"

Als mit diesen Worten Gregor die Hand nach Heinrich ausstreckte, trat dieser nicht vor, sondern zurück, er schwankte und vermochte nicht sich zu entschließen. Er zog seine Freunde bei Seite und fragte sie um Rath, was er anfangen, wie er einer so entsetzlichen Prüfung entgehen könne. Endlich faßte er wieder Muth, trat zum Papste und redete zu ihm von der Abwesenheit derjenigen Großen, welche ihm ihre Treue im Glücke wie im Unglücke unverletzt erhalten hätten. Wenn er diese nicht erst um Rath fragte, zumal da seine Ankläger abwesend seien, so fürchte er, werde eine solche Handlung Nichts fruchten, sondern bei den Ungläubigen wie nichtgeschehen betrachtet werden. Im besten Falle könne also eine solche Handlung nur bei den Anwesenden Gewicht haben. Darum müße er den Papst bitten, daß er die Sache hier nicht mehr also erörtern, sondern sie einer allgemeinen Versammlung zur Entscheidung anheimstellen wolle. Dort wolle er, wenn die Anklagen gesetzmäßig vorgebracht wären, auch selber gesetzmäßig darauf antworten. Der Papst nahm das an und nachdem die Messe vollendet war, lud er ihn

zu sich zum Frühstück ein. Endlich entließ er ihn mit dem päpstlichen Segen zu den Seinen, die schon lange harrend am Burgthor gestanden hatten. Den Bischof Eppo von Zeitz sandte er vor ihm her, damit er Alle, welche vorher mit dem gebannten Könige verkehrt hatten, von dem Banne lossprechen solle, damit er nicht durch den erneuten Verkehr wiederum eine Schuld auf sich lüde.

Als Eppo zu den italischen Großen kam und ihnen seinen Auftrag verkündete, entbrannte ihr Zorn heftig gegen den König. Sie schalten und drohten mit Worten und Geberden, überhäuften den Papst und seine Würde mit Schmähungen und sagten: sie hätten von Anfang den Bann für Nichts geachtet; denn er sei ja von einem Manne ausgegangen, den selber so viele Bischöfe Italiens aus gerechten Ursachen längst in den Bann gethan hätten. Der Papst habe sich befleckt durch die Laster der Simonie, des Mordes, des Ehebruchs und viele andere. Darum sei es ein unauslöschlicher Schimpf für den König, ein nimmer zu tilgender Flecken auf seiner Ehre, daß er die königliche Majestät einem solchen Menschen unterthan gemacht habe. Sie ihrerseits hätten, um den König an dem Papste zu rächen, diesem alles erdenkliche Leid gethan, wie nur es in ihren Kräften stünde; nun habe Heinrich sie mitten in den Wogen des stürmenden Meeres verlaßen und sich selber allein zu retten gesucht. — Durch solche Reden der italischen Großen kam es dahin, daß durch ganz Norditalien ein mächtiger Unwille gegen den König immer mehr um sich griff. Zuletzt war es der gemeinsame Entschluß Aller, sie wollten sich nicht mehr kümmern um den königlichen Vater, der die Würde des Reiches vor dem Papste also erniedrigt hätte, sie wollten den kleinen noch unmündigen Sohn des erst siebenundzwanzigjährigen Heinrich zu ihrem Könige ausrufen, mit diesem nach Rom ziehen und einen andern Papst einsetzen an die Stelle Gregors.

Als solche Botschaft an den König Heinrich kam, giengen sogleich die getreuen Bischöfe, die sich wieder um ihn zusammengefunden, nach allen Seiten aus, um die Gemüther zu beruhigen. Sie sagten, der König habe um des deutschen Reiches willen also handeln müßen, weil ihn die nach einem Vorwande begierigen Fürsten des deutschen Reiches sonst entsetzt hätten; nun aber, da er frei sei, werde er allen Fleiß darauf verwenden, das den italischen Großen widerfahrene Unrecht zu rächen. Durch solche Botschaften ward der Groll zurückgedrängt, aber nicht erstickt. Die meisten italischen Großen begaben sich murrend heim auf ihre Burgen, die Uebrigen empfiengen den König schweigend und kalt. Sie erwiesen ihm die schuldigen Dienste; aber ihr Sinn war zornerfüllt, sie wandten ihre Augen ab von ihm, murrten über seinen Leichtsinn und seine Thorheit und klagten, daß er, nachdem sie ihn so oft und so sehnlichst nach Italien herbeigewünscht, unter solchen Verhältnissen ihrem Lande keinen Nutzen bringen könnte. Als Heinrich weiter zog durch Italien, um der königlichen Pflicht gemäß den Unterdrückten beizustehen und Recht und Gerechtigkeit zu schaffen im Lande, nahmen die Bürger ihn nicht in die Städte auf, kamen ihm auch nicht entgegen mit Fackeln und feierlichen Aufzügen, wie sie sonst zu thun pflegten, wenn der deutsche König sein italisches Reich durchzog; sondern geboten ihm außerhalb der Mauern sich mit den Seinen zu lagern und dort zu empfangen, was sie ihm zum Lebensunterhalte zu liefern schuldig waren. Dann legten sie noch eine Wache dazu nahe an sein Lager, damit die königlichen Diener es sich nicht einfallen ließen, des Raubens und Plünderns wegen auf dem Felde umher zu streifen.

Das Alles erschreckte den König und machte ihn irre an sich selber. Er sah, daß er mit seinem Abzuge aus Deutschland und mit seiner Unterwerfung unter den Papst den Feind nur vertauscht und sich nicht befreit hätte. In diesem Kampfe mit

sich selber, im Zorne über die von Gregor erlittene Behandlung, beschloß er, sich wieder loszusagen von dem Papste und die italischen Großen wieder zu versöhnen. So rief er denn Ulrich von Cosheim und alle diejenigen wieder zu sich, welche er nach dem Bannfluche Gregors entfernt hatte, und bediente sich wieder ihres Rathes wie zuvor. In öffentlichen Versammlungen italischer Großen maß er allein dem Papste die Schuld aller Stürme und Wirren bei und ermahnte sie, daß am Tage der Rache ihre Hülfe ihm nicht fehlen möchte. Da ließ der Zorn der italischen Großen nach, sie kamen wieder zu ihm und versicherten ihm ihre Anhänglichkeit. Auch die deutschen Bischöfe, die in aller Noth und Gefahr ihm immer treu geblieben waren, sammelten sich nach und nach fast alle wieder um ihn; es waren Liemar von Bremen, Benno von Osnabrück, Eppo von Zeitz, Burchard von Lausanne, Burchard von Basel; von den Laien kamen auch alle diejenigen wieder, welche drei Monate vorher zu Oppenheim auf den Betrieb der päpstlichen Legaten ihn hatten verlaßen müßen, und hiengen ihm treu an, nach wie vor. Mit diesen Begleitern näherte sich König Heinrich im Februar 1077 den Alpen, um wieder nach Deutschland zu ziehen.

## 13. Heinrich und sein Gegenkönig Rudolf.

Als die deutschen Großen vernahmen, daß die Versammlung zu Augsburg vereitelt sei, verabredeten der Mainzer Erzbischof, die Bischöfe von Würzburg und Metz und die Herzöge Rudolf, Welf und Berthold eine andere Zusammenkunft, welche am 13. März 1077 zu Forchheim im Radenzgau des ehemaligen Frankenlandes Statt finden solle. Auch dem Papste Gregor gaben sie davon Nachricht und baten ihn, daß er selber auch auf diese Versammlung kommen möge, um dem traurigen Zustande des Reiches ein Ende zu machen. Gregor hatte schon vernommen, daß sich der Sinn des Königs auf die Reden der

italischen Großen geändert hätte; dennoch schickte er ihm einen Kardinal der römischen Kirche und lud ihn auf den 13. März nach Forchheim vor, damit er dort vor ihm sich verantworte gegen die Beschuldigungen der deutschen Großen. Darauf aber gab Heinrich ihm zur Antwort, nachdem er die Reiche Deutschland und Italien von seinem Vater überkommen, sei er nun zum ersten Male als König in Italien und es gäbe da der Streitigkeiten so viele zu schlichten und so viele Dinge zu ordnen, daß die italischen Großen und das Volk es ihm sehr verdenken würden, wenn er sie sobald wieder verließe. Zugleich gab der König Befehl dem Papste alle Pässe zu versperren, daß er nicht nach Deutschland ziehen könne.

Auch das erfuhr Gregor, der zu seiner Sicherheit noch immer in dem festen Canossa weilte, und schickte den Abt Bernhard aus Marseille und den Kardinal Bernhard nach Deutschland, welche auf dem Fürstentage zu Forchheim Alles auseinandersetzen sollten, was bis dahin zwischen ihm und dem Könige Heinrich geschehen sei. Ferner sollten sie die deutschen Großen ermahnen, daß sie dem Reiche, welches allzulange schon durch den kindischen Leichtsinn eines einzigen Menschen zerrüttet würde, nach besten Kräften aufhelfen möchten, bis Gott es dem Papste verstatte, selber hinzukommen und anzuordnen, was dem öffentlichen Wohle und dem Frieden der Kirche Noth thue. Alles dieß stellten die päpstlichen Legaten zu Forchheim den sächsischen und schwäbischen Großen vor. Sofort beriethen diese über die Wahl eines neuen Königs und die Meinung der Meisten war für den Herzog Rudolf von Schwaben. Als nun die Einzelnen aufgerufen wurden, ihre Stimme abzugeben, forderte Jeder für sich im Voraus die Erfüllung von Bedingungen zu seinen eigenen Gunsten und zum Schaden des Reichsoberhauptes und der Einheit des Reiches. Da wandte sich der päpstliche Legat zu den Fürsten und sprach, der neue König würde doch

nicht König der Einzelnen, sondern derjenige Aller sein und darum sei es genug, wenn er verspräche, Allen gerecht zu werden. Auch schiene es ihm, setzte er hinzu, als wäre es der Simonie sehr ähnlich, wenn jeder Einzelne nur unter besonderen Bedingungen dem neuen Könige seine Stimme geben wollte. Zweierlei aber sei nöthig festzusetzen, einmal, daß der neue König kein Bisthum für Geld oder aus Freundschaft verleihen dürfe, sondern einer jeden Domkirche ihre eigene Wahl freigeben solle; das Andere aber sei, daß die königliche Würde in Deutschland niemals vom Vater auf den Sohn durch Erbschaft übergehen dürfe, sondern daß der Sohn des Königs, wenn auch über seine Würdigkeit kein Zweifel obwalte, dennoch erst wieder gewählt werden müße, und daß, wenn der Sohn eines Königs sich des Thrones unwürdig erweise, ein Anderer gewählt werde. Ein solcher Vorschlag stimmte überein mit den Wünschen der Großen des deutschen Reiches; denn er schwächte ja die königliche Macht; dagegen misfiel er Niemandem mehr, als den Bürgern der deutschen Städte, denen vor allen Dingen ein kräftiges, erbliches Königthum am Herzen lag; aber sie wurden um ihre Zustimmung nicht gefragt. Als das nun Alles nach dem Willen der Großen des deutschen Reiches und des päpstlichen Stuhles festgesetzt war, so daß diese es ein Gesetz nannten, erwählte zuerst der Erzbischof Siegfried von Mainz den Herzog Rudolf von Schwaben zum deutschen Könige und die anderen Großen stimmten bei. Dann zogen sie mit dem neuen Könige nach Mainz und dort krönte ihn der Erzbischof Siegfried am 26. März.

Am selben Tage der Krönung aber zeigte sich schon, was die Bürger der deutschen Städte davon dachten, daß das deutsche Reich nun zwei Könige auf einmal haben sollte. Es war eine althergebrachte Sitte, daß am Tage der Salbung und Krönung geistliche und weltliche Personen sich zu allerhand Scherzen und

Spielen vereinigten. Als das Mahl in der königlichen Pfalz genoßen war, sammelte sich ein Haufe der königlichen Diener und gab sich solchen Spielen hin. Den Bürgern aber war die ganze Sache schmerzlich leid und als sie nun noch das Jauchzen der Jünglinge vernahmen, ergrimmten sie in ihrem Gemüth und suchten eine Veranlaßung zum Streite. Einige von ihnen mischten sich allmälig in das Spiel der Höflinge. Während desselben schnitt einer der Bürger einem Höfling die purpurgestickte Halskrause ab und that, als wollte er sich heimlich und diebisch damit entfernen, in Wahrheit aber wollte er dabei entdeckt werden, damit sich daraus eine Veranlaßung zum Streite ergäbe. Denn der Beraubte bemerkte alsbald was geschehen sei, verfolgte den Thäter, der ihm sein Festkleid also geschändet hatte, gab ihm einen derben Schlag und entriß ihm einen Theil der Halskrause. Die Städter sammelten sich sogleich herzu, sie waren bewaffnet und die Höflinge unbewaffnet und so geschah es leicht, daß sie Viele davon verwundeten, Einige tödteten und die Uebrigen in die Flucht schlugen. Inzwischen hatten die Bürger noch dazu die Waffen der Höflinge listigerweise hinweg tragen laßen und vergeblich suchten diese danach. Der neugekrönte König sah die Noth der Seinen und wollte sogleich zu ihrer Vertheidigung hinauseilen; aber seine Freunde glaubten, daß Alles nur auf ihn abgesehen sei. Sie umdrängten ihn und ließen ihn nicht hinausgehen. Allmälig sammelten sich alle Höflinge und alle Ritter um Rudolf und auf einmal brachen sie den Bürgern unerwartet aus dem Dome hervor. Ein heftiger Kampf erfolgte; aber zu Ungunsten des neuen Königs, und die Bürger von Mainz trieben Rudolf an seinem Krönungstage selber zu ihrer Stadt hinaus.

Unterdessen zog der König Heinrich aus Italien durch die Alpen nach Kärnthen und von da westwärts bis nach Ulm. Viele seiner ehemaligen Anhänger sammelten sich um ihn und

als er im Mai in Ulm ankam, war er so stark, daß er einen Fürstenrath seiner Getreuen dorthin berief, welcher gemäß dem schwäbischen Rechte den Herzog Rudolph von Schwaben, der sich der deutschen Krone angemaßt, aller seiner Güter verlustig sprach und ihn zum Tode verdammte. Damals aber ward das ganze Reich traurig zerwühlt durch die listigen Reden der Menschen und alle Treue und aller Glaube ward erschüttert. Von beiden Seiten ward Beichtstuhl und Altar benutzt, um die Meinungen der Menschen hierhin und dorthin zu ziehen. Besonders aber bemühten sich die Anhänger des Papstes Gregor durch viele Beispiele zu erweisen, daß dem Papste das Richteramt zukomme über die Könige. Um anderer zu geschweigen, erzählten sie, daß einst Papst Stephan den König Childerich, den letzten der fränkischen Könige aus merovingischem Stamme, abgesetzt, ins Kloster geschickt und Pipin an seiner Statt erhoben habe.*) Sie erzählten ferner, daß der Papst Nicolaus I. einst den König Lothar II. um seiner ehebrecherischen Liebe willen zu Waldrade gebannt und der König sich ihm unterworfen habe**), auch das noch fügten sie hinzu, daß einst Kaiser Ludwig der Fromme auf das Urtheil der Bischöfe seine Waffen habe ablegen und in der Medarduskirche zu Soissons Buße thun müßen für seine Sünden.***) Aehnlich wurden von der andern Seite dagegen dem Könige solche Vorrechte zugeschrieben, wie sie bei der nach allen Seiten hin beschränkten Macht des Königs auf deutschem Boden bis dahin noch nicht erhört waren. Ein Jeder lobte und tadelte nicht, wie es der Sache und der Wirklichkeit gemäß war,

---

*) vergl. meine Geschichten u. s. w. aus der Völkerwanderung. Bd. 2. Seite 110.

**) vergl. oben Seite 10 ff.

***) vergl. meine Geschichten u. s. w. aus der Völkerwanderung. Bd. 2. Seite 303.

sondern je nach der Partei, zu welcher er sich hielt. Von beiden Seiten aber zog man aus zu rauben und zu plündern, wie und wo man konnte und so oft das Heer des einen Königs in das Land eines Großen kam, der dem andern Könige anhieng, da musten die Unterthanen mit ihrer Habe und ihrem Leben büßen für die Meinung ihres Herrn.

Langsam drang dann Heinrich von Süden nach Norden vor und Rudolf von Norden nach Süden. Im Augustmonat umlagerte Rudolf mit seinem Heere, das meist aus Sachsen bestand, die dem Könige Heinrich ergebene Stadt Würzburg. Aber die Berichterstatter jener Zeit und seiner Partei erzählen uns, daß es ihn dauerte um die Kirchen der Stadt, wenn er sie einnähme, und darum habe er aus christlichem Sinne die Belagerung der Stadt nur schwach betrieben. Mit Freuden zog Rudolf von da, als er hörte, daß der König Heinrich mit einem Heere am Neckar stünde und dort seiner harre. Auch das Heer Rudolfs vernahm diese Nachricht gern; denn Heinrichs Schaaren bestanden zum grösten Theil aus Kaufleuten und Handwerkern. Mit diesen, meinten die Sachsen, könne er sich nicht halten gegen sie. So standen bald beide Heere am Neckar und mitten zwischen ihnen strömte der Fluß. Da stellte Rudolf und die Seinen dem andern Heere die Wahl, sie sollten sich ein wenig zurückziehen und das sächsisch-schwäbische Heer zum Kampf hinüberkommen laßen; wenn jene das nicht wollten, so wären sie selber bereit, eine Strecke zurückzuweichen und jene erst eine Weile herüberkommen zu laßen, um dann auf freiem Felde den Kampf zu beginnen. Aber Heinrich und die Städter wollten das nicht und ließen sich durch keine Schmähungen bewegen, aus ihrer beßeren Stellung zu weichen, vielmehr erwiederten sie ihnen, wozu es des Eisens und des Blutes bedürfe, da sie ja doch die Sache friedlich und mit Worten ausmachen könnten. Damit stimmten auch Viele von der andern Seite überein und

es ward beschloßen, daß einstweilen Waffenstillstand sein solle, bis man sich über den Frieden besprochen hätte, und da der Herbst herannahte, so gieng von beiden Heeren Jedermann in seine Heimat, um dort den Winter zuzubringen.

So verstrich ein ganzes Jahr. Im August des Jahres 1078 kamen die Heere wieder zusammen, aber die Gemüther hatten sich nicht beruhigt, sondern nur noch mehr erbittert und vom Frieden redete man nicht mehr. Der König Heinrich hinderte die Vereinigung des schwäbischen und des sächsischen Heeres und zog dem letztern mit dem seinigen bei Melrichstadt entgegen. Es waren im Sachsenheere einige Bischöfe, die aber beßer verstanden Psalmen zu singen, als Krieger ins Treffen zu führen. Deshalb geschah es, daß sie beim ersten Anblick des Feindes davon liefen, und ihnen folgte eine große Zahl ihrer Mannschaft. Die andern Sachsen schlugen einen großen Theil von Heinrichs Heere in die Flucht und verfolgten sie unter dem Feldgeschrei „St. Peter.“ Dennoch war auf keiner Seite der Sieg entscheidend und endloses Blutvergießen stand noch bevor. In dieser Zeit kamen Briefe des Papstes Gregor nach Deutschland. Darin forderte er von beiden Königen sicheres Geleit über die Alpen, damit er in Deutschland über beide Könige zu Gericht sitzen könne. Dasselbe schrieb er auch an alle deutsche Bischöfe und ermahnte sie im Voraus allen seinen Aussprüchen Folge zu leisten und nimmer außer Acht zu laßen, daß Ungehorsam gegen den päpstlichen Stuhl gleich Götzendienst sei. Ein solches Schreiben aber war den geistlichen und weltlichen Großen auf Rudolfs Seite völlig unerwartet; denn obwohl Gregor auch nach der Wahl des Gegenkönigs bis dahin noch immer geschwiegen hatte, so hatten sie doch immer geglaubt, daß er auf ihrer Seite stünde. Darum geriethen sie in Unmuth und Zorn und machten dem Papste heftige Vorwürfe, daß sie nicht um ihrer eigenen Sache willen, sondern für den Papst gegen ihren König

Heinrich die Waffen ergriffen hätten. Als der Papst wider ihr Wißen und wider ihren Willen den König Heinrich vom Banne losgesprochen, habe er ihm doch nach seinem eigenen Briefe die königliche Würde nicht wiedergegeben und darum sei es um des Reiches willen ihre Pflicht gewesen, ein neues Oberhaupt zu wählen. Mord und Brand und Plünderung habe seitdem durch das Reich gewüthet und also werde es noch ferner sein, wenn nicht der Papst treu bleibe bei seiner früheren Entscheidung. „Solches", setzten sie hinzu, „haben wir nicht aus Hochmuth gegen euch geredet, sondern in dem tiefen Schmerze unserer Seelen."

Allein Gregor beharrte bei seinem letzten Wort und abermals ließen die Großen des deutschen Reiches bittere Klagen und Vorwürfe an ihn gelangen. „Um der Ehre des päpstlichen Stuhles willen," sprachen sie darin, „müßt ihr bestätigen, was eure Legaten zu Forchheim mit uns verhandelt und beschloßen haben und dürft nicht vergeßen, daß, wenn ihr dieß schon eher gethan hättet, der unselige jammervolle Streit auch schon längst beendigt wäre." Wiederum giengen die Boten hin und kamen wieder, der Papst blieb dabei, daß er in Deutschland als Richter die Sache der Könige entscheiden wollte. Abermals sandten die sächsischen und die andern Großen zu ihm ihre Klagen. „Wenn es recht ist," sprachen sie wieder, „wie ihr uns ja durch viele Ermahnungen belehrt habt, daß wir eurem früheren Urtheil über Heinrich Folge leisteten, so fragen wir: Warum bestraft ihr nicht die, welche im Gegensatze von uns diesem eurem Urtheil ungehorsam sind und euch Widerstand leisten? Warum gestattet ihr ihnen, was ihr doch sowohl ihnen wie uns bei schwerer Strafe des Bannes verboten habt? Diese, welche ihr also ungestraft sein laßt, diese sind es, welche dem Könige Heinrich unermüdlich behülflich sind zu unserer Unterdrückung, weil wir euch gehorsam waren und sind. Wenn wir

armen Schafe ein Versehen gemacht haben, so erfolgt gegen uns ohne Verzug die ernste Rüge des apostolischen Stuhles; nun aber, da es sich handelt um die Wölfe, welche mit offenem Rachen wüthen gegen die Heerde des Herrn, nun wird Alles mit Geduld und Langmuth getragen. Darum bitten wir euch um Christi willen, mag euch nun die Furcht vor dem mächtigen König Heinrich, mag euch die Ueberredungskunst seiner Freunde zurückgehalten haben: werdet wieder derselbe, seid eingedenk eurer Ehre und der Furcht Gottes und macht dem Blutvergießen ein Ende; denn wenn ihr ferner noch den König wüthen laßet gegen uns, so werdet ihr das vor Gott nicht verantworten können."

Das ganze Jahr 1079 aber gieng also hin und es geschah nichts Erhebliches zur Entscheidung des unglückseligen Zwistes. Die Sachsen und Schwaben beschuldigten den Papst, daß seine Gesandten bald nach dem einen Heere geschickt würden, bald nach dem andern, je nachdem ein günstiger Bericht von der einen oder der andern Seite käme, daß sie aber auf diesen Zügen jedes Mal von beiden Königen so viel Geld mit heimwärts nähmen, als sie nach römischer Sitte und römischer Weise erwirken könnten. Im Anfang aber des Jahres 1080 gedachte Heinrich dem Kriege schnell ein Ende zu machen. Die Sachsen pflegten im Winter gern der Ruhe, zumal da der Krieg schon hindauerte bis ins dritte Jahr, und darum meinte der König sie überraschen zu können. Allein sie hatten die Kunde früh genug vernommen und kamen ihm am 27. Januar bei Flarcheim unweit Mühlhausen wohlgerüstet entgegen. Zwischen beiden Heeren floß ein Bach, zwar nicht breit, aber mit tief eingeschnittenem Bette und hohen Ufern. Die Sachsen erwarteten den Angriff, ihre Hauptstärke lehnte sich an einen Hügel, auf welchem Otto von Northeim stand, um von da aus das Treffen zu leiten. Aber Heinrich wandte, wie er zu thun pflegte, auch dieß

Mal eine Kriegslist an und auf einmal vernahm Rudolf, der auch dort bei dem Heere war, daß die Feinde ihm in den Rücken gekommen wären und von dort her angriffen. So wurden die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten. Um neun Uhr Morgens begann der Kampf und währte bis tief in die Nacht, trotzdem daß die Menschen im heftigen Schneegestöber kaum einander zu erkennen vermochten. Endlich entschied der Sieg für die Sachsen, Heinrich selber floh auf verborgenen Pfaden durch einen Wald und die Trümmer seines Heeres sammelten sich erst wieder an der Wartburg bei Eisenach. Auf die Nachricht von diesem Siege Rudolfs berief der Papst im März eine Kirchenversammlung nach Rom und dahin kamen auch seine Legaten aus Deutschland zurück. Auf dieser Versammlung sprach Gregor also: „Ich habe Niemandem Beistand leisten wollen, als dessen Sache die gerechte war. Heinrich aber hat sich nicht gescheut ungehorsam zu sein und hat mir die Pässe nach Deutschland versperrt, daß ich zur Entscheidung des Streites dahin nicht kommen konnte. Daher verfluche ich ihn aufs neue, untersage ihm das deutsche und das italische Reich, nehme ihm alle Gewalt und die königliche Würde und verbiete allen Christen ihm als ihrem Könige Gehorsam zu leisten. Auch spreche ich von ihrem Eide los Alle, die ihm entweder schon geschworen haben oder noch schwören werden. Heinrich mit allen seinen Anhängern soll keine Kraft haben zum Streite und niemals soll er einen Sieg davon tragen. Damit aber Rudolf das Reich regieren und beschützen möge, verleihe ich Allen, die ihm treu sein werden, Ablaß ihrer Sünden und meinen apostolischen Segen. Gleichwie Heinrich durch seine Hoffahrt, seinen Ungehorsam, seine Falschheit verdient hat für immer verworfen zu werden: also verleihe ich dem Rudolf um seiner Demuth, um seines Gehorsams, um seiner Wahrheitsliebe willen die königliche Würde.“ Dabei schickte Gregor dem Rudolf eine

Königskrone mit der Inschrift: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolfo d. h. der Fels (die Machtvollkommenheit des apostolischen Stuhles) gab die Krone dem Petrus und Petrus sie dem Rudolf. Einige erzählen auch, Gregor habe geweissagt: der falsche König wird noch in diesem Jahr sterben. (1080.)

Als aber dieser neue Bannfluch nach Deutschland kam, berief auch der König Heinrich wieder die ihm noch getreuen Bischöfe nach Mainz. Um Pfingsten kamen viele dorthin und bald darauf die aus dem südlichen Deutschland noch einmal zu Brixen in Tyrol. Auf beiden Versammlungen redeten diese deutschen Bischöfe über den Papst Gregor folgendermaßen: „Er ist nicht von Gott, sondern durch sich selber gewählt und hat sich durch Betrug und Geld der Kirche aufgedrungen. Er hat den ganzen geistlichen Stand verkehrt, das Reich in Verwirrung gebracht und einem christlichen Könige mit dem Verluste des geistigen und leiblichen Lebens gedroht. Dagegen hat er sich eines Meineidigen angenommen, und hat dadurch unter friedfertige Menschen den Samen der Zwietracht ausgestreut, unter Brüdern Aergernisse, unter Eheleuten und zwischen Eltern und Kindern Trennungen und Zwiespalt verursacht. Ueberhaupt hat er alle ruhige und einige Menschen zu Haß und Feindschaft angereizt. Er hat Gottesraub und Mordbrand gepredigt, er hat Meineid und Todschlag vertheidigt, er hat sich mit Wahrsagen und Traumauslegen abgegeben und ist ein offenbarer Schwarzkünstler und Zaubermeister. Um aller dieser Dinge willen setzen wir deutsche Bischöfe den Papst Gregor ab und wählen an seiner Statt Guibert von Ravenna." Dieser nahm die Wahl an und nannte sich Papst Clemens III. Die Zahl seiner Wähler war so unbedeutend nicht; denn noch immer waren in Heinrichs Reichen viele Bischöfe, die der Oberherrschaft des Papstes widerstrebten, viele auch waren dem Könige Heinrich immer treu geblieben und hatten den Sieg eines itali-

schen Bischofs, der im Grunde nur ihres Gleichen sei, über ihren deutschen König nur mit tiefem Schmerze angesehen. Andere Bischofssitze waren seit jener Zeit durch den Tod erledigt und Heinrich, dessen Ansehen in den Sitzen der Bischöfe, in den deutschen Städten, überall größer war, als dasjenige seines Gegenkönigs Rudolf, hatte andere Männer von seiner Partei an ihre Stelle gesetzt.

So kam es, daß der Bann des Papstes über Heinrich dieß Mal eben so fruchtlos blieb, wie die Absetzung des Papstes durch die deutschen Bischöfe; denn die Macht der beiden blieb dieselbe und nur auf die Entscheidung der Waffen in Deutschland kam es an. Mit rastloser Thätigkeit sammelte Heinrich ein neues Heer und bald standen die beiden Könige abermals im Felde einander gegenüber. Wiederum ward es Frühling, es ward Sommer und wiederum brach der Herbst an und noch war Nichts entschieden. Da zog Heinrich aufs neue nach Sachsen und dachte Erfurt einzunehmen. Um aber die Sachsen zu täuschen und zu trennen, schickte er einige Reiter weiter nördlich, welche dort die Dörfer und Klöster anzündeten, so daß die Sachsen, welche in der Ferne die aufsteigenden Rauchwolken sahen, schon vermeinten, Goslar würde bedroht, und ein Theil von ihnen sich eilig dahin wandte. Heinrich zog unterdessen ruhig nach Erfurt und von da nach Naumburg; aber die Sachsen zwangen ihn sich gegen die Elster zu ziehen und an diesem tiefen Fluße ein Lager aufzuschlagen (15. Oktober). Dorthin kam auch das Sachsenheer, also müde und erschöpft von dem vielen Hin- und Herziehen, daß Viele, die nicht mehr mitkommen konnten, am Wege liegen blieben. Es fehlten so viele Fußgänger, daß man eine Auswahl unter den Reitern traf, und alle, deren Pferde nicht sehr stark gebaut waren, absteigen und als Fußgänger fechten hieß. Als beide Heere in Schlachtordnung gestellt waren, bemerkten sie erst, daß in dem freien Raum

zwischen ihnen ein ungangbarer Sumpf war. So standen sie eine Weile, und neckten und höhnten sich über den Sumpf mit bitteren Worten, während die Bischöfe in Rudolfs Heere mit allen Geistlichen den zweiundachtzigsten Psalm absangen, der also beginnt: Gott steht in der Gemeinde Gottes und ist Richter unter den Göttern. Wie lange wollt ihr Unrecht richten und die Person der Gottlosen vorziehen? Schaffet Recht dem Armen und dem Waisen und helfet dem Elenden und Unterdrückten u. s. w. Endlich begab sich zuerst eine Schaar der Sachsen auf den Weg, um den Sumpf zu umgehen und als das Heer Heinrichs dieß erblickte, schickte sich auch von dieser Seite ein Haufe zu gleichem Zwecke an. Da entstand ein entsetzliches Blutvergießen; aber die Sachsen wurden zurückgedrängt und eiligst liefen die Boten zu dem übrigen Heere Heinrichs, um es zu verkünden. Da stimmten sofort die Bischöfe an dieser Seite den ambrosianischen Lobgesang an und der Wind trug die Worte des Liedes weit hin über das Schlachtfeld zu den Kämpfenden. Denn bald waren die Heere an allen Orten handgemein geworden. Als sie noch so sangen, ward Rappodo, einer der Großen aus Heinrichs Heere, schwer verwundet dahergetragen; seine Träger aber riefen schon von weitem: „flieht, flieht! Herzog Otto hat die Unsern zurückgeworfen und sie sind Alle auf der Flucht!“ Und in der That flohen an jener Seite Alle, die mit Heinrich hielten, und wurden in die Elster gedrängt, so daß ihrer fast eben so viele ertranken, als durchs Schwert getödtet wurden. Nach dieser That wollte sich Ottos Heer alsbald zerstreuen, um das Lager der Feinde zu plündern; allein Otto verbot es und sprach: „wir wißen noch gar nicht, wie es auf dem anderen Flügel ergangen ist. Hier zwar haben wir gesiegt; aber es scheint mir dort nicht also zu stehen.“

Er gebot seinem Haufen sich wieder zurück und nach der andern Seite hinzubegeben. Da ward ihm die Nachricht gebracht,

daß an jener Seite des Schlachtfeldes Heinrich von Lacha, der feindliche Heerführer, mit seiner Mannschaft stehe und um des gewonnenen Sieges willen das Kyrie eleison! singe. Denn also geschieht es immer im Kriege, der eine Mensch dankt und lobt Gott dafür, daß es ihm gelungen ist seinen Mitmenschen zu erschlagen. Ottos Heer war kleiner als jene siegreiche Schaar; aber während diese ihrerseits Gott Lob und Dank darbrachte für seine Hülfe, sprach Otto zu den Seinen: „wenn Gott mit uns ist, so können wir auch mit unserem kleineren Heere die Feinde schlagen." So griff er die Krieger Heinrichs an, die in ihrer Siegesfreude an einen solchen Kampf nicht mehr dachten, und jagte sie auseinander in die Flucht. Auch von diesen kamen Viele in der Elster um. Wenn auch noch die Menschen das steile Ufer hinanzuklettern vermochten, so ertranken doch die Pferde fast alle in dem tiefen Bette dieses Flußes. Da sprachen die Sachsen: „was die Unstrut vor einigen Jahren verbrochen hat gegen uns, das hat die Elster jetzt doppelt wieder wett gemacht." Viele der Flüchtlinge, die noch so weit entkommen waren, wurden um der Beute willen von den umwohnenden Bauern mit Knütteln und Keulen erschlagen. Als das Treffen dort also günstig für die Sachsen beendet war, sprach Otto: „nun plündert in aller Ruhe und Sicherheit das Lager der Feinde und nehmt mit was ihr findet; denn ihre Habe ist nun euer rechtmäßiges Eigenthum!" Seine Krieger vernahmen kaum seine Worte bis zu Ende, da hatten sie sich auch schon durch das feindliche Lager zerstreut, und ließen Nichts übrig, was mitgenommen werden konnte. Vierzehn Bischöfe, unter ihnen die Erzbischöfe von Köln und Trier, waren dort in Heinrichs Lager gewesen und alle ihre Habe nebst der Beute, welche Heinrichs Heer von Erfurt aus mit sich herumführte, fiel nun den Sachsen zu. Fröhlich kehrten sie damit heim in das eigene Lager; aber hier ward ihre Freude sehr abgekühlt; denn sie er=

fuhren, daß ihr König Rudolf zwei schwere Wunden empfangen habe. Die eine soll er empfangen haben von Gottfried von Bouillon, dem Heinrich als dem Würdigsten in seinem Heere die Reichsfahne anvertraut hatte. Mit dieser ritt Gottfried voran kühn in das feindliche Heer hinein und stieß dem Gegenkönige Rudolf den Schaft in den Leib, daß Rudolf alsbald sich zum Tode getroffen fühlte. Doch er empfieng dazu noch eine Wunde am rechten Arme, in Folge deren man ihm die Hand abnehmen muste. So brachte man ihn nach Merseburg, wo er starb. Einige erzählen, vor seinem Tode habe er sich noch seine rechte Hand bringen laßen und sie wehmüthig betrachtet mit den Worten: „das ist die Hand, mit der ich meinem Könige Heinrich Treue geschworen hatte!" Andere sagen, er habe auf die Nachricht des Sieges sterbend ausgerufen: „nun will ich gern sterben und Alles dulden, was Gott über mich verhängt!" Also verschieden erzählen die Menschen jener Zeit und was davon glaublicher ist, möge Jeder für sich entscheiden. Die abgehauene Hand Rudolfs wird noch in Merseburg gezeigt. Dieses Treffen geschah am 5. October 1080.

Der Tod Rudolfs aber nützte Heinrich mehr, als den Sachsen der Sieg. Denn viele Menschen sahen darin ein Strafgericht Gottes und selbst die Weissagung des Papstes, daß in diesem Jahre ein ungerechter König sterben würde, ward nun gegen Rudolf gewendet. Zwar anfangs blieben die Sachsen noch in Waffen und als Heinrich ihnen anbot, wenn sie ihn nicht zum Könige wollten, so möchten sie doch seinen Sohn jetzt wählen, erwiederte Otto seinen Gesandten: „Von einem bösen Stier kommt auch ein böses Kalb; darum wollen wir den Sohn eben so wenig wie den Vater." Aber dennoch fehlte ihnen nun die Vereinigung mit den andern Unzufriedenen des Reiches und Heinrich konnte im Anfang des Jahres 1081 daran denken, nach Rom zu ziehen, um mit gewaffneter Hand

den Papst abzusetzen. Doch bevor er diesen Zug unternahm, luden im Februar die Bischöfe von seiner Seite die sächsischen Großen und die mit ihnen hielten, zu einer Zusammenkunft nach Kauffungen ein. Von Heinrichs Seite kamen dahin die Erzbischöfe von Köln und Trier, die Bischöfe von Speier, Bamberg und Utrecht; von der sächsischen Seite die Erzbischöfe von Mainz, Magdeburg und Salzburg und die Bischöfe von Paderborn und Hildesheim. Von ihnen war der Erzbischof Gebhard von Salzburg dem päpstlichen Stuhle in Rom also ergeben, daß er bei einer andern Gelegenheit einmal sprach: auch einem lasterhaften Papste werde er unbedingt gehorsam sein. Als sie nun dort versammelt waren, wollte keine Partei beginnen zu sprechen, um erst abzuwarten, was die Gegner sagten, und eine lange Weile saßen sie so einander gegenüber und betrachteten sich. Endlich nahm Gebhard zuerst das Wort und sagte, alles Unheil sei davon hergekommen, daß der König Heinrich aus freien Männern habe Sklaven machen wollen. Dann bat er um des päpstlichen Bannes willen zuerst die Frage zu erwägen, ob sie ohne Schaden am Glauben Heinrich als rechtmäßigen König ansehen könnten oder nicht. Dieß wollten die Bischöfe auf Heinrichs Seite nicht, sondern forderten Waffenstillstand bis Juni, wo sie ja diese wichtige jetzt unvorbereitete Frage besprechen könnten. Aber Otto von Northeim fiel schnell dazwischen und sprach: „Haltet ihr uns denn für so dumm, als ob wir eure Absicht nicht merken könnten? Ihr wollt diesen Waffenstillstand, damit Heinrich inzwischen nach Rom gehe und den Papst überfalle; aber dieses wollen wir nicht. Entweder gebt uns vollen Frieden und gewährt uns, was wir fordern, oder gar keinen. Wenn ihr über den Papst herfallt, der das Haupt unseres Widerstandes ist, so mögt ihr bedenken, was inzwischen hinter euch in eurem Lande vorgeht. Auch wollen wir euch nicht verhehlen, daß wir sobald wie möglich uns einen

andern König wählen wollen; denn wenn Heinrich nicht unsere Bedingungen erfüllt, so wollen wir weder von ihm, noch seinem Sohne Etwas wißen."

Also zogen die Boten unverrichteter Sache wieder auseinander. Heinrich aber rüstete sich dessenungeachtet zum Zuge nach Italien gegen Gregor.

### 14. Heinrichs Zug gegen Gregor nach Rom. 1081.

Endlich glaubte Heinrich die Zeit gekommen, wo er Rache nehmen könnte für die Behandlung, die Gregor ihn hatte in Canossa erleiden laßen, und zog im Jahre 1081 mit einem stattlichen Heere nach Italien. Allen Freunden des Papstes Gregor VII. ward bange bei dieser Nachricht; nur dem kränklichen alten Manne selber nicht, und er schrieb an seine Freunde nach Deutschland, daß er trotz der Fürbitte, die italische Bischöfe für Heinrich bei ihm einlegten, den Hochmuth dieses Königs verachte und nur bekümmert sei um seine Freundin Mathilde. Heinrich kam näher und alle Burgen auf seinem Wege ergaben sich ihm; Rom jedoch öffnete ihm und seinem Gegenpapste Clemens III. die Thore nicht, sondern vertheidigte sich muthig und die Belagerung dauerte mit Unterbrechungen bis ins dritte Jahr, 1083. Heinrich bot dem Papste eine Zusammenkunft an, damit der Friede zu Stande käme; allein Gregor blieb sich getreu im Glück und im Unglücke; er wollte nur dann mit Heinrich sich besprechen, wenn dieser ihm Unterwerfung gelobte. Darüber zürnten die italischen Bischöfe so sehr, daß sie ihn verließen, und auch die Römer gaben bald zu erkennen, daß sie in solchem Falle ihre Stadt nicht mehr zu Gunsten des Papstes vertheidigen wollten.

Eines Tags um die Mittagszeit hatten sich die Menschen in und außer Rom nach der Sitte des Landes um der Wärme willen dem Schlummer hingegeben, da kam ein Späher von

Seiten des Königs nahe an die Mauer. Ueberall war es still, kein Wächter ließ sich blicken noch hören. Da begann der Späher an einer zerbröckelten Stelle mit Händen und Füßen die Mauer hinanzuklettern, bald stand er oben, aber auch da vernahm er Nichts; denn von der langen Belagerung und der Hitze ermüdet, lagen alle Wächter in tiefem Schlafe. Da bemühte sich der Späher seinen Freunden Zeichen zu geben und kaum vermochte er im Eifer seine Zunge im Zaume zu halten. Die Deutschen kamen eilig mit Waffen und Leitern heran, erstiegen die Mauer und waren bald Herren der Thore. Aber der König Heinrich verschmähte, wie er sagte, die engen Eingänge, wo ein Krieger den andern im Einzuge stoßen müste; er forderte von den Römern, die nicht mehr zu widerstehen wagten, daß sie große Lücken in die Mauer rißen, und durch diese zog das königliche Heer ein. Unterdessen war der Papst Gregor auf die sichere Engelsburg geflüchtet und sah von da aus in die Stadt hinab, wo nun sein Gegenpapst Clemens den König Heinrich in den Vatikan führte und ihn zum römischen Kaiser krönte. — Dagegen sagen Andere, die Römer hätten ihre Stadt ganz freiwillig übergeben. Einer der Römer aber faßte den Entschluß den Kaiser heimlich zu tödten. Er bemerkte sich den Ort in der Kirche, wo Heinrich zu beten pflegte und übte sich nun durch eine Oeffnung in der Decke einen schweren Stein gerade auf die Stelle zu werfen. Als der Kaiser einmal niederkniete, warf der Römer seinen Stein; aber in seinem Eifer und der Furcht vor dem Mislingen fehlte er den Ort, den er sonst so gut zu treffen wuste, und aus demselben Grunde stürzte er selber seinem Steine nach. Das sahen Alle für ein Gericht Gottes an und die Zahl der Anhänger des Kaisers in Rom mehrte sich dadurch nicht wenig.

Dann zog der Kaiser wieder heim nach Deutschland, ließ aber einen Theil seines Kriegsheeres zurück, der im Verein mit den Römern den Papst Gregor in seiner Engelsburg belagern

sollte; denn die Römer hatten nun bereitwillig den Papst Clemens als den rechten anerkannt und Heinrich ihre Hülfe zugesagt. Gregor aber saß unbeugsam in seiner Burg und wich nicht um ein Haarbreit von dem ab was er einmal gesagt hatte. Dennoch sah er ein, daß er auf die Dauer dem deutschen Heere und den Römern nicht würde widerstehen können, und rief darum den Normannenherzog Robert Guiscard aus Apulien zu Hülfe. In diesem schönen, reich gesegneten Lande hatten sich einige Jahrzehnte vorher einige der Söhne des kinderreichen Tancred von Hauteville aus der Normandie niedergelaßen, weil das Reich des Vaters für seine dreizehn Söhne ihnen zu enge schien. Durch ihre Tapferkeit und Grausamkeit hatten diese Normannen, denen überhaupt Bedenklichkeit in der Wahl ihrer Mittel völlig fremd war, endlich das südliche Italien unter ihre Herrschaft gebracht. Gregor selber hatte Robert Guiscard mit diesem Lande belehnt, aber wider seinen Willen und nur darum, weil er mit zu vielen Königen zu streiten hatte. Denn also sprach er zu ihm bei der Belehnung: „in Betreff jenes Landes, welches du ungerechter Weise besitzest, als da ist Salerno und Amalfi und ein Theil der Markgrafschaft Fermo, will ich noch Geduld mit dir haben!“ Daraus konnte Robert deutlich ersehen, was ihm bevorstand, wenn Gregor freie Hand bekam; aber damals hatte der Eine seine Stütze an dem Andern und deshalb fügte Robert sich darein und versprach seinerseits dem Papste, daß er ihm zu allen Dingen hold und gewärtig sein wolle. Als nun im Jahre 1083 der Ruf des Papstes an ihn um seine Hülfe ergieng, säumte Robert nicht und obwohl er im Kriege war mit dem griechischen Kaiser Alexius, wendete er sofort seine Waffen westwärts und zog gegen Rom. Dort trieben die Normannen die wenigen noch übrigen Deutschen und die Römer in die Flucht; aber sie raubten und plünderten in Rom so sehr und verübten so schreckliche Grausamkeiten, daß Gregor sie dringend

bat wieder abzuziehen und selber mit ihnen nach Salerno gieng aus Furcht vor der Rache der Römer. Dort in Salerno, auf der Burg des Normannenherzogs Robert Guiscard, starb der mächtige Mann 1083. Auf seinem Sterbebette sprach er: „Ich liebte die Gerechtigkeit und haßte das Böse, darum sterbe ich in der Verbannung."

Heinrichs gewaltigster Feind war todt; aber mit ihm nicht seine Grundsätze, die forterbten auf seine Schüler.

### 15. Das Ende des Gegenkönigs Hermann von Luxemburg, des Bischofs Burchard von Halberstadt und des Markgrafen Ekbert von Meißen.

Während Heinrich in Italien verweilte, sahen die sächsischen und schwäbischen Großen in Deutschland sich nach einem neuen Könige um und erwählten den Grafen Hermann von Luxemburg. Mit ihm kriegte Heinrich nach seiner Rückkehr einige Zeit; aber Hermann war nicht ein furchtbarer Gegner und die Sachsen selber achteten ihn wenig. Weil er zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld gewählt war, wo viel Knoblauch wuchs, nannte man ihn spottweise den Knoblauchskönig (in damaliger sächsischer Sprache Koning Clufloc). Zuletzt unterwarf er sich dem Kaiser und da dieser ihn freiließ, gieng er zum Erzbischofe von Trier und lebte bei diesem von dem Ertrage seiner Güter. Eines Tages, als die beiden Männer mit einigen Begleitern ausgeritten waren, fiel es dem Grafen Hermann ein die Besatzung einer seiner Burgen zu prüfen und zu diesem Zwecke wie in feindlicher Absicht sich ihr zu nahen. Sie fanden das Thor geöffnet und ohne Wächter, aber alsbald sammelte sich die Besatzung in der Burg und verschloß alle Thüren, die auf den Burghof giengen. Ehe es zu einer Verständigung kam, stieg ein Weib auf einen der Thürme und warf von da einen schweren Stein hernieder. Dieser traf den ehemaligen König

Hermann auf den Kopf und also starb er dort von der Hand eines Weibes 1088.

Einige Zeit hindurch blieben nun die Sachsen ohne Haupt; denn Otto von Northeim war auch inzwischen gestorben. Aber auch hier waren nicht einzelne Männer die Träger des Kampfes, sondern es war ein Streit der königlichen Macht mit der fürstlichen der einzelnen Großen und darum vererbte er sich vom Vater auf den Sohn lange Jahre hindurch. Insbesondere war Bischof Bucco von Halberstadt unermüdlich ihn immer aufs neue anzuregen. Es wurden Friedensversammlungen gehalten; aber die Gemüther waren zu sehr erbittert und gemeiniglich geschah es, daß man von diesen Friedensversammlungen noch gereizter heimkehrte, als man gekommen war. Allmälig jedoch brachen auch Spaltungen unter den Sachsen aus, namentlich durch den Markgrafen Ekbert von Meißen, der die Bischöfe bitterlich haßte und es manchmal lieber mit dem Kaiser hielt, als mit diesen. Ekbert befehdete den Bischof Bucco und nur mit Mühe konnte dieser erlangen, daß der Markgraf sich bewegen ließ mit ihm zu Goslar zu einer Friedensbesprechung zusammen zu kommen. Aber Ekbert drohte ihm dennoch Verderben. Er kam eher nach Goslar, als der Bischof, und beredete dort einige der Bürger den Bischof zu überfallen und zu tödten. Am Palmsonntage kam der Bischof Bucco, der Erzbischof Hartwig von Magdeburg und außerdem viele andere geistliche und weltliche Große aus Sachsen und Baiern, welche fast alle auf Seiten des Bischofs gegen den Markgrafen standen und Jenem ihren Schutz zugesagt hatten. Am folgenden Tage klagte Bucco seinen Freunden, daß er nun schon als sechszigjähriger Mann, gichtbrüchig und ermattet von allen Anstrengungen seines Lebens, zu Kriegszügen und andern Unternehmungen nicht mehr fähig sei und deshalb Nichts sehnlicher wünsche, als eine Ruhestätte, wo er in Frieden vor den Anfeindungen des Mark-

grafen sein Leben beschließen könne. Die Anderen suchten ihm das auszureden, und so besprachen sie sich lange hin und her, bis man endlich zu dem Beschluße kam, am andern Morgen die Sache reiflicher noch einmal zu überlegen. So schieden sie.

Mitten in derselben Nacht aber erhob sich in der Stadt ein Aufruhr und man vernahm überall den Ruf: zu den Waffen. Einige Männer aus der Stadt hatten mit den Leuten des Bischofs Streit angefangen und immer weiter wälzte sich der Lärm; die Vornehmen im Gefolge des Bischofs Bucco vernahmen bald, gegen wen Alles gerichtet sei und suchten, ihrer Lehnspflicht getreu, die Wohnung des Bischofs schützend zu umgeben; aber Einer nach dem Andern erlag den Streichen der Feinde. Diese umstellten das Haus von allen Seiten, so daß nirgends ein Ausweg war; der erschreckte Bischof aber floh in ein höheres Gemach, das von Steinen fest erbaut Niemandem einen Eingang gestattete. Von dort aus wollte er durch das Fenster die tobende Menge anreden, aber Einige zielten auf ihn und, als er flehend die Hände ausbreitete, schlugen sie danach mit der Schneide des Speeres. Unterdessen hatten Andere sich trotz der verschloßenen Thüren durch die Wände einen Eingang gebahnt und das ganze Gefolge des Bischofs fiel unter ihrem Schwerte. Dann drangen sie höher hinauf ins obere Stockwerk bis an das Zimmer des Bischofs, welches selbst gegen Feuersbrunst mit Steinen und Eisen gesichert war. Aber den Schlägen dieser Feinde konnte auch das Gemäuer nicht widerstehen, bald gab es nach und man erblickte durch die Wand den Bischof, welcher in Kreuzgestalt zur Erde niedergeworfen lag und mit Seufzen und Gebet seine Seele dem allmächtigen Gott empfahl. Es war ihm keine Frist mehr gestattet; denn alsbald warfen die Eindringenden mit Steinen und schweren Hölzern nach ihm; aber der Bischof bewegte sich nicht, sondern verharrte im Gebet. Da stach einer der Eindringenden mit aller Kraft den Speer

ihm in den Leib, daß das Eisen sich umbog und beim heftigen Rückziehen im Leibe des Bischofs stecken blieb.

Unterdessen hatten die noch übrigen Lehnsleute des Bischofs sich versammelt und um die Angreifer von ihrem grausigen Werke abzubringen, warfen sie Feuer in einige Häuser. Bei dem Lärm, der sich darüber erhob, eilten die Bürger von Goslar heim, ein Jeder suchte sein Haus zu schützen, das Gefolge des Bischofs aber drang hin zu ihm und fand ihn auf den Tod verwundet. Sie legten ihn in eine Sänfte und trugen ihn nach dem Kloster Ilsenburg, welches er selbst sich zu seiner Ruhestätte erwählt und reich mit Gütern beschenkt hatte. Er lebte noch und vermochte auch mit den Umstehenden über die Tröstungen der Religion zu reden; aber er sagte Keinem, daß das Speereisen des Feindes in seinem Leibe verborgen sei. Als der Tag zu Ende gieng, legte er noch einmal sein Glaubensbekenntnis ab und verschied. Da erst, als man seine Leiche waschen und in den Sarg legen wollte, fand man das Speereisen und die Menschen verwunderten sich darüber. Zu Ilsenburg mitten auf dem Chore liegt dieser Bischof Bucco begraben, der bis an sein Ende der erbittertste Feind des Kaisers Heinrich gewesen war. 1088.

Das war geschehen, wenn auch nicht Alles auf den Betrieb des Markgrafen Ekbert von Meißen, doch sicherlich mit seinem Wißen. Doch auch ihn ereilte das Geschick. Hernach zerfiel er wieder mit dem Kaiser Heinrich und da auch die sächsischen Großen noch immer ihren Widerstand fortsetzten, schwoll im stolzen Bewustsein seiner Kraft die Brust Ekberts von Hoffnung auf die Königskrone. Einige Zeit hernach war eine Zusammenkunft der sächsischen Großen und auch Ekbert zog dahin und hoffte seine Wünsche erfüllt zu sehen. Als er schon in der Nähe seiner Freunde war, bog er von der großen Heerstraße ab und suchte sich mit einigen Begleitern einen Richtweg durch einen Wald. Es war Sommer und die Sonne brannte heiß, also daß

Roß und Reiter trotz des schattigen Waldes ermüdeten. Um die Mittagszeit hielten sie an einer Quelle still und tränkten ihre Pferde, da vernahm Einer von ihnen unfern von da das Geklapper einer Mühle, sie ritten darauf zu und legten sich im Hause des Müllers zum Schlafe nieder. Vorher jedoch schickten sie den Müller ab mit dem Auftrage ihnen Wein zu verschaffen. Der Müller lud den Schlauch auf die Schulter und gieng damit dem nahen Dorfe zu. Unterwegs traf er auf einige Bewaffnete, welche dem sächsischen Heere zuritten zur Verstärkung, im Herzen aber treue Anhänger des Kaisers Heinrich waren. Sie fragten ihn, wer er sei und wohin er so eilig gienge bei solcher Hitze, und der Müller erzählte ihnen bereitwillig, welchen Gast sein Haus herberge. Die Reiter stutzten und erwogen unter einander, welche Belohnung ihnen zu Theil würde, wenn sie einen so mächtigen und eifrigen Feind des Kaisers Heinrich erschlügen. Solche Gelegenheit dürfe man nicht unbenutzt vorbeigehen laßen, sagte der Eine und auf diese und andere Weise reizten sie sich selber unter einander auf. Sie gaben ihren Pferden die Sporen und eilten der Mühle zu; aber ihre Wünsche waren schneller gewesen, als ihre Rosse. Die Männer in der Mühle waren durch ihr Herannahen geweckt und hatten sich gerüstet. Der Kampf war lange und blutig; denn die Streiter waren an Zahl und Muth einander gleich; endlich aber siegten die Angreifer und die Königshoffnungen Ekberts starben mit ihm in der Mühle (1090).

Auf diese Nachricht hoben die andern sächsischen Großen sogleich die Belagerung der Stadt auf und zerstreuten sich. Der Krieg aber endete also, nicht auf einmal durch einen Friedensschluß, sondern weil der Kaiser sowohl wie die Sachsen der Ruhe bedurften. Damals schien es, als sollte der Abend von Heinrichs Leben friedlich werden.

## 16. Die Empörung Konrads. 1086.

Auf die Nachricht von Gregors Tode war Kaiser Heinrich wieder nach Italien gezogen, um dort seine Macht zu sichern; aber nur auf kurze Zeit; denn bald kehrte er zurück und ließ seinen ältesten Sohn Konrad da, daß er das Ansehen des Vaters vertheidige. Aber mit dem Papste Gregor waren nicht zugleich auch seine Pläne gestorben, er hatte um sich seine Zöglinge herangebildet, die in allen Dingen getreu seine Vorschriften befolgten, und der Eifrigste von Allen war Odo von Chatillon. Diesen wählten die Römer zum Papste, nachdem nach Gregor der Abt des Klosters Monte Cassino unter dem Namen Victor III. nur einige Wochen auf dem päpstlichen Stuhle geseßen hatte. Odo nahm den Namen Urban II. an und unter diesem kennt ihn die Welt als den Haupturheber der Kreuzzüge. Urbans erste That war, über Heinrich und den Gegenpapst Clemens den Bann auszusprechen. Die Markgräfin Mathilde hieng ihm an wie seinem Vorgänger Gregor und alle ihre Lehnsleute kämpften für den päpstlichen Stuhl. Der junge Welf, der Sohn des Herzogs Welf von Baiern, heirathete die alte Frau, um ihre Güter zu erben; doch Mathilde hatte sie schon längst in ihrem Testamente dem päpstlichen Stuhle vermacht.

Aber allen diesen konnte Heinrich und sein Sohn Konrad noch wohl widerstehen, wenn diese Feinde nicht ein anderes Mittel gegen den Kaiser gefunden hätten. Der junge Konrad war gottesdienstlichen Uebungen eifrig ergeben und obwohl er die Tochter Rogers von Sizilien geheirathet hatte, so lebte er doch fast wie ein Mönch. Er verehrte den päpstlichen Stuhl mehr als seinen Vater und so kam es, daß Mathilde den Jüngling überreden konnte, zu ihr und ihren Freunden überzutreten und mit ihnen die Waffen zu erheben gegen seinen Vater. Da ließen es sich alle Feinde des Kaisers bald aufs eifrigste ange-

legen sein, den Sohn in dieser Feindschaft gegen seinen Vater zu bestärken. Den alten Kaiser schmerzte das tief; aber er beklagte nicht sich, sondern seinen Sohn. Konrad war schon einige Jahre vorher zum deutschen König, zum Nachfolger Heinrichs im Reiche gewählt; aber auf diese Nachricht berief der Kaiser eine Versammlung der Großen des Reiches, klagte ihnen sein Leid und verlangte von ihnen, daß sie Niemanden durch Gewalt und Verbrechen zur Herrschaft kommen ließen, sondern das Recht, welches sein ältester Sohn durch frevelhaftes Beginnen verscherzt hätte, seinem jüngeren Sohne Heinrich übertrügen. Viele der Großen waren schon mit demselben Gedanken hergekommen, während der Berathung giengen alle zu dieser Meinung über und es ward einmüthig beschloßen, daß Konrads Recht durch seine Empörung erloschen wäre, und daß sein Bruder Heinrich in dasselbe eintreten solle. Nach dieser Wahl berief der Kaiser seinen jüngeren Sohn Heinrich zu sich und forderte von ihm einen Eid, daß er niemals den Weg seines Bruders gehen und niemals bei Lebzeiten seines Vaters die Regierung des Reiches oder die Einkünfte von den Besitzthümern seines Vaters beanspruchen wollte. Solchen Eid leistete der Sohn dem Vater.

Nachdem aber die Feinde des Kaisers durch die Empörung Konrads gegen ihn ihren Zweck erreicht hatten, bekümmerten sie sich wenig mehr um den jungen König. Konrad lebte ferner noch in Italien; aber er starb noch vor seinem Vater im Jahre 1101.

### 17. Heinrichs Fürsorge für das Reich.

In der langen Schule der Leiden hatte der Kaiser den muthwilligen und frevelhaften Leichtsinn seiner Jugend verlernt und richtete nun im reiferen Alter seine Sorge auf das Wohl des Reiches. Er berief die Großen desselben zu sich und forderte von ihnen einen Eid, daß sie nach allen Kräften für den

Frieden des Reiches sich bestreben wollten. Dann setzte er schwere Strafen fest für alle Uebelthäter und Friedensbrecher. Ein solches Gebot, erzählt uns der Bischof Otbert von Lüttich, war Allen, die von den Beschäftigungen des Friedens leben, aufs höchste willkommen und lästig für Alle, welche im Waffenlärm und Waffenglanz das Höchste des Lebens suchen; es war drückend für die Großen und erhebend für die Niedrigen. Da musten bald die, denen der Krieg und der Raub immer ein schäumendes Ross bereit gehalten hatte, zufrieden sein mit einem demüthigen Ackergaul, und Mancher, der in den früheren Zeiten kein anderes Gewand tragen wollte, als ein purpurgefärbtes, der muste zur Zeit des Friedens wohl zufrieden sein, wenn er nur seine Glieder bedecken konnte mit einem Kleide von der Farbe, wie es aus der Erde wächst und gewoben wird. Da kamen die goldenen Sporen ab und Viele freuten sich nur eiserne zu haben. Es war in der Zeit des immerwährenden Krieges dahin gekommen, daß die Menschen, um aus dem Unglück sich herauszuheben, in welches der Raub und die Erpressung ihrer Feinde sie gestürzt hatten, kein anderes Mittel wusten, als selber nun auch ihrerseits Raub und Plünderung zu üben. An den großen Strömen gab es viele Burgen, deren Besitzer sich ihren Unterhalt erwarben durch Beraubung des friedlichen Kaufmanns, der seine Waaren auf dem Strome vorüberfahren wollte; aber nun, als der Kaiser den Frieden schützte, saß der Burgherr hungernd oben und schaute zu, wie der Kaufmann fröhlich und wohlgemuth seine Straße vorüberfuhr.

Aber durch dieß Bestreben gewann der Kaiser sich nur die Friedlichen und nicht die stets zum Kriege Bereiten, und diese murrten wider ihn. Darüber tadelte sie bitter der Bischof Otbert, der unter Allen dem Kaiser bis ans Ende immer getreu verblieb. „Was hat der Kaiser denn Böses gethan", fragt er, „daß ihr ihm wiederum also zürnet? Ich meine doch, das sei das Böse

in euren Augen, daß er Frieden und Gerechtigkeit wieder zurückgebracht hat, daß der Räuber nicht mehr ungestraft am Wege lagern darf, daß der Wald nicht mehr Hinterlist und Mord in sich verbirgt, daß der Schiffer und der Kaufmann überall freie Straße hat und der Räuber, der früherhin alles Beste genoß, jetzt hungernd dasitzen muß. Warum denn, also frage ich euch, warum denn könnt ihr nicht Gefallen finden an einer andern Lebensweise, als an der des Raubes? Führt wieder hin auf die Felder die fleißigen Bebauer, die ihr mit den Waffen davon verjagt habt; bringt die Anzahl eurer Kriegsknechte in gleiches Verhältnis zu euren Kräften. Sucht eure Landgüter wieder zu erlangen, die ihr verschleudert habt, um für ihren Erlös Söldner zu werben, dann werden eure Scheunen und eure Keller sich füllen mit allem Guten und dann wird es nicht ferner mehr nöthig sein mit Gewalt von einem Andern sich das zu nehmen, wovon man selber aus eigenem Vermögen Ueberfluß haben kann. Dann werdet ihr auch unter einander nicht mehr murren über den Kaiser und ihr werdet nicht Aufruhr und Krieg mehr erregen gegen ihn. Dann habt ihr leibliche Nahrung in Ueberfluß und sorgt zugleich auch für eure Seele. Aber was sollen mir alle meine Worte helfen? Einen Großen und Mächtigen der Erde zum Frieden zu ermahnen, das heißt einen Esel zum Lautenschlagen aufzufordern; denn die böse Gewohnheit sitzt tief darin und wird niemals ausgerottet."

Indessen, wenn auch viele raub- und kriegslustige Große den Kaiser um seiner Friedensliebe willen haßten, so waren doch außer den Städten ihrer auch nicht wenige für ihn und Andere wurden ihm wieder zugethan. Unter diesen war der Herzog Welf von Baiern; denn als er sah, daß Mathilde dem päpstlichen Stuhle ihre Güter vermacht hatte, wandte er sich dem Kaiser zu, der ihm das Herzogthum Baiern wieder zusprach. Auch der damalige Herzog von Schwaben war dem Kaiser mit

treuer Anhänglichkeit zugethan, denn also lehrte es ihn die Dankbarkeit. Als der Gegenkönig Rudolf von Schwaben bei Merseburg gefallen war, hatte sich Berthold von Zähringen des Herzogthums Schwaben angemaßt; aber Heinrich berief den schwäbischen Grafen Friedrich zu sich, der auf dem Berge Stauffen sich eine Burg erbaut hatte, und sprach zu diesem ihm immer treuen Lehnsmanne: „du siehst, wie im Reiche arge Verwirrung herrscht, wie die Großen widerwillig sind gegen mich und die Eide gebrochen haben, mit denen sie mir Treue gelobten. Darum habe ich dich ausersehen, weil ich deiner so oft erprobten Treue eingedenk bin und sie vergelten will. Ich habe eine einzige Tochter, die will ich dir geben und mit ihr das Herzogthum Schwaben, das durch Rudolfs Tod erledigt und ans Reich heimgefallen ist.“ Auf solche Worte des Kaisers eilte Friedrich von Hohenstaufen nach Schwaben und hatte in nicht allzulanger Frist Berthold von Zähringen gezwungen aus dem Lande zu weichen. Der Friede ward denn also geschloßen, daß Berthold den Gedanken an das Herzogthum Schwaben aufgeben muste, dafür aber Reichsvogt der Stadt Zürich in Oberschwaben wurde. Von da an stieg die Macht des Geschlechtes von Hohenstaufen bald über die anderen deutschen Fürstenhäuser empor.

Unter solchen Umständen vermochte Heinrich es wohl den Frieden des Reiches zu sichern; aber der Bann lastete noch immer schwer auf ihm. Die geistlichen Großen, die Bischöfe und Erzbischöfe, waren gezwungen, zwischen ihm und dem Papste zu wählen, wem sie Gehorsam leisten wollten, und die Wahl war Manchem schwer. Urban aber hielt fest an den Grundsätzen Gregors und wenn er auch die Kraft dieses Mannes nicht besaß, so hat doch auch er nicht minder dazu beigetragen die Welt mächtig aufzuregen, indem er den ersten Kreuzzug predigte.

in euren Augen, daß er Frieden und Gerechtigkeit wieder zurückgebracht hat, daß der Räuber nicht mehr ungestraft am Wege lagern darf, daß der Wald nicht mehr Hinterlist und Mord in sich verbirgt, daß der Schiffer und der Kaufmann überall freie Straße hat und der Räuber, der früherhin alles Beste genoß, jetzt hungernd dasitzen muß. Warum denn, also frage ich euch, warum denn könnt ihr nicht Gefallen finden an einer andern Lebensweise, als an der des Raubes? Führt wieder hin auf die Felder die fleißigen Bebauer, die ihr mit den Waffen davon verjagt habt; bringt die Anzahl eurer Kriegsknechte in gleiches Verhältnis zu euren Kräften. Sucht eure Landgüter wieder zu erlangen, die ihr verschleudert habt, um für ihren Erlös Söldner zu werben, dann werden eure Scheunen und eure Keller sich füllen mit allem Guten und dann wird es nicht ferner mehr nöthig sein mit Gewalt von einem Andern sich das zu nehmen, wovon man selber aus eigenem Vermögen Ueberfluß haben kann. Dann werdet ihr auch unter einander nicht mehr murren über den Kaiser und ihr werdet nicht Aufruhr und Krieg mehr erregen gegen ihn. Dann habt ihr leibliche Nahrung in Ueberfluß und sorgt zugleich auch für eure Seele. Aber was sollen mir alle meine Worte helfen? Einen Großen und Mächtigen der Erde zum Frieden zu ermahnen, das heißt einen Esel zum Lautenschlagen aufzufordern; denn die böse Gewohnheit sitzt tief darin und wird niemals ausgerottet."

Indessen, wenn auch viele raub- und kriegslustige Große den Kaiser um seiner Friedensliebe willen haßten, so waren doch außer den Städten ihrer auch nicht wenige für ihn und Andere wurden ihm wieder zugethan. Unter diesen war der Herzog Welf von Baiern; denn als er sah, daß Mathilde dem päpstlichen Stuhle ihre Güter vermacht hatte, wandte er sich dem Kaiser zu, der ihm das Herzogthum Baiern wieder zusprach. Auch der damalige Herzog von Schwaben war dem Kaiser mit

treuer Anhänglichkeit zugethan, denn also lehrte es ihn die Dankbarkeit. Als der Gegenkönig Rudolf von Schwaben bei Merseburg gefallen war, hatte sich Berthold von Zähringen des Herzogthums Schwaben angemaßt; aber Heinrich berief den schwäbischen Grafen Friedrich zu sich, der auf dem Berge Stauffen sich eine Burg erbaut hatte, und sprach zu diesem ihm immer treuen Lehnsmanne: „du siehst, wie im Reiche arge Verwirrung herrscht, wie die Großen widerwillig sind gegen mich und die Eide gebrochen haben, mit denen sie mir Treue gelobten. Darum habe ich dich auserseheen, weil ich deiner so oft erprobten Treue eingedenk bin und sie vergelten will. Ich habe eine einzige Tochter, die will ich dir geben und mit ihr das Herzogthum Schwaben, das durch Rudolfs Tod erledigt und ans Reich heimgefallen ist.“ Auf solche Worte des Kaisers eilte Friedrich von Hohenstaufen nach Schwaben und hatte in nicht allzulanger Frist Berthold von Zähringen gezwungen aus dem Lande zu weichen. Der Friede ward denn also geschloßen, daß Berthold den Gedanken an das Herzogthum Schwaben aufgeben muste, dafür aber Reichsvogt der Stadt Zürich in Oberschwaben wurde. Von da an stieg die Macht des Geschlechtes von Hohenstaufen bald über die anderen deutschen Fürstenhäuser empor.

Unter solchen Umständen vermochte Heinrich es wohl den Frieden des Reiches zu sichern; aber der Bann lastete noch immer schwer auf ihm. Die geistlichen Großen, die Bischöfe und Erzbischöfe, waren gezwungen, zwischen ihm und dem Papste zu wählen, wem sie Gehorsam leisten wollten, und die Wahl war Manchem schwer. Urban aber hielt fest an den Grundsätzen Gregors und wenn er auch die Kraft dieses Mannes nicht besaß, so hat doch auch er nicht minder dazu beigetragen die Welt mächtig aufzuregen, indem er den ersten Kreuzzug predigte.

## 18. Der Beginn der Kreuzzüge. 1095.

Schon seit langen Jahren waren die Christen des Abendlandes nach Palästina gepilgert, um dort an der Stelle, die Jesus Christus selber durch sein irdisches Dasein verherrlicht und geweiht hatte, ihn anzubeten und die Vergebung ihrer Sünden zu empfangen. Schon Helena, die Mutter des Kaisers Constantin, hatte die Kirche zum heiligen Grabe erbaut, und seit jener Zeit waren die Griechen dahin gepilgert, und die Abendländer folgten bald ihrem Beispiele. Auch als Palästina in die Hände der Araber fiel, hörten diese Züge nicht auf; denn die Araber wallfahrteten auch selber nach Mekka zum Grabe ihres Profeten und darum ehrten sie die Sitte der Christen. Auch vergaßen sie nicht, daß Muhamed sowohl Moses als Christus als göttliche Profeten, als seine Vorläufer anerkannt hatte und daß Jerusalem auch ihnen von jeher eine heilige Stadt war. Anders aber ward die Sache, als die seldschukischen Türken das Land eroberten (1076). Das war ein türkischer Nomadenstamm, der bis dahin in den Steppen am kaspischen Meer und Aralsee umhergeschweift war und im Gefühl seiner rohen Kraft sich in wenigen Jahren zum Herrscher über Perser und Araber machte. Diese Türken und ihre Herrscher aus der Familie Seldschuk wusten Nichts von Schonung und Milde für die Pilger, sie waren eben Muhamedaner geworden; aber darum noch keine Araber und zeigten noch ganz die gewöhnliche Rohheit der Menschen, die umherschweifend nur von Viehzucht leben. Da musten die Christen Schweres erdulden: Mishandlungen und Todesqualen; aber dennoch nahmen bei der Richtung der Zeit, dem Eifer für sinnliche Gottesverehrung, für Reliquien und bei der Herrschaft des mönchischen Sinnes in der Kirche die Wallfahrten immer mehr zu.

Um das Jahr 1093 gieng auch ein Eremit dahin aus der

Gegend von Amiens, Peter mit Namen, ein schwärmerischer Mann. Als er alle Noth und alles Elend der Christen im Morgenlande sah, stieg in ihm der Entschluß auf, das Abendland aufzurufen zur Hülfe gegen diese Grausamkeiten. Der Gedanke war nicht neu; denn schon hundert Jahre vorher hatte ihn der Papst Sylvester gehabt und zwanzig Jahre vor Peters Wallfahrt hatte Gregor VII. den jungen deutschen König Heinrich zu diesem Zuge aufgefordert; aber ihr heftiger Streit nachher machte allen solchen Versuchen ein Ende. Peter aber gieng nun zum Patriarchen von Jerusalem und sagte ihm seine Absicht und der Patriarch Simeon gab ihm Briefe mit an den Papst und die Herrscher des Abendlandes. Als Peter am letzten Tage noch in der Kirche des heiligen Grabes auf den Stufen des Altars kniete, fiel er müde vom Wachen und Beten in tiefen Schlummer und es war ihm, als erschiene ihm der Herr und geböte ihm, nicht abzulaßen in seinem Vorsatze und die Kirche, in der er weile, zu befreien aus den Händen der Ungläubigen.

Da zog Peter nach Europa und gieng zu Papst Urban, dem Nichts willkommener sein konnte als solche Aufforderung. Er berief sogleich eine Kirchenversammlung nach Piacenza und dort billigten alle Bischöfe seinen Entschluß. Unterdessen durchzog Peter die Länder und predigte überall in frommer Begeisterung den Zug in das heilige Land zur Verjagung der Türken. Die Menschen verehrten ihn, wie einen Boten des Himmels, und seine Aufforderung war ihnen ein göttlicher Befehl. Aber Peters Reisen und Kreuzpredigten waren bloß die Vorbereitung dessen, was der Papst Urban selber vorhatte. Er berief auf den November des Jahres 1095 eine große Kirchenversammlung nach Clermont mitten in Frankreich und die Zahl der Menschen, die dort zusammenkamen, war so groß, daß kein Gebäude in der Stadt sie faßen konnte, sondern unter freiem Himmel der Papst seine Anrede an sie richtete. Besonders wandte er

sich an die Ritter, die großen und kleinen Machthaber und Gewaltigen, welche stets bereit zu Kampf und Blutvergießen waren, und sprach: „Ihr, die mit dem Kriegsgewehr an der Seite es euch ein Großes dünken laßt, daß ihr eure Brüder zerfleischet und euch unter einander mordet; ihr, die ihr Wittwen und Waisen unterdrückt, Menschen ungestraft erwürgt und Gotteshäuser plündert; ihr, die ihr den Krieg in der Ferne wittert und ihm nachzieht, wie der Geier dem Aase: euch Alle rede ich an und sage euch, daß euer Lebensweg der schändlichste ist, weil ihr euch entfernt von Gott. Aber einen andern Weg eröffne ich euch zum Gebrauch dieser Waffen, wendet sie an gegen den Feind des Christenthumes zum Schutze der morgenländischen Kirche. Darum ermahne ich euch, daß ihr verabscheut ferner noch die räuberische Hand auszustrecken gegen eure Mitchristen, dagegen aber euer Schwert zückt gegen die Türken; denn also will es Gott! Alles was sie besitzen, verheißt er euch dafür zu eurem Eigenthume. Ihr werdet siegreich euch aller ihrer Schätze bemächtigen und mit diesen in das Vaterland heimkehren; oder wenn Einem nicht Solches, sondern vielmehr der Tod im Streite für den Herrn und seine Kirche beschieden ist, so werdet ihr der Krone des ewigen Lebens theilhaftig werden. Also will es Gott!"

Als Papst Urban in solcher Weise seine Rede geendet hatte, schrie alles Volk, das da versammelt war, Deus lo volt, Deus lo volt! Gott will es! Zuerst trat dann frohen Blicks der Bischof Adhemar von Puy vor den Papst, beugte sein Knie vor ihm und bat um die Erlaubnis am Zuge ins gelobte Land gegen die Türken Theil nehmen zu dürfen. Der Papst gewährte sie ihm und heftete ihm zum Zeichen dessen ein rothes Kreuz von Wolle auf seine rechte Schulter. Da kamen auch die Andern haufenweise heran, viele französische, italische, lothringische Große geistlichen und weltlichen Standes und der Ruf

Deus lo volt hallte wieder durch Paläste und Hütten. Hohe und Niedrige, Arme und Reiche, Alle verband der eine Wille, der Bauer ließ die Hand ab vom Pfluge, der Mönch verließ die Mauern seines Klosters und umgürtete sich mit dem Schwert, auch Nonnen flüchteten aus ihrer Zelle, um Theil zu nehmen an dieser Fahrt. Damit man aber nicht Mangel leide auf dem Zuge, ward beschloßen, daß er erst im folgenden Jahre, im August 1096, nach vollbrachter Ernte beginnen sollte.

Alle Völker des Abendlandes betheiligten sich bei den Zurüstungen zu dieser Fahrt und schickten ihre besten Krieger. Nach Deutschland war weder Peter von Amiens, noch Urban gekommen, nur einige lothringische Große hatten sich zur Kirchenversammlung nach Clermont begeben. Darum konnten die Deutschen, die von diesem Unternehmen hörten, den Jubel der Kreuzfahrer erst nicht begreifen; sie wusten nicht was der Ruf bedeutete Deus lo volt und spotteten anfangs über die Thorheit derer, die Haus und Hof verließen, um weithin in die Ferne zu ziehen. Bald kamen schon Schaaren von Männern, Weibern und Kindern aus den westlichern Ländern in Deutschland an, denn Peter von Amiens und viele Andere mit ihm konnten den Aufbruch des Hauptheeres nicht erwarten und zogen darum mit kleineren Haufen voran. Sie fuhren die Donau hinab, Einige auch zogen zu Fuß durch Schwaben daher und die Deutschen betrachteten erstaunt und verwundert diese Menschenmengen. Bald aber begannen auch sie Zeichen am Himmel zu erblicken und die Sonne erschien blutig und forderte sie auf auch selber mit hinzuziehen. Da sammelte ein Priester Volkmar in Sachsen und Böhmen eine Schaar von zwölftausend Menschen, ein anderer Namens Gottschalk führte einen gleichen Haufen durch Ostfranken. Zur selben Zeit stand am Rheine ein Graf auf, Namens Emicho. Durch seine Habsucht und Grausamkeit war er ein Schrecken für seine ganze Umge-

gend; aber damals widerfuhren ihm, wie er sagte, Wunderzeichen und göttliche Offenbarungen, daß er hinziehen sollte nach dem heiligen Lande. In kurzer Frist hatte er ein Heer von zwölftausend bewaffneten Kreuzfahrern um sich gesammelt und diese Alle kamen überein, daß, anstatt sogleich nach Jerusalem zu ziehen, es zuerst beßer wäre, den Tod Jesu Christi an den Nachkommen seiner Mörder, den Juden zu rächen. Sie schonten weder Weiber noch Kinder, sondern erwürgten Alle, welche ihnen in die Hände kamen, und nur augenblickliche Taufe konnte die gequälten Juden aus der Hand ihrer Peiniger erretten. Also wütheten sie in Köln, Trier, Worms, Mainz. In Trier sah man Juden, die ihre Kleider mit Steinen gefüllt hatten, in die Mosel springen, um nur ihren Verfolgern zu entkommen; Väter mordeten ihre Kinder und dann sich selber vor den Augen der Kreuzfahrer, um nur von diesen nicht zu Tode gemartert zu werden. In Mainz allein schlachteten die Kreuzfahrer neunhundert Juden. Dort war damals der Erzbischof Ruothard, zu diesem flüchteten die Juden und er nahm sie auf und verbarg sie in seinem Palaste vor dem Andrange der wüthenden Menge. Aber diese belagerte und stürmte das Haus des Erzbischofs und als endlich die Thore ihrem Andringen nachgaben, zogen sie alle Juden hervor und ließen ihrer keinen am Leben; denn sie meinten, sie thäten Gott einen Dienst damit. Das geschah in der Woche vor Pfingsten 1096 und es war ein Jammer anzusehen, wie in den folgenden Tagen große Lastwagen mit Leichen beladen aus der Stadt fuhren, um sie hinweg zu schaffen. Auch ein anderes Kreuzheer, das durch Böhmen zog, fiel über die Juden her, forderte sie auf sich taufen zu laßen und erschlug die Widerwilligen. Der Bischof Cosmas von Prag versuchte solchem Beginnen zu wehren; aber es war vergebens; denn Niemand half ihm.

Die Schaaren der deutschen Kreuzfahrer aber, die dem

Hauptheere voranzogen, nahmen alle ein jämmerliches Ende. Als der Haufe des Priesters Volkmar bei Neittra ankam, fielen die Ungarn über ihn her und erschlugen fast Alle; die Wenigen aber, welche übrig blieben, kehrten wieder heim und erzählten, daß am Himmel ein großes Kreuz erschienen sei und sie bewahrt hätte vor dem Verderben. Gottschalk fieng schon an zu verheeren und zu verwüsten, ehe er noch Ungarn betreten hatte, und als er dort das Rauben und Plündern fortsetzte, ward sein Haufe theils getödtet, theils in die Flucht gejagt, er selber aber entkam. Emicho zog mit einem zahllosen Haufen von Männern und Weibern den Rhein, den Main und dann die Donau entlang und suchte alle Juden auf, um sie zu berauben und zu ermorden. Dann stellten die Seinen eine Gans und eine Ziege an die Spitze des Heeres und sagten, diese Thiere wären des heiligen Geistes voll, ihnen wollten sie folgen. An der Grenze des ungarischen Landes ward ihnen der Eintritt untersagt. Da belagerte Emicho und sein Heer sechs Wochen lang das Schloß Meisenberg und unterdessen stritten sie sich aufs eifrigste, wer von ihnen als König sich des ungarischen Landes bemächtigen und also einziehen sollte. Die Burgmauern waren schon heftig erschüttert und der Feste drohte große Gefahr, weil kein Entsatz kam; da sahen auf einmal die Belagerten zu ihrem großen Erstaunen, wie das Kreuzheer das Lager mit aller gemachten Beute im Stiche ließ und sich in wilder Flucht zertheilte. Was Emicho und die Seinen zur Flucht bewogen haben mag, wißen auch wir nicht und eben so wenig, was aus den Ueberbleibseln des Heeres geworden ist; denn sie kamen weder nach Jerusalem, noch in ihre Heimat zurück.

Also endeten die ersten Kreuzfahrten, an welchen hauptsächlich Deutsche Antheil nahmen. Im Sommer des Jahres 1096 aber zog das Hauptheer in vielen kleinen Abtheilungen hin. Unter den ansehnlichsten Führern desselben war

Gottfried von Bouillon, ein Fürst des deutschen Reiches. Die Thaten und Leiden dieses Heeres gehören nicht den deutschen Geschichten allein an, sondern der europäischen und asiatischen Menschheit.

## 19. Der Kampf des Kaisers Heinrich IV. mit seinem Sohne Heinrich V.

Trotz solcher einzelnen Unterbrechungen durch die Kreuzzüge erfreute sich im Ganzen das deutsche Reich gegen das Ende des eilften Jahrhunderts aller Segnungen des Friedens. Aber den Kaiser drückte noch immer die schwere Last des Bannes; denn nach dem Tode Urbans II. hatte auch der neue Papst Paschalis sein Amt begonnen mit dem Ausspruche des Bannfluchs über den Kaiser. Darum berief Heinrich IV. um Weihnachten 1102 die Fürsten des Reiches nach Mainz und sagte ihnen, er wolle wieder nach Rom ziehen und eine allgemeine Versammlung auf den ersten Februar dahin berufen, damit endlich Friede würde zwischen ihm und dem päpstlichen Stuhle. Aber es kam nicht dazu und die Ursache des Streites blieb; denn Heinrich hielt fest an dem Rechte der Investitur: wenn ein Bischofssitz erledigt war, so bekleidete er den neuen von ihm erwählten Bischof mit Ring und Stab. Dieses Recht der Investitur wollte der Kaiser sich nicht nehmen laßen und darum dauerte der Bann.

Aber Heinrich versuchte auf eine andere Weise zum Frieden mit dem Papste und der Kirche zu gelangen. Als er im Jahre 1103 wiederum zu Mainz das Weihnachtsfest feierte, ließ er während der Messe durch den Bischof Emehard von Würzburg allem Volke verkünden, daß er seinem Sohne Heinrich die Reichsregierung überlaßen und selber hinpilgern wolle nach dem heiligen Grabe, um es gegen den Andrang der Türken zu schützen. Solche Botschaft ward von allem Volke mit Jubel

vernommen; denn obwohl die Deutschen zuerst die Kreuzfahrer verlachten und verspotteten, so hatte sich das doch bald geändert und geistliche und weltliche Große beeiferten sich um die Wette den Kaiser um dieses Entschlußes willen zu loben. Aber auch zu diesem Zuge kam es nicht; denn bald änderte sich die Lage der Dinge so sehr, daß Heinrich alle Gedanken daran aufgeben muste.

Zwar der Waffenlärm im deutschen Reiche war damals längst verstummt und Ackerbau und Handel gediehen im Schutze des Friedens; aber in den Gemüthern gährte es fort und fort und geistliche und weltliche Große strebten nach größerer Unabhängigkeit von dem Kaiser. Den meisten Bischöfen erschien es beßer, wenn ihre Wahl dem Domkapitel ihrer Kirchen und der Bestätigung des Papstes überlaßen bleibe, als daß der Kaiser Macht habe Bischofssitze nach seinem Gutdünken zu vergeben und dadurch die Bischöfe immer von sich abhängig zu erhalten. Der Mehrzahl von ihnen leuchtete es ein, daß der Plan Gregors, die Kirche völlig frei zu machen von der weltlichen Macht und sie nur an den Papst zu binden, im Grunde auch für sie und ihre Herrschaft viel nützlicher war, und darum wünschten sie die Durchführung desselben. Aber Heinrich war nicht Willens im reifen Mannesalter auch so nachzugeben, wie er es in seinen Jünglingsjahren gethan, und darum haßten ihn viele Bischöfe und beklagten sich immer lauter darüber, daß der Kaiser noch im Banne sei. Auch von den weltlichen Großen waren wenige dem Kaiser treu und insbesondere hatten ihm die Söhne der Großen, die Heinrich einst unterdrückt hatte, dieß noch lange nicht vergeßen und sannen auf die Gelegenheit zur Rache.

Solche glaubten sie und die Bischöfe in Heinrich, dem Sohne des Kaisers zu finden. Wenn Einer von ihnen mit dem jungen König auf die Jagd gieng oder sonst mit ihm allein war, so reizten sie ihn auf gegen seinen Vater und sagten ihm,

daß dessen Halsstarrigkeit gegen den Papst es verschulde, daß sein Sohn niemals die römische Kaiserkrone erlangen würde. Jedermann müße sich darüber verwundern, sagten sie, daß ein so kräftiger junger Mann so lange solchen Vater ertrüge, der ihn behandele gleich wie einen Sklaven und doch selber ein alter Mann und darum unfähig sei, die Zügel des Reiches mit starker Hand zu führen. Wenn Heinrich die Besitznahme der königlichen Herrschaft bis zum Tode seines Vaters verschieben wolle, so sei es nicht zu bezweifeln, daß ein Anderer ihm zuvorkommen würde; denn der allenthalben verbreitete Haß gegen den alten Kaiser würde jedem seiner Feinde zur Ergreifung der königlichen Würde behülflich sein. Darum dürfe er nicht zögern, sich des Reiches anzunehmen, besonders da ja auch die Kirche seinen Vater längst gebannt und verflucht habe. Wenn dann der junge König Heinrich einwarf, er habe seinem Vater seine Treue bei seiner Wahl zum Nachfolger ausdrücklich und feierlich beschworen, so erwiederten sie ihm: einen Eid gegen einen Gebannten halte man nur dadurch, daß man ihn breche; darum sei es seine Pflicht ihn zu brechen.

Der alte Vater ahnte Nichts von solchen Reden; er billigte und lobte den häufigen Verkehr seines Sohnes mit den Großen des Reiches, weil er meinte, um so eifriger würden sie ihn nachher unterstützen, je mehr sie sich schon jetzt mit ihm befreundet hätten. Allmälig aber gab der junge Heinrich den Bitten und Rathschlägen seiner Freunde nach und sann auf eine günstige Gelegenheit. Diese fand sich, als bald darauf einige Große des Sachsenlandes sich empörten und der Kaiser gegen sie zog. Er berief seinen Sohn hin zum Heere und Heinrich kam, aber auf dem Zuge entfloh er in der Nacht mit seiner Schaar. Der Kaiser schickte sogleich Boten hinter ihm her und mahnte ihn bittend und flehend, daß er seinen alten Vater nicht also betrüben, ihn nicht dem Gespött der Menschen aussetzen möchte. Er

möge gedenken an das, was er ihm einst geschworen; das seien nicht Freunde, sondern Feinde, die ihm Anderes in den Sinn gesetzt haben könnten. Aber der Sohn verweigerte es mit seinem Vater wieder zusammen zu kommen; er erwiederte ihm, daß er keine Gemeinschaft haben wolle mit einem Gebannten. „Also", sagt uns der Bischof Otbert von Lüttich, „betrieb er seine eigene Sache unter dem Scheine, als wäre es diejenige Gottes." Der Papst Paschalis aber sagte auf diese Nachricht: „das kommt von Gott!" Er schickte dem jungen Könige durch den Bischof Gebhard von Constanz seinen apostolischen Segen und versprach ihm um des Begangenen willen die Freisprechung am jüngsten Gericht, wenn er ein gerechter König und Beschützer der Kirche sein wolle, welche durch die Nachläßigkeit seines Vaters seit langer Zeit zerrüttet wäre. Zuerst wandte der junge König sich nach Nordhausen im thüringischen Lande, wohin er auf den 28. Mai 1105 eine große Versammlung geistlicher und weltlicher Großen berufen hatte. Dort kamen ihrer Viele zusammen, Heinrich aber war bescheiden und demüthig und wollte der Versammlung nur dann beiwohnen, wenn er geladen würde. Als die Großen ihn herbei holten, trat er ärmlich gekleidet und nicht mit königlichen Abzeichen geschmückt in ihre Versammlung ein. Er bestätigte allen Großen des Reiches ihre Rechte und Freiheiten, dann schwur er ihnen bei Gott dem Könige des Himmels und aller Heerschaaren, daß er nicht aus Herrschbegier nach der Krone strebe, auch nicht wünsche, daß sein Vater vom Papste abgesetzt würde; aber er selber wolle dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern Gehorsam und Treue beweisen. Das lobten alle weltlichen und geistlichen Großen des Sachsenlandes; denn ihnen Allen war ja der Papst die festeste Stütze gegen alle etwaige Gelüste der königlichen Macht und sie stimmten aus Freude über diesen Ausspruch des jungen Königs das Kyrie eleison! an. Von Nordhausen aus wandte sich der junge König

mit seinem Heere dem Rhein zu und wollte bei Mainz den Strom überschreiten; aber Kaiser Heinrich hatte alle Schiffe ans andere Ufer bringen laßen. Darum zog der junge König von dort nach Schwaben und Baiern und unterwegs schloßen sich ihm viele Große an und überhaupt alle die, welche begierig waren nach einer Aenderung der Dinge und einer Schwächung der kaiserlichen Gewalt. Heinrich schaltete und waltete im Reiche, gleich als wäre sein Vater, der Kaiser Heinrich, längst todt und begraben. Nürnberg widerstand ihm, und auch da wiederholte sich die alte Erfahrung, die Kaiser Heinrich IV. von Anfang seiner Regierung an gemacht hatte: die Städte hielten treu zu ihm; denn seine wohlbegründete königliche Macht schien den Bürgern die Gewähr des Friedens und der Ordnung. Aber der Kaiser war fern und konnte keine Hülfe bringen, und obwohl die Bürger desto muthiger kämpften, je mehr die Hoffnung auf Entsatz ihnen schwand, so konnten sie doch dem grimmigen Feinde innerhalb ihrer Mauern, dem nagenden Hunger, auf die Dauer nicht widerstehen. Auf diese Nachricht bat der Kaiser sie selbst ihre Stadt zu übergeben, weil sie seiner Hülfe vergeblich harren würden. Also geschah es und die muthigen Nürnberger erhielten das Zugeständnis günstiger Bedingungen für die Uebergabe ihrer Stadt.

Darauf entließ der junge König einen großen Theil seines Heeres, weil die Zeit der Ernte herannahte, und begab sich nach Regensburg. Der Kaiser verweilte noch in Würzburg; aber auf die Nachricht von der Entlaßung des Heeres brach er schnell auf und hoffte seinen Sohn überraschen und gefangen nehmen zu können. Unbemerkt kam der Kaiser über die Donau und die Regensburger erblickten schon von ihren Wällen eine Reiterschaar ihren Thoren zueilen, als der junge Heinrich erst erfuhr, was sein Vater vorhabe, und eiligst aus Regensburg entfloh. In Baiern und Schwaben aber sammelte er sich wieder ein

Heer und zwang dadurch auch seinen Vater dasselbe zu thun. Beide Heere kamen einander entgegen bis an den Fluß Regen, der Regensburg gegenüber in die Donau fließt, und sie lagerten sich jedes an seiner Seite des Flußes. Da wurden häufig unter den einzelnen Männern beider Heere in den Wellen des Flußes selbst Zweikämpfe ausgefochten, dagegen kamen die Großen von beiden Seiten öfters zusammen und besprachen sich über den Frieden. Allein nach und nach ließen die Großen des kaiserlichen Lagers sich hinüberlocken, sie wurden lau gegen den Vater und sannen auf Abfall zu dem Sohne. Denn dieser rief Gott zum Zeugen an, daß er nicht aus Herrschsucht oder irgend einem andern Grunde die Waffen gegen seinen Vater erhöbe, als dem, daß sein Vater noch immer im Banne läge, weil er sich dem päpstlichen Stuhle nicht unterwerfen wolle. Dieses fordere er von seinem Vater. Die Großen des Reiches aber stimmten ihm darin bei und auch die bisherigen Freunde des Kaisers fiengen an ihre Sinnesänderung zu zeigen, indem sie dem Kaiser sagten, daß sie es nicht auf die Entscheidung der Waffen ankommen laßen wollten. Dem Kaiser Heinrich entgieng ihre wahre Meinung nicht, und um allem Verrathe zuvorzukommen, floh er in der Nacht mit einigen Getreuen vor seinem Sohne und begab sich zuerst zum Herzoge von Böhmen. Obwohl ihn dieser unlängst in der Noth verlaßen hatte, so nahm er ihn doch nun mit Ehren auf und geleitete ihn nach Sachsen. Auch dort vergriff sich keiner der feindlichen Großen an dem Kaiser, sondern sie gaben ihm weiter das Geleit bis an den Rhein.

Dennoch schadete diese Flucht des Kaisers seiner Sache sehr und bewog Viele von ihm abzufallen und es mit seinem Sohne zu halten. Also erstarkt berief der junge König auf Weihnachten 1105 eine Reichsversammlung nach Mainz und ließ alle Große des Reiches dringend um ihre Dahinkunft ersuchen. Aber auch der Kaiser, der unterdessen am Rheine ein

Heer gesammelt hatte, beschloß auf dieser Versammlung zu erscheinen und Rechenschaft zu fordern, ob nach Recht und Billigkeit mit ihm verfahren sei oder nicht. Die Gegner fürchteten diesen Entschluß und den Eindruck, den die Ausführung desselben auf die Schwankenden machen könnte, und gaben dem jungen Heinrich den Rath solchem Plane zuvorzukommen. Er solle, also riethen sie ihm, mit reuigem Angesicht vor seinen Vater treten, seine Schuld bekennen und sich zu jeglicher Buße bereit erklären, wenn er nur Gnade fände vor seinem Vater. Wenn dann sich eine günstige Gelegenheit zeige, so könne er die Reue wieder ablegen und seinen Vortheil benutzen; wo nicht, so müße er einstweilen beharren auf diesem Wege. Der junge Heinrich folgte diesem Rathe und da auch sein Vater zum Zweck der Versöhnung ihn zu einer Zusammenkunft aufgefordert hatte, kam er dem Kaiser unfern von Koblenz entgegen, umfaßte reuig, wie es schien, die Knie desselben und bat um Verzeihung des Vergangenen. Da warf sich der Vater ihm um den Hals, weinte und küßte seinen Sohn und verzieh ihm Alles, was er gegen seinen Vater unternommen. Nur bat der junge König seinen Vater, daß er sich aussöhnen solle mit dem päpstlichen Stuhle, und der Kaiser war bereit sich mit den Großen des Reiches zu besprechen und ihre Rathschläge anzunehmen, wie diese Versöhnung gelingen könnte. Dann verbürgte sich der junge König für die Sicherheit seines Vaters mit seinem eigenen Haupte. Wie damals seine Gesinnung gewesen sein mag, steht nicht bei uns zu entscheiden: zur Ehre der Menschheit wollen wir annehmen, er habe es redlich gemeint.

Aber er handelte ganz nach dem Rathe seiner Freunde. Er bat seinen Vater, daß er eben so wie auch sein Sohn gethan sein Heer entlaßen und nur mit einer geringen Schaar auf die Reichsversammlung kommen möge; denn wenn sie beide vereint da kämen, so sei Niemand, der ihnen sich widersetzen könne.

Der Kaiser entließ sein ganzes Heer und nur dreihundert Ritter folgten ihm, als er mit seinem Sohne weiter ritt nach Mainz. Als sie zum letzten Male vor Mainz zur Nacht einkehrten, ergötzten sie sich noch am Abend mit traulichen Gesprächen, der Vater umarmte seinen Sohn und küßte ihn: er wußte nicht, daß es zum letzten Male sein sollte. Am folgenden Morgen, als die Thürme von Mainz ihnen schon in weiter Ferne entgegenschauten, mehrte sich der Haufe der Reiter des jungen Königs auf eine bedenkliche Weise und es kam ihnen ein Bote entgegen mit der Nachricht, daß die Baiern und Schwaben nach Mainz gekommen und in feindseliger Absicht dort gelagert seien. Da sprach der Sohn zum Vater: „es ist nicht gut, daß wir mitten unter die Feinde gerathen, wenn wir nicht vorher einigermaßen ihre Gesinnung erforschen. Darum begib dich lieber seitwärts ab in jene unfern gelegene Burg: dann will ich selber hingehen, ihre Gemüther mit dir versöhnen und sie zu dir heranführen, daß du ihnen verzeihst." Darauf erwiederte der Kaiser: „mein Sohn, der Herr sei Richter zwischen mir und dir. Er prüfe unsere Reden und unsere Treue gegen einander; denn er allein weiß, wie ich mich bemüht habe, dich zu einem Manne und zu meinem Erben zu erziehen, mit welchen Anstrengungen und Mühen ich gestrebt habe für deine Ehre und wie viele Feindschaft ich um deinetwillen erduldet habe und noch erdulde." Wiederum setzte der junge König sein Haupt seinem Vater zum Pfande für die Sicherheit seines Lebens und alsdann that der Vater, wie ihm der Sohn gerathen hatte, und begab sich ohne Arg und ohne Mistrauen in jene Burg. Als er aber mit erst wenigen seiner Begleiter ins Burgthor eingeritten war, fiel auf einmal das Fallgatter nieder und dem andern Gefolge war also der Eintritt in die Burg verwehrt. Also ward der Mann, welcher als Kaiser und Herr des Reiches eingeritten war in den Burghof, als Gefangener da zurückbehalten.

Der Sohn übergab seinen Vater in die Hände des Bischofs von Speier, eines geborenen Grafen von Urach, dem der Kaiser Heinrich selber diese Würde verliehen hatte und an welchem er dasselbe Schicksal erfuhr, wie an fast Allen, denen er wohlgethan: um Gunst und Gabe Anderer wurden sie seine bittersten Feinde. Ja der Bischof von Speier überbot noch die Weisungen des jungen Königs; er bewachte den alten Kaiser nicht bloß, sondern verstattete ihm kein Waßer zum Baden und kein Scheermeßer für seinen Bart, also daß der Kaiser das Weihnachtsfest hinbringen muste, wie er von der Reise kam. Doch nicht das betrübte ihn am meisten, sondern noch mehr, daß der Bischof von Speier um des Bannes willen ihn ausschloß von der kirchlichen Feier am Weihnachtsfeste. Darüber klagte der alte Kaiser bitterlich, daß ihm als dem Haupte der Christenheit nicht vergönnt sein sollte, was doch auch dem Geringsten an diesem Tage als eine heilige Pflicht obliege, und er meinte, daß damit das Maß seiner Leiden erfüllt sei. Aber dem war nicht so, er muste noch Schlimmeres erdulden.

Nach der Gefangennahme seines Vaters eilte der junge König also freudig nach Mainz, als hätte er eine gute und ruhmwürdige That gethan. Die Versammlung der Großen des Reiches hallte wieder vor Jubel über diese Nachricht und schrieb solche That der Tugend zu. Es waren dort so viele Große des deutschen Reiches versammelt, als man selten noch zusammen gesehen hatte; es waren ihrer zweiundfünfzig und von den Mächtigern fehlte nur der Herzog Magnus von Sachsen. Sie Alle beschloßen, daß der Kaiser die Reichskleinodien herausgeben solle, und schickten zu diesem Ende zu ihm die beiden Erzbischöfe von Mainz und Köln und den Bischof von Worms. Die drei Bischöfe traten vor ihn und sprachen: „gib uns deine Krone, den Purpurmantel und Alles was zur kaiserlichen Zier gehört, damit wir es deinem Sohne Heinrich überbringen.“

Der bestürzte Kaiser schlug ihr Begehren ab und fragte nach der Ursache seiner Absetzung. Da erwiederten sie: „Warum fragst du uns, was du doch selber wohl am besten weißt? Denn du selber must es ja doch wohl wißen, wie die ganze Kirche um deinetwillen schon seit langen Jahren an dem Fluche der Spaltung krankt; wie du Bisthümer, Abteien und andere kirchliche Würden für Geld käuflich gemacht hast, und wie überhaupt bei der Einsetzung der Bischöfe keine Wahl Statt fand, sondern das Geld Alles entschied. Aus diesen und vielen andern Gründen hat der päpstliche Stuhl beschloßen und die Versammlung aller Großen des Reichs solchen Beschluß gebilligt, daß du nicht allein die Reichsregierung niederlegen, sondern auch ausgestoßen werden sollst aus der kirchlichen Gemeinschaft." Auf diese Worte sprach der alte Kaiser: „ihr klagt mich an, daß ich die kirchlichen Würden für Geld vergeben habe. So beschwöre ich dich denn, Erzbischof von Mainz, bei dem lebendigen Gott, sage mir, welchen Lohn habe ich gefordert oder empfangen, welches Geld habe ich verlangt, als ich dich berief zum Erzbischof des Stuhles zu Mainz? — Und auch dich, Erzbischof von Köln, rede ich also an und fordere auch von dir Antwort auf diese meine Frage. Du sollst mir Rede stehen, welches Geld ich dafür empfangen habe, daß ich dich setzte auf den erzbischöflichen Stuhl zu Köln." Beide Erzbischöfe gestanden, daß sie um ihrer Erzbisthümer willen weder Geld angeboten, noch gegeben hätten. Als sie dann beide schwiegen, begann der Kaiser wiederum: „ich danke Gott, daß ich doch hierin treu erfunden bin; denn eure beiden Stellen sind doch wohl die ersten unter allen und wahrlich, sie hätten meinem Schatze einen bedeutenden Gewinn bringen können. Was aber den Bischof von Worms anbetrifft, der auch mit euch hergekommen ist, so ist es weder euch, noch irgend einem Andern unbekannt und er selbst wird es uns ja sagen können, ob ich um des Gewinnes willen oder

aus anderen Gründen ihn zu seiner Würde erhoben habe. — Traun, einen würdigen Dank zollt ihr mir für meine Wohlthaten an euch! Aber doch bitte ich euch, macht euch nicht zu Genoßen derer, welche die Hand erhoben haben gegen ihren König und Herrn, welche ihrer Eide und Schwüre gegen mich vergeßen, als wären es unnütze und vergebliche Worte. Seht, ich bin ein alter Mann, meine Kräfte nehmen ab und ich bin dem Grabe nicht mehr fern. So laßt mich denn noch diese kurze Zeit bis an mein nahes Ende in Frieden und Ruhe leben und endet nicht meine vergängliche Herrlichkeit durch Elend und Verwirrung. — Wenn ihr aber dennoch dabei beharrt, daß ich unabwendbar nachgeben muß und der Spruch unwiderruflich bleibt, so vergönnt mir doch wenigstens einige Frist: es möge ein Tag zur Reichsversammlung angesetzt werden und wenn diese meinem Sohne die Krone zuspricht, so will ich sie ihm aufsetzen mit meiner eigenen Hand."

Als der Kaiser so gesprochen, erwiederten ihm die Bischöfe, sie würden ihren Auftrag unnachsichtlich vollziehen. Da wandte der Kaiser sich von ihnen hinweg und fragte seine wenigen Getreuen um Rath, die ihm bis dahin hatten folgen dürfen. Allein er sah, daß die mit den Bischöfen gekommenen Bewaffneten sich herzudrängten und aller gewaltsame Widerstand vergeblich sei. Darum gebot er, daß man ihm seinen Purpurmantel brächte. Diesen schlang er um sich, setzte dann sich nieder auf seinen Seßel, wandte sich zu den drei Bischöfen, die als Gesandte vor ihm standen, und sprach zu ihnen: „diese Abzeichen meiner Würde hat mir die Barmherzigkeit des ewigen Gottes und die einstimmige Wahl der Großen des Reiches gegeben. Gott der Allmächtige aber, der mich auf diese Höhe zu erheben gewürdigt hat, der kann mir auch bewahren, was er mir einmal verliehen, und vermag eure Hände abzuhalten von dem Werke, das ihr vorhabt. Nur auf den göttlichen Schutz

noch kann der vertrauen, der aller anderen Waffen beraubt ist. Bis jetzt habe ich in äußeren Kriegen mich schützen und vorsehen können gegen jeden Feind, der mich bedrohte, diesen inneren Krieg habe ich nicht ahnen, nicht vorhersehen und darum auch gegen ihn mich nicht verwahren können. Denn wer sollte glauben, daß in einem christlichen Reiche solcher Frevel geschehen könne, daß die Großen des Reiches ihrer Eide vergeßen und sich empören gegen ihren König, daß der Sohn die Fahne des Aufruhrs erhebt gegen seinen Vater, und zuletzt die Dankbarkeit für erwiesene Wohlthaten wie ein Schatten aus den Herzen der Menschen verschwindet? Wer hätte jemals eine solche Sinnesänderung von treuen Freunden, wer vor Allem hätte sie von Bischöfen erwartet? — Der kaiserlichen Majestät geziemt es und sie hat immer den gerechten Brauch erhalten, daß sie denen, welche als Frevler und der Verdammung würdig angeschuldigt werden, eine Frist gestattet zu ihrer Vertheidigung. Sie warnt und ermahnt, bevor sie den Verbrecher trifft, und ist eher zur Gnade als zur Verdammung gegen ihn geneigt. — Mir aber, dem Kaiser selbst, ist solches Recht der Vertheidigung versagt. Gott, den Schöpfer der Welt, rufe ich vor euch an, daß die Furcht vor ihm euch dazu zwinge, was Dankbarkeit vergeblich von euch zu fordern scheint. Wenn ihr aber weder Gottes noch eurer eigenen Ehre achtet, so seht: ich bin bereit; denn der Gewalt kann ich jetzt nicht widerstehen und willenlos muß ich mich unterwerfen."

Die Bischöfe zauderten und stockten, sie waren unschlüßig was sie thun sollten; denn nicht leicht ist das Beginnen einer folgenschweren That. Endlich aber redete der Mainzer Erzbischof seine Gefährten an: „was zaudert ihr, meine Freunde? Uns liegt es ob den König zu weihen und den Geweihten zu bekleiden mit den Abzeichen seiner Würde. Also verfahren wir nach dem Beschluße der Fürsten des Reichs; sollte nach ihrem

Beschluße es uns nicht auch gestattet sein das Gegentheil zu thun? Haben wir nicht das Recht denselben Mann, welchen wir mit den königlichen Abzeichen bekleiden nach seinem Verdienste, auch wieder zu entkleiden, wenn er sich ihrer unwürdig gemacht hat?" Auf diese Worte stürzten die Bischöfe auf den Kaiser zu und rißen ihm die Krone vom Haupte. Dann erhoben sie ihn von seinem Seßel und entkleideten ihn des Mantels und aller königlichen Abzeichen. Der Kaiser litt es geduldig und sprach: „der Herr sehe herab auf euch und strafe euch um eurer Ungerechtigkeit willen gegen mich. Zwar ich büße für die Sünden meiner Jugend und empfange von Gott das volle Maß seines Zorns und meiner Schande; denn ich leide, wie noch nie ein Fürst vor mir gelitten hat; aber darum seid doch ihr nicht frei von Schuld; denn ihr erhebt eure Hände gegen euren König und Herrn und brechet den Eid, den ihr mir geschworen habt. Das sehe Gott und räche es an euch; denn er ist ein Gott der Rache. Eure Ehre wird nicht wachsen noch gedeihen und euer Antheil wird sein mit dem, der Jesum Christum unsern Herrn verrathen hat."

Die Bischöfe aber vollzogen ihren Auftrag, gleich als wären sie taub gegen diese Worte, und brachten die kaiserlichen Abzeichen: den Mantel, die Lanze, die Krone und das Scepter nach Mainz. Dort bekleideten sie damit den jungen König Heinrich im Anfang des Jahres 1106. Dann zog der König mit einer großen Anzahl Bewaffneter hinaus zu seinem Vater, um ihn zu holen; aber weil er die Bürger von Mainz und ihre alte oft bewiesene Anhänglichkeit an seinen Vater fürchtete, brachte er ihn nicht in die Stadt, sondern in die königliche Pfalz Ingelheim. Dort war eine große Versammlung geistlicher und weltlicher Großen und unter ihnen auch der päpstliche Legat. Sie bedroheten den Kaiser, er selber solle wie aus eigenem Antriebe freiwillig die Krone niederlegen, wenn er das

nicht thäte, so wäre sein Leben und seine Freiheit in Gefahr. Darauf sprach der Kaiser: „wenn die Sache also steht, so will ich wenigstens lebend vor Gott Buße thun. Ich erfülle euren Willen." Aber der päpstliche Legat, Bischof Gebhard von Constanz, sprach, er könne nicht entlaßen werden, bis er öffentlich bekenne, Hildebrand ungerechter Weise angegriffen, Guibert von Ravenna eben so ungerechter Weise zum Papst erwählt und auf manche andere Weise die Kirche Gottes verfolgt zu haben. Da warf sich der Kaiser betrübt nieder auf die Knie und bat um Gottes und der Gerechtigkeit willen, daß man ihm Ort und Zeit verstatten möge, wo er in Gegenwart aller Fürsten seine Unschuld beweisen und sich reinigen könne von den erhobenen Anklagen. Aber der Bischof Gebhard von Constanz schlug ihm diese Bitte ab und sagte, entweder müße er sich sofort entschließen oder ewiger Haft bis an sein Lebensende gewärtig sein. Der Kaiser fragte darauf weiter, ob denn, wenn er Alles bekenne, was man von ihm verlangte, solchem Bekenntnis der Sitte gemäß die Lossprechung alsbald auch folgen würde; aber der päpstliche Legat erwiederte: „es steht nicht in meiner Macht dich loszusprechen, sondern nur in der des Papstes." Der Kaiser wies den Legaten auf den Brauch der Kirche hin, nach welchem jeder Priester, der den Beichtenden annehme als einen, der seine Sünde aufrichtig bekennt, ihm auch die Absolution geben müße; aber der Legat erwiederte noch einmal: „wenn du losgesprochen sein willst, so geh nach Rom." Da machte Heinrich noch den letzten Versuch um eine Stätte zu erlangen, wo er in Frieden sein Leben beschließen könne, und in Erinnerung dessen, daß er zu Speier eine Marienkirche hatte bauen laßen, wandte sich der alte Kaiser an den anwesenden Bischof und sprach: „ich bin des weltlichen Lebens und Treibens müde, so gib du mir nun eine Stiftsstelle an jener Marienkirche, die ich in Speier habe erbauen laßen. Denn ich

kann lesen und den Dienst im Chore mit versehen." Aber der Bischof von Speier erwiederte ihm: „bei der Mutter Gottes, du sollst eine solche Stelle nicht erhalten." Da seufzte der Kaiser tief auf und sprach: „die Hand des Herrn liegt schwer auf mir und Niemand will sich meiner erbarmen." Dann fügte er sich unweigerlich in Alles, was man von ihm verlangte.

Nachdem der Kaiser Alles abgetreten hatte, was ihm zukam an Gütern und Ehren, ließen sein Sohn und die Großen des Reiches ihn dort in Ingelheim, tief betrübt und zerfallen mit sich selber. Nach einigen Tagen gaben ihm seine Freunde Nachricht, wenn ihm sein Leben lieb sei, so möge er fliehen von dort; denn man würde ihn entweder in lebenslängliches Gefängnis abführen oder ihn tödten. Da entriß sich der Kaiser seinem Trübsinn und floh über den Rhein. Nach einigen Tagen kam er in die Nähe der Limburg im Herzogthum Lothringen und zufällig war gerade der Herzog Heinrich auf der Jagd, als der Kaiser mit neun Männern daherritt; denn nur so viele waren ihm in diesem Unglücke treu geblieben. Der Herzog erkannte den Kaiser und da auch schon zu ihm das Gerücht gedrungen war von den unglückseligen Ereignissen zu Mainz und Ingelheim, ahnte es ihm gleich, daß der Kaiser flöhe vor seinem Sohne. Alsbald rief er die Seinen zusammen und folgte ihm schnell mit einem Haufen; auch der Kaiser erblickte ihn und floh eiligst davon, denn er hatte dem Herzog wenige Jahre vorher sein Herzogthum abgesprochen und darum fürchtete er für sein Leben. Aber die frischen Pferde des Herzogs waren schneller, als die ermüdeten des Kaisers und seiner Begleiter, und sie kamen bald näher heran. Da rief der Kaiser dem Herzoge schon von Weitem die Bitte um Frieden zu. Aber der Herzog erwiederte: „Ihr habt Frieden und Verzeihung meinetwegen wenig verdient; denn als ich einst flehend zu euch trat, habt ihr selber mir alle Gunst verweigert und mich mit Unrecht

meines Herzogthumes beraubt.“ „„Das eben““, entgegnete der Kaiser, „„muß ich jetzt büßen; denn mein Sohn hat sich erhoben wider mich und aller Ehren baar und ledig, muß ich fliehen vor dem eigenen Kinde.““ Als der Herzog Solches sah, wie der einst so mächtige Mann verlaßen und fast einsam daherritt auf der Flucht vor seinem eigenen Sohne, gedachte er wehmüthig des Wechsels menschlicher Größe und sprach zum Kaiser: „Ihr habt einmal eure Gewalt über mich misbraucht; Gott aber sei mein Zeuge, daß mich euer Schicksal von ganzer Seele dauert; denn ein großer und gottloser Frevel ist gegen euch verübt worden und zwar von Solchen, welchen es am ersten zukam, sich kindlich und dankbar gegen euch zu erweisen. Wohin wollt ihr jetzt ziehen? Ist unter den Großen eures Reiches noch einer übrig geblieben, der euch hold und freundlich gesinnt sei?“ Als der Kaiser antwortete, er wüßte es nicht; denn er habe es noch nicht versucht, sprach der Herzog wieder: „Gott ist mächtig genug eure Ehre wieder herzustellen, und er wird es thun, weil die Menschen gottlos gehandelt haben wider euch. Steigt mit mir hinauf in meine Burg und pflegt eures ermüdeten Leibes. Dann will ich Boten aussenden zu den benachbarten Großen und will fragen, ob ich irgendwo Hülfe finden möge; denn noch kann ich es nicht glauben, daß die Gerechtigkeit völlig gewichen sein sollte aus den Herzen der Menschen.“

Darauf zog der Kaiser mit dem Herzoge in seine Burg. Dieser schickte seine Boten aus und brachte selber achthundert wohl Bewaffnete zusammen, mit welchen er den Kaiser nach Köln geleitete. Mit Freuden nahmen die Bürger den alten Kaiser auf und gelobten ihm Schutz gegen jeglichen Feind. Von dort zog der Kaiser zu seinem alten Freunde, dem treuen Bischof Otbert von Lüttich, und wollte bei diesem das Osterfest 1106 feiern. Als diese Nachricht zu dem jungen Könige Heinrich kam, beschloß er auch selber das Osterfest zu Lüttich zu

feiern und begab sich dorthin auf den Weg mit einem starken Heere. Allein unterwegs kamen ihm Boten seines Vaters entgegen mit einem Schreiben desselben, das also lautete: „Wenn ich dich fragte, mein Sohn, ob das Gebot Gottes oder der Rath der Menschen eher zu befolgen ist, so würdest du mir verständigen Sinnes antworten, daß der Mensch, welcher nicht das Himmlische dem Irdischen vorzieht, einem Thiere zu vergleichen sei. Warum denn hörst du doch mehr auf das Wort derjenigen, welche dir rathen deinen Vater zu haßen und zu verfolgen, als auf das Wort des Herrn, das zu dir spricht: du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dirs wohlgehe und du lange lebest auf Erden. Wäre es auch, wie meine Gegner sagen, daß der Herr mich um meiner Fehler und Sünden willen also ganz verworfen hätte, daß ich das Reich abgeben müßte; so stand es doch dir nicht zu mit zu arbeiten an meiner Absetzung und das Reich, welches durch meine Hand auf dich kommen muste, vorzeitig mir zu entreißen. Auch die Heiden verdammen eine solche That und sie, die nicht eine richtige Erkenntnis Gottes haben, wißen doch wohl zu unterscheiden, welche Ansprüche auf die Liebe der Menschen durch die Bande der Natur begründet sind. Doch es wundert mich nicht, daß die Verführung Macht gewonnen hat über das noch zarte jugendliche Alter: sehe ich doch, daß alte im Leben erfahrene Männer ihren Sinn ablenken auf das Böse. Mein Geschick fällt mehr deinen Rathgebern zur Last, als dir; denn du warst in ihren Händen und jene nicht in den deinigen. Also ist es bis jetzt geschehen; wenn du aber nun noch ein Unrecht hinzufügst, so hast du weiter nicht eine Entschuldigung. Ich habe vernommen, daß du nach Lüttich kommen und dort das Osterfest feiern willst. Als ich einsam und verlaßen war von den Großen meines Reiches, hat mich die treue Liebe des Bischofs Otbert hier aufgenommen und hat mich eingeladen, hier bei ihm das Osterfest zu feiern. Solches habe

ich zugesagt und werde es thun, wenn du nicht etwa auch hierherkommst mit denen, die bei dir sind. Denn ich kann nicht anders, ich muß jene Menschen fürchten, die es gereut, mir damals das Leben gelaßen zu haben, als zu Ingelheim die Entscheidung über mein Leben und Sterben in ihrer Hand war. Alles ist mir verdächtig, Alles fürchte ich, zumal bei einem solchen Haufen und im Gedränge, wo die Schwierigkeit der Vorsicht wächst mit der Leichtigkeit des Verbrechens und mit der Gefahr. Darum habe ich mich weit entfernt von Allen, die mich haßen; damit ich im äußersten Winkel meines Reiches sicher, oder, wenn es denn mein Schicksal also fordert, daß ich ins Elend*) gehen soll, um dort die Milde fremder Menschen anzuflehen, auch dazu alsbald bereit sei. Darum bitte ich dich, daß du um deines Vaters willen mit deinem Hofe an einem andern Orte das Osterfest feierst und mich im Hause des Mannes, der mich aus treuer Liebe aufgenommen, wenn auch nicht Kaiser, so doch Gastfreund sein laßest, damit es nicht zum Spotte über mich und zu deiner Schande heiße, daß der alte Kaiser am Osterfeste um ein Obdach irrend umhergewandelt sei. Wenn du meine Bitte erfüllst, so werde ich es dir immer Dank wißen; wenn aber nicht, so will ich lieber einem armen Landmanne gleich sein im fremden Lande, als zum Spott meiner Feinde gereichen in meiner Heimat und in dem Reiche, das einst mein war."

Der junge König vernahm diesen Brief seines Vaters mit taubem Ohre und gebot vielen Großen, daß auch sie sich zum Osterfeste nach Lüttich begeben möchten. Auf diese Nachricht wollte der alte Kaiser hinweg flüchten; aber der Bischof Otbert

---

*) Elend nämlich zusammengezogen aus alilendi ist das andere Land im Gegensatze zur Heimat. Der Elende ist genau genommen: der Heimatlose.

und der Herzog Heinrich, der auch dahin gekommen war, ließen ihn nicht fort und sagten, sie könnten es nimmermehr zugeben, daß an einem solchen Feste der Kaiser aus den Wohnungen der Menschen fliehen solle, um in den Wäldern mit den wilden Thieren ihre Schlupfwinkel und Höhlen zu theilen. Wenn man ihn auch ungerechter Weise der Herrschaft entsetzt habe, so sei er doch damit nicht zugleich auch seiner Freunde beraubt; wenn der junge König sie nicht angriffe, so würden sie friedlich bleiben; wenn er aber mit Gewalt über sie ziehen wolle, so hätten auch sie Waffen und Kräfte ihm zu widerstehen. Der alte lebensmüde Kaiser bat, sie möchten ihn ziehen laßen, damit nicht nochmals wieder Jammer und Blutvergießen entstünde um seinetwillen; aber sie drangen in ihn und da gab er endlich nach und blieb zu Lüttich. Auch war seine Macht nicht so gering, wie er selber meinte; denn nach alter Weise hielten die deutschen Städte treu zu ihm. Zwar hatten sich nur Köln, Lüttich und Jülich und die anderen Städte jener Gegend offen für ihn erhoben; aber die andern waren umgeben von mächtigen Feinden und konnten es unter solchen Verhältnissen nicht wagen; nur im Elsaß entstand eine Empörung und bewies dem jungen Könige, wie die deutschen Bürger über ihn und sein Beginnen dächten. Dennoch ward dieser Aufstand niedergeschlagen.

Der junge König aber zog weiter und kam am Gründonnerstage an die Maas bei Viset. Dort war eine Brücke und an der andern Seite sah man einige Reiter mit den Farben des Herzogs von Lothringen. Dessen Sohn führte diese kleine Schaar; aber sie sollte nur zur Kriegslist dienen; denn die Hauptmacht und die Fußgänger lagen weiter zurück hinter Gebüsch versteckt. Als man nun die königlichen Reiter in der Ferne erblickte, sprach Herzog Heinrich erfreut: „laßt sie nur über die Brücke kommen, so wollen wir sie wohl empfangen.“

Da wandte sich der alte Kaiser zu ihm und sprach: „wenn uns der allmächtige Gott in dem Treffen heute den Sieg verleiht, so schont meines Sohnes und tödtet ihn nicht.“ Verwundert entgegnete ihm Heinrich: „er hat euch vom Throne gestoßen, und ich soll seiner noch schonen?“

Unterdessen zogen die herzoglichen Reiter am linken Ufer des Flußes auf und nieder und forderten die Feinde heraus, daß sie in gleicher Anzahl zu ihnen herüber kommen sollten, damit Mann gegen Mann dort kämpfe. Auf diesen Zuruf ritt eine Anzahl der königlichen Reiter hinüber und verstärkte die Kämpfer an jener Seite. Als der Sohn des Herzogs Heinrich von Lothringen dieses erblickte, wandte er mit den Seinen der Verabredung gemäß sein Pferd zur Flucht und alsbald ergoß sich der Haufe der Königlichen über die Brücke, um Theil zu nehmen an der Verfolgung des Feindes. So eilten sie vorwärts und ahnten die Gefahren nicht, die ihrer warteten. Als sie nun in großen Haufen in den Bereich der herzoglichen Kämpfer gekommen waren, erhoben sich auf einmal diese und drangen in wohlgeordneten Haufen auf die Königlichen ein. Sofort wurden diese in ihrer Verwirrung über den plötzlichen Angriff in die Flucht gescheucht und hatten keinen Raum und keine Zeit sich wieder zu sammeln; denn unaufhaltsam nahten die Verfolger und tödteten eine große Zahl. In wilder Hast stürmten die Haufen der Maasbrücke zu und Einer wollte sich retten vor dem Andern. Aber die schmale Brücke vermochte nicht Alle zu faßen und der Feind drängte nach, da stürzten Viele sich in den Strom und versuchten ihn zu durchschwimmen. Also ertranken in den Fluthen mehr, als durch das Schwert fielen. Doch das Maß des Unglücks war noch nicht voll, die hölzerne Brücke konnte die Last der Menschen nicht mehr tragen, sie brach zusammen und der gierige Strom verschlang die Menschen mit den Pferden. Vergebens mühten Einige sich ab um sich oben zu erhalten;

die schwere Rüstung zog sie nieder auf den Grund, Andere auch wurden hinuntergezogen durch die um Hülfe sich an sie anklammernden Arme der Ertrinkenden.

Aus solcher Niederlage entkam der junge König mit nur wenigen Begleitern und zog nach Köln; aber die Bürger Kölns verschloßen ihm ihre Thore und er muste seinen Weg weiter fortsetzen nach Bonn. Dort feierte er das Osterfest. Nach dem Feste eilte er sogleich nach Mainz und schon um Pfingsten hatte er einige Große des Reichs zu Worms versammelt, auf deren Beschluß er den Herzog Heinrich von Lothringen ächtete und zugleich Schreiben an alle Fürsten des deutschen Reiches erließ. Darin redete er folgendermaßen: „wenn ich ein Eindringling wäre und die Würde des Reichs mir ohne Recht mit Gewalt angemaßt hätte, so würde ich wißen jede erlittene Schmach aus eigener Macht abzuwaschen. Nun aber da die Sache so steht, daß ich bei der Uebernahme der königlichen Würde nur euren Wünschen und eurem Andringen nachgegeben habe: hat sich ein Großer des Reiches, der Herzog Heinrich von Lothringen, erfrecht, mir beim Uebergange über die Maas einen Hinterhalt zu legen und hat also einen großen Theil meines nichts Böses ahnenden Heeres getödtet. Betrübt über ein solches Unglück und solchen Frevel gieng ich nach Köln; aber die anmaßenden Bürger verweigerten mir den Eintritt in ihre Stadt und ich muste abziehen nach Bonn. Noch niemals ist der königlichen Würde eine solche Schmach zugefügt und diese trifft nicht bloß mich, sondern euch Alle mit mir; denn jene Empörer wollen nicht eure Beschlüße anerkennen, sondern die ihrigen höher stellen und wollen selber Lenker und Regierer des ganzen Reiches sein. Darum ist dieser Frevel nicht mir, sondern dem ganzen Reiche zugefügt; denn ein Frevel gegen den Beschluß der Fürsten ist ein Frevel gegen das Reich. Gegen solche anmaßende Feinde muß man mit allen Kräften auftreten und darum

gebiete ich euch Allen, daß ihr am ersten Juli wohlgerüstet mit euren Lehnsleuten euch versammelt, damit wir die Feinde überziehen."

Der Herzog Heinrich aber und die Bürger von Köln und Lüttich suchten auch ihrerseits sich vorzubereiten auf den Angriff des Königs, sie verstärkten ihre Wälle, bereiteten ihre Waffen und übten sich im Gebrauche derselben. Aber sie bedurften auch des kaiserlichen Ansehens zur Rechtfertigung dessen was sie gethan; darum giengen sie den Kaiser unabläßig mit Bitten an, daß er die Würde, welche er ja doch nur gezwungen und mit dem Tode bedroht niedergelegt hätte, nun wieder aufnehmen solle; denn bei dem Abscheu aller billig denkenden Menschen vor der That des jungen Königs und der Großen des Reichs könne es nicht fehlen, daß dann in kurzer Zeit sich Viele für ihn und zu seinem Schutze bereit erklären würden. Der Kaiser wollte ausweichen und sagte, es sei unmöglich, das mit Waffengewalt wieder zu gewinnen, was er nicht habe behaupten können, da es noch in seiner Hand war; auch läge ihm das Reich nicht so sehr am Herzen, daß er ferner noch ein Blutvergießen um den Besitz desselben anrichten möchte, und lieber wolle er einsam und ungekannt den Rest seiner Tage verbringen. Dem widersprachen die Andern und verlangten von ihm, daß er um der Rechtfertigung ihrer Sache willen Solches thun müße; denn ob er die kaiserliche Würde wieder annehme oder nicht, der König, sein Sohn, würde doch auf alle Fälle zu ihnen kommen und Rechenschaft fordern für die am Gründonnerstage an der Maas erlittene Niederlage. Das bestimmte zuletzt den Kaiser zum Nachgeben. Er ließ Schreiben ergehen an die Großen des Reiches, in welchen er sich bitter beklagte über das ihm widerfahrene Unrecht. Denn im Vertrauen auf die Treue seines Sohnes sei er unweit Mainz hintergangen und dann sowohl der Ehre des Reiches, als auch der ihm gebührenden königlichen

Güter beraubt und Nichts ihm übrig geblieben, als nur das nackte Leben. Das Alles sei in der Gegenwart Vieler von ihnen geschehen, er hoffe aber, daß sie dieses Unrecht nicht billigten; denn solche Abtretung könne nicht eine freiwillige genannt werden. Darum bitte er, daß man ihm Gerechtigkeit widerfahren laße; denn er sei bereit vor ihnen Allen seinem Sohne Rechenschaft über sein Thun abzulegen. Wenn aber auch dieß Alles ihm nicht fruchten könne, so rufe er den päpstlichen Stuhl und die apostolisch-römische Kirche an, daß sie Richterin sei zwischen ihm und seinem Sohne.

Als dieser Brief dem jungen Könige und den Großen, die in Koblenz bei ihm versammelt waren, vorgelesen ward und die Gemüther Einiger von ihnen nicht wenig erschütterte, berieth der junge König sich mit diesen und dann ließen sie durch den Erzbischof von Magdeburg ein Schreiben an den alten Heinrich verfaßen und vorlesen, das also lautete: „Vierzig Jahre ist nun schon das Reich zerspalten und die Zwietracht hat alle göttlichen und menschlichen Gesetze zerrüttet. Raub und Brand und Kirchenschändung hat aller Orten gewüthet und die Menschen sind nicht bloß zum Abfall vom katholischen Glauben verführt, sondern selbst wieder zurückgefallen in das alte Heidenthum. Endlich aber hat die Barmherzigkeit Gottes seine Kirche angesehen und durch den heiligen Geist sind wir wieder weise geworden zur Einheit des Glaubens und haben aus Eifer für Gott und aus Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl das Haupt und die Ursache aller Spaltung und Zerrüttung, Heinrich, der sich unseren Kaiser nennt, seiner Würde entsetzt und seinen Sohn, den König Heinrich, zu seinem Nachfolger erwählt. Diesem hat der Vater selbst freiwillig die königlichen Abzeichen übergeben und gesagt, daß ihm fortan nur das Heil seiner Seele am Herzen liegen solle. Nun aber beklagt er sich Gewalt erlitten zu haben, und sinnt darauf die Schwerter der Franzosen, der

Engländer und der Dänen gegen uns zu richten. Er bittet, daß ihm Gerechtigkeit widerfahre und will sich unseren Beschlüßen unterwerfen, in Wahrheit aber sind dieß seine schon oft benutzten Gründe, das Heer Christi zu entwaffnen und zu zerstreuen." — Dennoch beschließt der König und mit ihm alle Fürsten des Reiches: „wir wollen noch einmal zugeben, daß der Kaiser vor einer Versammlung der Fürsten und des Volkes sich verantworte über alle Handlungen seiner Regierung, daß er Recht nehme und Recht gebe. Bis dahin aber soll das Reich und die Kirche im gegenwärtigen Zustande bleiben und Nichts verändert werden."

Eine solche Antwort wie sie der Schluß dieses Briefes gab, war viel verschieden von den früheren Beschlüßen des Königs und der Fürsten zu Mainz und Ingelheim. Zwar es war von den benachbarten Königen nicht viel zu fürchten und die Anrufung der Hülfe derselben, die dem Kaiser hier Schuld gegeben wurde, beschränkte sich darauf, daß er ihnen die erlittene Behandlung ausführlich geklagt hatte; aber im Reiche selber waren viele Große schwankend geworden, besonders da des Kaisers Freunde und unter ihnen vor allen die Städte so nachdrücklich für ihn auftraten. Der junge König lag damals (im Juli) mit einem Heere von 20,000 Mann vor Köln und berannte diese mächtige Stadt. Der erste Sturm ward mit Glück zurückgeschlagen und bald fehlte dem königlichen Heere die Kraft zu einem zweiten. Denn den Bürgern gehörten die Schiffe auf dem Strome, sie konnten sich unabläßig mit Lebensmitteln versorgen; dagegen litt das königliche Heer Hunger und Noth. Das erfuhr bald auch der Kaiser und hielt darum die Gesandten des Königs und der Fürsten eine Weile hin, bevor er ihnen Antwort gab; dann forderte er, daß erst von beiden Seiten die Waffen niedergelegt werden müßten, ehe von Unterhandlungen die Rede sein könnte. Die Bürger von Köln aber ermahnte er, sich ruhig innerhalb ihrer Mauern zu halten; denn er hatte

vernommen, daß sie einen Ausfall beabsichtigten. Auch bedürften sie keines Entsatzes, sagte er, denn der Hunger und die Hitze würden ihnen mächtigere Verbündete sein, als alle Waffen von Stahl und Eisen. Also war es auch und zu der Hitze und dem Hunger kam noch Krankheit hinzu, also daß die Lage des königlichen Heeres täglich schlimmer wurde. In solcher Zeit der Noth ließ der König seinem Vater einen achttägigen Waffenstillstand anbieten, damit in dieser Zeit der Friede verhandelt werden könnte; allein der Kaiser erwiederte ihm, daß die Sache nur auf einem Reichstage entschieden werden könne.

Als der junge König also an allem Erfolge verzweifelte, traten eines Tages Erkembald, der treue Kämmerer des Kaisers, und der Bischof Burchard von Münster zu ihm, kündigten ihm den Tod seines Vaters an und überreichten ihm das Schwert und den Ring des Kaisers als das Letzte, was ihm an königlichen Abzeichen noch übrig geblieben war.

Am siebenten August 1106, dem Jahrestage seines Sieges an der Unstrut, hatte Heinrich IV. nach einem wunderbaren Wechsel des Glücks und Unglücks sein Leben geendigt. Die Großen und Mächtigen hatten ihn gehaßt und verfolgt vom Anfang an bis zum Ende und er hatte durch manche That seines Lebens, insbesondere in seiner Jugend, ihren Haß wohl verdient. Aber die Bürger der deutschen Städte, denen der Friede und die starke Macht des Königs immer am Herzen lag, hatten ihn geehrt und geliebt. Als er gestorben und die Leiche zur Schau ausgestellt war, umstanden die Lütticher weinend und wehklagend seine Bahre; man sah Arme und Unglückliche, Wittwen und Waisen sich herzudrängen und die kräftigen breiten Hände des Kaisers zum letzten Male küssen. Solches widerfährt nicht einem Tyrannen.

Sterbend hatte der Kaiser jenen beiden Männern das Schwert und den Ring überreicht und ihnen ferner noch an

seinen Sohn die Bitte aufgetragen, daß er Allen, die treu bei ihm ausgeharrt hätten bis an sein Ende, die königliche Verzeihung nicht versagen wolle. Ferner ließ er ihn ersuchen, daß er seine Leiche nach Speier bringen und dort bei seinen Vorfahren begraben laßen möchte. Der Sohn berief die Großen des Reiches, die bei ihm waren, und fragte sie um ihren Rath, weil sein Vater im Banne gestorben wäre. Der treue Bischof Otbert von Lüttich hatte die kaiserliche Leiche zu Lüttich in der St. Lambertikirche zur Ruhe bestattet; aber die Großen des Reiches gaben dem Sohne den Rath, er solle um des Bannes willen die Leiche seines Vaters wieder ausgraben laßen und nicht in einer Kirche bestatten, damit es ihm nicht auch ergienge, wie seinem Vater, und dann solle er Gesandte nach Rom schicken und den Papst um Aufhebung des Bannes bitten. Der Bischof Otbert von Lüttich aber und die andern Geistlichen mit ihm müßten Buße thun für die Sünde, daß sie einen Gebannten begraben hätten in geweihter Erde.

Also geschah es. Der Leichnam des Kaisers ward wieder ausgegraben aus der Erde, in der er ruhte, und ward auf eine einsame und unbewohnte Insel in der Maas hingesetzt. Kein Geistlicher verrichtete einen Gottesdienst für ihn; aber es kam dahin ein Mönch aus Jerusalem von dem Kreuzzuge zurück, der begab sich hin und sang Tag und Nacht Psalmen am Sarge des Kaisers. Hernach ließ der König den Leichnam seines Vaters nach Speier bringen, und als er dort ankam, empfieng ihn die Geistlichkeit und die Bürger von Speier mit den gewohnten Ehren und brachten ihn in die Marienkirche, welche der Kaiser selbst mit großem Fleiße hatte erbauen laßen. Der Bischof aber untersagte sofort allen Gottesdienst in jener Kirche, bis sie von diesem Frevel wieder gereinigt würde, und ließ den Leichnam außerhalb der Kirche in eine ungeweihte Kapelle bringen. Um dieser Ursache willen entstand unter den Bürgern viel Murren

und Wehklagen; denn der Kaiser hatte die Stadt und ihre Bürger vor Allen geliebt. Fünf Jahre lang stand also der Leichnam unbegraben an ungeweihter Stätte, die Bürger aber ehrten ihn doch und giengen häufig dahin. Im Jahre 1111 ward der Bann gelöst und die Leiche des Kaisers der Erde übergeben. (vergl. Heinrich V. Seite 472.)

Nach dem Tode des Kaisers kamen der Bischof von Lüttich und Andere und unterwarfen sich dem Könige Heinrich V. Nur der Herzog von Lothringen beharrte bei seinem Entschluße und wollte sich dem Könige nicht ergeben. Deshalb zog Heinrich einige Jahre später gegen ihn und bezwang ihn. Niemand aber erschrak mehr über diesen plötzlichen Tod, als die Bürger von Köln. Auch sie wollten sich durch Unterwerfung mit dem neuen Reichsoberhaupte versöhnen und boten ihm sechstausend Mark Silbers an. Aber der König grollte ihnen zu sehr, weil er so viele Krieger vor der Stadt verloren hatte. Nach langem Bitten erst gab er nach und bewilligte ihnen den Frieden.

# Heinrich V.

## 1. Der Beginn des Streites zwischen Heinrich V. und dem Papste.

Im Herbste des Jahres 1106 berief der Papst Paschalis eine Kirchenversammlung nach Guastalla zur Berathung über den Zustand der Kirche. Dorthin kamen auch die Gesandten des jungen Königs Heinrich V., den der Papst wegen der ihm bewiesenen Folgsamkeit wider seinen Vater in allen Dingen sich für treu ergeben hielt. Dennoch wollte er ihm noch freundlicher entgegenkommen und deshalb faßten die Bischöfe zu Guastalla einen Beschluß, der also begann: Schon viele Jahre hindurch ist das deutsche Reich von der Einheit der apostolisch-römischen Kirche abgerißen und getrennt und daher ist es gekommen, daß in dem großen Reiche nur wenige Priester und Geistliche gefunden werden, welche ihre Einsetzung dem apostolischen Stuhle verdanken, sondern fast alle haben sie ihre Würde durch die Investitur der Laien, des Kaisers und seiner Lehnsleute erlangt. Da nun also viele Söhne der Kirche um dieser Spaltung willen derselben Schuld theilhaftig sind: so gebietet die christliche Nothwendigkeit, daß ihnen die Thore der Kirche nicht verschloßen werden. Darum wollen wir sie dulden, wenn sie nicht ihr Amt offenbar durch Simonie überkommen haben

oder sonst Verbrecher sind." Nachdem sich der Papst dadurch, wie er meinte, so milde wie möglich ausgesprochen hatte, verbot er gemäß den Grundsätzen Gregors und Urbans in Zukunft jegliche Investitur der Laien bei Strafe des Bannfluches.

Diese Antwort brachten die Gesandten dem Könige Heinrich in Regensburg, wohin er sich zur Feier des Weihnachtsfestes begeben hatte. Nachdem aber Heinrich sich in den festen Besitz der königlichen Würde gesetzt hatte, war es sein fester Entschluß, sie nach allen Seiten zu behaupten, und darum auch das Recht der Einsetzung der Bischöfe eben so in Anspruch zu nehmen, wie es von Anfang an im deutschen Reiche Brauch gewesen und wie auch sein Vater es bis an sein Lebensende aufrecht erhalten hatte. Er erwartete den Papst, um ihm dieß selber offen zu sagen; denn Paschalis hatte der königlichen Einladung gemäß sich bereit erklärt nach Deutschland zu kommen. Aber unterwegs vernahm er, wie sehr Heinrich nach Erreichung seines Zweckes seinen Sinn geändert habe, zugleich warnten ihn italische Bischöfe vor dem trotzigen Sinne der Deutschen und vor dem stürmischen Muthe des jungen Königs, der sich, wie sie sagten, dem göttlichen Joche der Kirche nicht willig fügen würde: darum bog Paschalis ab von seiner Reise nach Deutschland und sagte, das Thor dahin sei ihm noch nicht geöffnet. Er gieng durch Burgund nach Frankreich und feierte das Weihnachtsfest in dem berühmten Benedictinerkloster Clugny.

Dort vernahm er, daß Heinrich es bei Worten nicht bewenden ließ. Es war damals der Bischofssitz von Halberstadt erledigt und Heinrich setzte dahin nach eigener Wahl einen Priester, Namens Reinhard, und gebot dem Erzbischofe Ruothard von Mainz ihn zu weihen. Ruothard war dem Befehle gehorsam. Dann zog Heinrich zum Osterfeste 1107 nach Mainz und der Papst kam bis an die Grenze des französischen und lothringischen Landes, nach Chalons; aber er weigerte sich das

deutsche Reich zu betreten. Darum schickte der König Heinrich zu ihm seine Gesandten. Es waren der Erzbischof von Trier, die Bischöfe von Halberstadt und Münster, der Herzog Welf von Baiern, mehre Grafen und andere Große des Reiches, eine stattliche Gesandtschaft, die um der Pracht willen ihres Aufzuges aller Orten angestaunt wurde. Am meisten bewunderte das Volk wegen seiner Größe und Dicke und seiner mächtigen Stimme den Herzog Welf, der mit solchem Stolze auftrat, daß er sich sogar ein Schwert vortragen ließ, als wäre er das Reichsoberhaupt selber. Die jugendliche Kraft des Königs Heinrich schien alle weltliche und geistliche Große des Reiches ihm mehr unterthan zu machen, als sie es jemals seinem Vater gewesen waren, und ganz in seinem Sinne redete der Erzbischof von Trier als Wortführer der Gesandtschaft in folgender Weise: „Von uralten Zeiten her sei es Sitte gewesen im deutschen Reiche, daß man vor allen Bischofswahlen bei dem Könige oder dem Kaiser anfragte, ob ihm die Bewerber annehmlich wären. Wenn er beistimmte, so sei die Wahl durch die Geistlichkeit und das Volk frei und ohne alle Bestechung geschehen, der dann Erwählte aber habe durch Ring und Stab vom Reichsoberhaupte die Belehnung mit der weltlichen Würde empfangen und dem Könige die Lehnstreue geschworen. Denn nur auf solche Weise könne es geschehen, daß der Bischof Städte, Burgen, Markgrafschaften, Zölle oder irgend ein anderes Reichsrecht in Besitz nehme und behalte. Wenn nun der Papst damit einverstanden sei, daß dieser Zustand fortdauere, so werde Friede und Eintracht zwischen Reich und Kirche zu Gottes Ehre fortdauern.“ Auf diese Worte erwiederte der Papst durch den Bischof von Piacenza: „die Kirche, welche durch Christi Blut befreiet und erlöst worden, soll auf keine Weise, einer Magd gleich wieder dienen. Dann aber wäre Christus vergeblich gestorben, wenn kein Geistlicher gewählt werden dürfe, ohne daß man erst an=

fragte bei dem Könige. Es hieße Gottes Gut vom Altare nehmen, wenn die Kirche der Belehnung mit Ring und Stab entsagen wollte, und darum ist es eine heilige Pflicht des Papstes niemals zu bewilligen, daß blutige Hände der Laien dem Leibe des Herrn nahen."

Ueber solche Antwort ergrimmten die deutschen Gesandten und sagten dem Papste: „nicht hier, sondern in Rom soll der Streit entschieden werden durch die Gewalt der Waffen." Dann zogen sie ab. Der Papst aber berief aufs neue eine Kirchenversammlung nach Troyes in Frankreich und erneuerte dort seinen Ausspruch. Aber auch König Heinrich ließ ihm nochmals sagen, daß es seit Karl dem Großen das Recht der deutschen Könige gewesen sei die Bischöfe einzusetzen und daß auch er festhalten werde an diesem Recht. Also ließ der Eine dem Andern seine Meinung sagen, zuletzt aber kamen sie überein, daß sie nochmals in Rom diese Sache mit einander verhandeln wollten. Paschalis aber beklagte sich bitterlich, daß ihm noch immer nicht ein Weg offen stünde zu den Herzen der Deutschen, und zog wieder heim, ohne den eigentlichen Zweck der Reise, den Besuch in Deutschland, erfüllt zu haben. Desto freudiger hatten ihn die Franzosen aufgenommen und rühmten an ihm, daß er gegen die allgemeine Sitte der Römer in Kirchen und Klöstern nicht Gold und Silber gefordert, sondern sich nur ein Stückchen vom Kleide des heiligen Dionysius ausgebeten habe.

## 2. Die Macht des Königs Heinrich V. im deutschen Reiche.

Wie der Papst sich geirrt hatte in der Nachgiebigkeit des jungen Königs gegen ihn, also war es auch mit den deutschen Großen; denn sobald Heinrich im vollen Besitze der königlichen Macht war, bewies er auch ihnen, daß der Geist seines Vaters mit größerer Kraft des Willens auf ihn übergegangen sei. Er

duldete keine Widersetzlichkeit und als der mächtige Graf Robert von Flandern solche wagte gegen ihn, überzog er ihn zu wiederholten Malen, bis er ihn unterwarf. Auch zerstörte er die Raubburgen, die sich hier und da abermals erhoben hatten, und bald kam es wiederum dahin, daß die Großen des Reiches ihn haßten, aber mehr noch ihn fürchteten. Im Jahre 1107 hielt er eine Versammlung der sächsischen Großen in Goslar und besprach sich mit ihnen über das Sachsenland. Da entstand ein heftiges Gewitter, der Blitz schlug nieder, zerschmetterte das Degengehenk des Königs, schmelzte den Nabel an seinem Schilde und zerriß das inwendige Leder desselben; der König selber aber blieb unversehrt. Das ward von den sächsischen Großen für eine Mahnung Gottes an den König gehalten; er selber aber kümmerte sich nicht darum und blieb derselbe nach wie vor.

Heinrich wollte vor allen Dingen seinem Großvater Heinrich III. nacheifern und strebte deshalb auch seine Macht nach Osten hin aufs neue zu befestigen; denn diese hatte unter seinem Vater um der immerwährenden inneren Unruhen willen nicht wenig gelitten. In Ungarn kämpfte damals der König Koloman mit seinem Bruder Almus, der die Würde seines Bruders für sich in Anspruch nahm. Almus floh zu Heinrich und bat ihn um Hülfe. Da zog auch Heinrich mit ihm nach Ungarn hinein; aber das Land war sumpfig und sein Heer konnte nicht vorwärts, da muste er sich freuen, daß er endlich nach einem langen und mühseligen Zuge Presburg wieder erreichte.

Beßer aber gelang ihm die Kräftigung der königlichen Macht gegen die Polen und in Böhmen. Im September 1108 bot er die Böhmen auf gegen die Polen und sie kamen zu ihm unter ihrem Herzoge Swatopluk, dessen Sohn König Heinrich aus der Taufe gehoben und ihm seinen Namen gegeben hatte. Der König fiel mit seinem Heere in Polen ein und belagerte Glogau, damals die erste Stadt an der Grenze

des Polenlandes. Er verheerte ringsum Alles an beiden Seiten der Oder und kehrte mit großer Beute ins Lager zurück. Die Polen unterwarfen sich ihm und Heinrich verbrachte noch einen Abend mit Swatopluk in Verhandlungen über die Angelegenheiten des Reiches; denn am folgenden Morgen wollte er ihn entlaßen. Swatopluk war ein grausamer, gewaltthätiger Mensch und hatte seinen Bruder Borivoy des Herzogthumes Böhmen beraubt; der König Heinrich aber hatte ihm dieß gelaßen und ihn darin bestätigt, weil Swatopluk ihm dafür zehntausend Mark Silbers bezahlte. Um dieses Geld zu erlangen, hatte Swatopluk Alles geplündert, was nur in seinem Bereiche war: es war kein Abt, kein Probst, kein Geistlicher, kein Laie, kein Jude, kein Kaufmann überhaupt, der nicht Etwas dazu beigetragen hatte. Um solcher Ursache willen und seiner anderen vielfachen Grausamkeiten wegen war Swatopluk bitterlich verhaßt und Viele hatten ihm Rache geschworen. Unter diesen war auch Einer im Heere bei Glogau und dieser lauerte ihm auf an demselbigen Abend. Swatopluk stieg in der Dunkelheit der Nacht zu Pferde und ritt mit seinen Begleitern fort, da mengte sich auch dieser Mann, Namens Johannes, unter die Reiter. Unbemerkt nahm er einen Wurfspieß, zielte mit diesem auf den Rücken Swatopluks zwischen die Schulterblätter und traf ihn so, daß er seinen Geist aufgegeben hatte, bevor er vom Rosse niedergesunken war auf die Erde. Als die Leiche ins böhmische Lager gebracht wurde, erhob sich ein großer Lärm, bis Graf Burchard auf den Befehl des Königs die Gemüther der tobenden Menschen erst spät in der Nacht mit Mühe beruhigen konnte.

Am Morgen kam der König und beklagte den Swatopluk. Dann erlaubte er den Böhmen, sich einen von den Söhnen dieses verstorbenen Herzogs zum Nachfolger seines Vaters zu erwählen. Da bat Wacko, ein Edelmann der Böhmen, traurigen Sinnes: der König möge ihnen Otto, den Bruder des Ver=

storbenen, zum Herzoge setzen; aber die andern Böhmen und der Bischof Hermann von Prag verwarfen diese Bitte; denn sie hatten geschworen, Ladislaus, den Bruder des vorigen Herzogs Borivoy, zu erwählen, und Heinrich genehmigte ihnen diese Bitte. Als aber Borivoy das vernahm, brach er von Polen aus, wo er vor Swatopluk eine Zuflucht gefunden, mit einem Heere in Böhmen ein und ward zu Prag in der Frühe des Weihnachtsmorgens mit Freuden empfangen, während der König Heinrich nicht so sehr fern von da zu Bamberg das Fest begieng. Ladislaus war auf dem Wege, um sich der Ladung des Königs gehorsam zu einem Fürstentage in Regensburg zu stellen; aber auf diese Nachricht von Borivoys Einfall in sein Herzogthum kehrte er eilig um und ließ zugleich den König Heinrich um Beistand bitten zur Erlangung seines Herzogthumes. Auch versprach er ihm eine große Summe Geldes für schleunige Hülfe. Alsbald brach Heinrich auf und schon in den ersten Tagen des Januars stand er in Böhmen. Als er nahe bei Prag war, kamen ihm Borivoy und seine Freunde bittend entgegen; allein Heinrich nahm sie sogleich gefangen, ohne ihnen Gehör zu verstatten, und übergab sie dem Ladislaus. Dieser ließ ihnen theils die Augen ausstechen, theils sie anderer Glieder berauben; er selbst aber war dem Könige Heinrich V. treu und unterwürfig und zog nun unbekümmert zu dem Fürstentage, welchen Heinrich auf den Anfang des Jahres 1110 nach Regensburg berufen hatte.

### 3. Heinrichs V. Zug nach Italien (1110) und Rückkehr.

Zu Regensburg that Heinrich am 8. Januar 1110 allen Großen seinen Willen kund, daß er sich rüsten wolle zu einem Zuge nach Italien, um dort aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone zu empfangen, die alte Verbindung der italischen Länder mit dem deutschen Reiche aufs neue wieder zu begründen

und die alten Rechte und Gesetze in voller Kraft wieder herzustellen. Auch werde er in allen Dingen, welche das Wohl der Kirche erfordere, sich dem Papste gehorsam bezeugen. Dann sagte er, daß er nicht daran zweifle, Jedermann, der sein Vaterland liebe, würde mit seiner Lehnsmannschaft sich bereitwillig zu diesem ruhmwürdigen Unternehmen einfinden. Das versprachen alle Anwesende und leisteten einen Eid dazu. Erfreut schickte dann der König im Reiche umher auch zu denjenigen Großen, welche auf der Versammlung nicht erschienen waren, und ließ sie gleichermaßen auffordern. Vorher hatte Heinrich Gesandte an den Papst abgehen laßen und ihn von seiner Absicht benachrichtigt und der Papst ließ ihm antworten, daß er ihn gnädig aufnehmen werde, wofern er sich als einen gehorsamen Sohn der Kirche erweisen würde.

Im Sommer begab sich der König erst nach Lüttich und von da nach Utrecht, um dort seine junge Braut, eine englische Königstochter, zu empfangen. Er beschenkte sie nach königlicher Weise, übergab sie aber dann einem seiner Getreuen, damit die erst zehnjährige in deutschen Sitten und in deutscher Weise erzogen würde. Im August sammelte sich bei Augsburg ein großes Heer zur Römerfahrt. Den König Heinrich schreckte es nicht, daß ein Komet lange Zeit hindurch allnächtlich seinen langen Schweif nach dem südlichen Himmel ausdehnte und die Gemüther aller Menschen mit Entsetzen erfüllte über das, was da kommen werde. Heinrich überlegte Alles reiflich und, da der Zwiespalt mit dem Papste Paschalis zur Entscheidung gebracht werden sollte, sammelte er nicht bloß ein wohl bewaffnetes Kriegsheer um sich, sondern auch viele gelehrte, im Schreiben und Lesen und der Kunde der Vorzeit wohl erfahrene Männer, unter ihnen vor Allen seinen damals getreuen Kanzler Adalbert.

Im Spätsommer desselben Jahres brachen sie auf, aber wegen der Größe des Heeres in zwei Abtheilungen, deren eine

durch Tyrol über Trient nach Italien zog, während der König selber die andere über die westlichern Alpen nach Ivrea führte. Unterwegs widersetzten sich dem königlichen Heere mehre italische Große und darum wurden ihre Burgen gebrochen; unter den Städten Italiens, die besonders zur Zeit Heinrichs IV. mächtig aufgeblüht waren, nur eine, Novara, und diese nahm der König mit seinem Heere ein und zerstörte ihre Mauern. Der Verabredung gemäß trafen sich dann die beiden Abtheilungen des Heeres im Herbste 1110 auf den ronkalischen Feldern, wo der König nach der Sitte seiner Vorgänger am Reiche auf ihren Römerfahrten Heerschau hielt über das ganze Heer. Es fand sich, daß dreißigtausend Ritter dort versammelt waren, ein stattliches Heer, das am Abend einen wunderbaren Anblick gewährte. Denn jeder Ritter war gehalten vor seinem Zelte eine Laterne aufzuhängen, so daß die unabsehbaren Zeltreihen prächtig erleuchtet waren.

Nach der Musterung zog Heinrich über den Po, um rasch nach Süden vorzudringen. Unterwegs bezeugten ihm die Bürger der Städte und die Großen des Landes durch Boten und Geschenke ihre Treue und Ergebenheit. In Parma fand der König die Abgesandten der Markgräfin Mathilde, die ihn ihrer Lehnstreue versichern ließ. Unterdessen brach der Winter heran, der Regen goß unabläßig in Strömen hernieder und Menschen und Thiere fielen haufenweise und starben am Wege. Als die Weihnachtszeit herannahte, kam das deutsche Heer in die Ebenen Toscanas und bis nach Florenz. Dort feierte man das Weihnachtsfest mit nie erhörter Pracht und im Januar 1111 zog Heinrich weiter südwärts. In Arezzo war Streit zwischen der Geistlichkeit und dem Volke; denn jene war königlich gesinnt und rief Heinrich zu Hülfe. Darum erstürmte dieser die Stadt und zerstörte ihre Mauern. Alsdann schickte er von dort aus Boten nach Rom an den Papst und ließ ihn fragen, ob er den

König in Rom zum Kaiser krönen wollte, und zugleich ließ er dem Papste Vorschläge machen über die Einigung in ihrem Zwiste. Er könne, sagte er, die Belehnung der Bischöfe mit Ring und Stab deshalb nicht aufgeben, weil zur Zeit seiner Vorfahren am Reiche allmälig so viele weltliche Macht an die Würdenträger der Kirche gekommen sei, daß seine königliche Macht sehr geschwächt und fast ein Nichts sein würde, wenn er darauf verzichtete, von diesen mächtigen geistlichen Herren den Lehnseid zu fordern. Als er von Arezzo aus über Aquapendente nach Sutri kam, begegneten ihm die päpstlichen Gesandten mit der Antwort: der Papst sei zur Krönung und Weihung bereit und wolle überhaupt Alles thun, was der König verlange, wenn dieser die Freiheit der Kirche schütze und die Investitur der Laien völlig aufgäbe. Jedoch meinte der Papst damit nur die kirchliche Würde; denn zugleich erklärte er sich bereit alle weltlichen Besitzthümer der Kirchen: Herzogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Vogteien, Münze, Zölle, überhaupt Alles, was zur weltlichen Macht der Kirche gehöre, dem Könige feierlich und für immer abzutreten. Ja, der Papst war sogar erbötig, über alle Bischöfe und geistliche Würdenträger, die nicht ablaßen wollten von ihrer weltlichen Macht und sich nicht bloß beschränken wollten auf ihre geistliche, den Fluch des Bannes auszusprechen. Willkommener als ein solcher Vorschlag konnte dem Könige kaum Etwas sein; denn wenn alle diese weltliche Macht der Kirchen in Deutschland auf einmal in seine Hand zurückgegeben würde, so war er mächtiger als je vorher und als er selbst jemals hoffen konnte. Daß aber der Papst Paschalis selber Solches vorschlug, kam daher, weil er freilich in allen Dingen die Oberhoheit der Kirche wollte, aber nicht durch die Beihülfe der weltlichen Macht, sondern nur durch die geistliche. Dem Könige Heinrich aber konnte es nicht verborgen bleiben, daß trotz dieses Anerbietens des Papstes und trotz des Ansehens

desselben die geistlichen Würdenträger der Kirche niemals in eine Abtretung ihres weltlichen Gutes willigen würden. Darum gab er dem Vorschlage des Papstes bereitwilligst seine Zustimmung, unter der Bedingung jedoch, daß ein solcher Friedensschluß von allen geistlichen und weltlichen Großen genehmigt und beschworen würde.

Es wurden nun die Geiseln ausgewechselt und dann zog der König fröhlich vorwärts nach Rom, wo sich Alle ohne Ausnahme zu seinem festlichen Empfange vorbereiteten. Am 12. Februar 1111 langte das deutsche Heer an. Bis weit von dem Thore war ihm das römische Volk mit Blumenkränzen und Palmenzweigen entgegen gegangen und jubelte laut bei seiner Ankunft. Vor dem Thore empfiengen ihn die Juden und in dem Thore standen die Griechen, welche in ihrer Sprache sangen und dem zukünftigen Kaiser Glück und Segen wünschten. Dann kam eine große Anzahl Mönche, nach ihnen hundert Nonnen, Alle mit brennenden Fackeln und Lampen, mit Kreuzen und Weihrauchfäßern und Fahnen, auf diese folgte die ganze Geistlichkeit von Rom in ihren Meßgewändern und Chorröcken. Unterwegs als Heinrich mit seinem Gefolge langsam durch diese Menschenmenge ritt, warfen seine Begleiter Geld aus unter das begierig haschende Volk. Endlich gelangte man mit vieler Mühe bis an den Vatikan. Hier hielt der Zug still und bevor Heinrich die Kirche betrat, verlangte er, daß alle Thore und Eingänge des großen Gebäudes seiner Wache eingeräumt würden. Als auch dieß geschehen war, stieg Heinrich vom Pferde, schritt auf den Papst zu, der oben auf den Stufen der Treppe des Vatikans stand, beugte sich vor ihm und drückte ihm im Namen der heiligen Dreifaltigkeit auf Mund, Stirn und Augen den Kuß des Friedens. Der Papst umarmte und küßte den König auch seinerseits und dann giengen sie mit einander in die Vatikanskirche. Also schien Alles Frieden und Eintracht zu verkünden.

In der Kirche verlangte nun der Papst von dem Könige zuerst einen Eid, daß er feierlich und für immer der Einsetzung der Bischöfe entsage, der König dagegen forderte von dem Papste zuerst den Eid, daß die Kirche alle weltliche Besitzthümer aufgeben wollte. Es wurde darauf das Schreiben des Papstes verlesen; aber sogleich erhob sich in der Vatikanskirche ein Tumult aller Bischöfe und Geistlichen, welche schrieen, es sei eine Gottlosigkeit und Ketzerei die Kirche so vieler Güter berauben zu wollen. Da fiel eine harte Aeußerung nach der andern und der Papst Paschalis sah bald ein, daß er mehr zugestanden hätte, als er jemals halten könnte. Vergebens sagte er, daß er dadurch habe bewirken wollen, daß die Kirche ohne alle Einmischung der weltlichen Macht nur durch die geistliche frei sei und herrsche; alle seine Kardinäle und Bischöfe standen dagegen und sagten, diese weltlichen Güter gebührten der Kirche und sie dürfe sie nicht laßen. Da trat ein deutscher Ritter herzu: „wozu bedarf es noch weiterer Verträge und Unterhandlungen? Der König, mein Herr, ist ein Nachfolger Karls des Großen und fordert für sich dieselbe Macht, die seinem Vorfahr zukam.“ Immer heftiger und bitterer wurden die Reden und Gegenreden, da sprach endlich Adalbert, der in allen Dingen damals der treue Rathgeber des Königs war: „wenn der Papst gutwillig nicht halten will, was er versprochen hat, so muß man ihn durch Gefangenschaft zwingen.“ Diesen Worten folgte der König und hieß den Papst mit sechszehn Kardinälen festnehmen; jedoch gebot er, daß man sie mit schuldiger Ehrfurcht behandele, und übergab den Papst dem Patriarchen von Aquileja zur Bewachung. Doch während dieß geschah, trat auf einmal der Erzbischof von Salzburg dazwischen, der mit dem Könige hergekommen war, und widersprach solchem Beginnen aufs eifrigste und mit so bittern Worten, daß einer von den königlichen Lehnsmannen, Namens Heinrich, das Schwert zog und ihn mit dem Tode

bedrohte. Aber der Erzbischof bot ihm seinen Hals dar und sprach: „schlag zu; denn lieber will ich für eine gerechte Sache sterben, lieber das zeitliche Leben verlieren, als durch mein Schweigen Antheil haben an einem solchen Frevel, der den Verlust der ewigen Seligkeit mit sich führt." Es half ihm Nichts; die Gefangennahme war bereits vollzogen.

Während dieß in der Kirche geschah, hatte sich die Nachricht davon auch außerhalb verbreitet und Römer und Deutsche vor der Kirche begannen sich mit feindseligen Blicken anzusehen, und zornige Reden zu wechseln. Von Worten kam es zu Thaten und der Kampf entbrannte auf den Stufen der Treppe zum Vatikan. Die Schwerter erklirrten bis in die Kirche hinein und das Blut rieselte von der Treppe nieder; aber der Sieg blieb zuletzt dem königlichen Heere und die Römer wurden in die Flucht geschlagen. Der Abend brach heran und die am Morgen so festlich und so froh gestimmte Stadt hallte nun wieder vom Geschrei der Wuth und wildem Kriegeslärm. Der König ließ seine Gefangenen ans rechte Tiberufer in Sicherheit bringen; aber die Römer verabredeten in der Nacht einen zweiten Kampf. Am frühen Morgen wurden die Deutschen und Lombarden geweckt durch das Rachegeschrei der Römer, welche eine große Anzahl Jener in ihren Betten tödteten. Auch der König ward von seinem Lager aufgeschreckt, er hatte nicht Zeit sich zu bekleiden, sondern sprang barfuß auf sein Pferd, um so zu kämpfen. Alsbald ward ihm auch das Pferd unter dem Leibe getödtet, und nun wäre es ausgewesen mit ihm, wenn nicht Otto, der königliche Vogt zu Mailand, sich für ihn aufgeopfert und ihm sein Pferd angeboten hätte. Das nahm der König und entkam auf diese Weise, Graf Otto ward sogleich gefangen und von den Römern in Stücke zerhauen.

Unterdessen hatten sich die Deutschen und Lombarden überall gesammelt und dem Angriffe ihrer geordneten Schaaren

konnten die Römer nicht widerstehen, sondern zerstreuten sich in wilde Flucht. Der König blieb noch einen Tag in der Stadt, um zu zeigen, daß er Herr derselben sei; dann zog er hinweg, nicht durch die Thore, damit nicht in denselben seinem Heere eine Gefahr bereitet werde, sondern durch große Lücken in den Mauern, welche die Römer dazu brechen musten. Er gieng nach Alba und führte den Papst gefangen mit sich fort. Einige Bischöfe und weltliche Große aber traten zu Paschalis und sprachen zu ihm: „es ist eine große und üble That gegen euch geschehen, heiliger Vater, das erkennen wir an; aber diese unglücklichen Ereignisse überkamen uns um unserer Sünde willen wider alles Verhoffen. Dennoch ist es nothwendig, daß ihr dem Könige beistimmet und ihn mit euch versöhnet, indem ihr das bereits angefangene Werk seiner Krönung vollendet." Der Papst aber erwiederte ihnen: „was sagt ihr, meine Brüder? Ihr wollt mir rathen, daß ich diesen ungerechten und blutdürstigen Mann zum Kaiser krönen soll? Nimmermehr werde ich auch nur mit einem Worte die Weihe dessen begünstigen, der sich selber also schmählich entweiht hat. Wahrlich, der hat nicht seine Hände rein gewaschen zum Empfange der Krönungsweihe, dem sie noch rauchen von dem Blute der Priester Gottes, die er gemordet hat an ihren Altären." Jene entgegneten dem Papste, es sei gut für sein eigenes Wohl, wie für dasjenige Aller, die in der Gewalt des Königs wären, wenn er diesen mit sich zu versöhnen trachte; aber der Papst erwiederte unmuthig: „ich fürchte den Herrn euren König nicht. Möge er den Leib tödten, wenn er will; denn weiter kann er uns Nichts anhaben. Aber ich sage euch in Wahrheit, er wird in Zukunft nicht wieder einen Sieg erlangen, sein Reich wird nicht Frieden haben während seiner Tage, und er wird nicht einen Sohn hinterlaßen, der nach ihm sitze auf dem Throne seiner Väter." Der König Heinrich kam selbst zu dem Papste, warf sich ihm zu Füßen und

bat um Verzeihung des Vergangenen und versprach dem Papste Gehorsam, wenn nur Paschalis ihm auch gestatten wollte dem Rechte seiner Vorgänger gemäß im Reiche zu schalten und zu walten. Auch die anderen Gefangenen baten unabläßig den Papst, daß er nachgeben möchte, und so willigte denn Paschalis zuletzt in einen Vertrag zu Gunsten der königlichen Macht. Er versprach dem Könige die Kaiserkrönung, die Lösung seines Vaters Heinrich IV. vom Banne, so wie auch, daß er den König Heinrich V. selber niemals bannen und im Streite über die Investitur nicht die Grundsätze seiner Vorgänger festhalten wolle. Fünfzehn Kardinäle von Seiten des Papstes und eben so viele Bischöfe und Fürsten von Seiten des Königs beschworen den Vertrag und dann kehrte Paschalis frei nach Rom zurück.

Am folgenden Tage zog der König Heinrich mit seinem Gefolge aus seinem Lager nach Rom in die Vatikanskirche; aber die Thüren derselben wurden gesperrt, damit nicht ein Unberufener eindringe und die Feier störe. Also krönte und weihte ihn der Papst zum Kaiser. Darauf ward das Evangelium verlesen und nach demselben übergab der Papst dem Kaiser vor dem Altare der Apostel Peter und Paul die Urkunde, in welcher dem Kaiser die Belehnung der Bischöfe und Aebte zugestanden wurde, sowohl mit dem Ringe als mit dem Stabe, so jedoch, daß diese Bischöfe ohne Simonie und Gewaltthätigkeit, den Gesetzen der Kirche gemäß, frei gewählt seien. Denn erst nach der Investitur sollten die Bischöfe und Aebte die kirchliche Weihe von einem Bischofe empfangen. Wer aber diesen Bestimmungen sich nicht fügen wolle, solle mit dem Banne belegt werden. Als der Papst den Friedensvertrag solchen Inhalts verlesen hatte, redete er den neuen Kaiser folgendermaßen an: „Sieh, hier ist der Leib des Herrn, der geboren ist von der Jungfrau Maria und für uns gelitten hat am Kreuze, wie es die heilige apostolische Kirche glaubt; ihn reiche ich dir zur Bekräftigung des

Friedens zwischen mir und dir." Mit diesen Worten reichte Paschalis dem neuen Kaiser das Abendmahl, Heinrich nahm es und aß es und also ward der Friede geschloßen.

Alsdann beschenkte der Kaiser den Papst und brach auf, um in die Heimat zurückzukehren. Unterwegs besuchte Heinrich V. die Markgräfin Mathilde, die sich auf dem Schloße Bianello nicht weit von Reggio befand. Sie war eine sehr unterrichtete Frau und verstand außer ihrer italischen Muttersprache auch die deutsche zu reden. Heinrich ward sehr von ihr erfreut und setzte sie um ihrer Klugheit willen zu seiner Statthalterin der Lombardei ein. Als er im Sommer in Deutschland ankam, berief er sogleich einige Bischöfe und Aebte und insbesondere die, welche dem Papste Paschalis zu Rom bezeugt hatten, daß der alte Kaiser Heinrich IV. vor seinem Tode noch Reue bezeugt hatte, hin nach Speier, wo die Leiche seines Vaters noch unbegraben in einer ungeweihten Kapelle stand. Als alle diese Geistliche und auch andere Große erschienen, ward die Leiche des alten Kaisers mit aller erdenklichen Pracht in die Kaisergruft zu seinen Vätern beigesetzt. Dann lobte der Kaiser Heinrich V. die Bürger dieser Stadt, daß sie seinem Vater treu gewesen seien in Noth und Gefahr, und zur Belohnung befreite er sie von dem, wie er selber sagte, abscheulichen und schändlichen Gesetze des Budtheils oder Besthaupts. Das war ein Gesetz, welches mit größeren oder geringeren Aenderungen in den meisten der Städte galt, die sich nach und nach um einen Bischofssitz und seine Domkirche herum angebaut hatten, nämlich daß die ehemals völlig unfreien Bürger zum Zeichen dieser Unfreiheit gehalten waren, bei ihrem Absterben das beste Stück ihrer Habe nicht ihrer Familie, sondern dem Bischof zu vererben. Das nannte man Budtheil. Dann heißt es weiter in dieser wichtigen folgenreichen Urkunde Heinrichs V.: „Eben so untersagen wir hiermit, daß Niemand, sei er hohen oder niederen

Standes, weder Vogt noch Erbherr, sich unterfange von dem Hausrathe eines Sterbenden irgend Etwas an sich zu nehmen, vielmehr daß alle Einwohner freie Gewalt haben sollen über ihr Eigenthum und dasselbe vermachen können ihren Leibeserben, oder der Kirche um ihrer Seligkeit willen, oder wem sie sonst wollen. Und zwar verfügen und bestätigen wir dieß in Gegenwart des Bischofes Bruno von Speier, der an unserer Seite am Schreibtische gestanden; jedoch unter der Bedingung, daß alle Einwohner bei den jährlichen Gedächtnistagen unseres seligen Vaters, so wie den zu dessen Heil gelesenen Messen und Vigilien, mit Lichtern in den Händen erscheinen und von jedem Hause an solchem Tage ein Brot zum Almosen für die Armen gegeben werde." Diesen Brief gab der Kaiser der Stadt Speier zum Besten der hörigen Einwohner; aber außer diesem gab er ihr noch einen in Bezug auf die gemeinen Stadt- und Bürgerrechte überhaupt und darin hieß es: „Kraft unserer kaiserlichen Würde, auf Beirath unserer Fürsten wollen wir, daß die Stadt Speier frei sein soll von allen Zöllen, welche die Bürger derselben bisher zu geben gehalten waren, namentlich entheben wir sie des Bannpfennigs und des Schatzpfennigs so wie auch des Pfeffers, der von ihren Schiffen entnommen wurde." Damals wurde nämlich statt baaren Geldes Pfeffer als Zoll gegeben und galt als sehr kostbar.

Durch jene Befreiung vom Budtheil, welche der Kaiser in eine messingene Tafel eingegraben in die Domkirche zu Speier einmauern ließ, durch die anderen Verfügungen zu Gunsten der Städte und der Bürger, so wie überhaupt durch sein ganzes Auftreten, bewies der junge Kaiser, daß er in allen Dingen mit Festigkeit in die Fußstapfen seines Vaters treten wollte: indem er sein königliches Recht über weltliche Güter im Reiche behauptete gegen den Papst, indem er seine königliche Macht über die Fürsten und Großen geltend machte und sie zwang ihm gehor-

sam zu sein, indem er endlich erkannte, daß die Kräftigung der Städte und ihrer Bürger das sicherste Mittel sei zur Kräftigung der königlichen Macht.

Damals stand der Kaiser Heinrich V. auf der Höhe seines Glückes, die Fürsten hatten ihm ihre Unterthänigkeit bewiesen, da sie mit so zahlreichem Gefolge seinen Krönungszug nach Rom mitgemacht hatten, und in dem Kampfe mit dem Papste hatte er gesiegt. Allein dort zuerst, in Italien, erhoben sich neue Stürme gegen ihn; denn viele Bischöfe murrten nun, daß der Papst jemals in einen solchen Frieden habe willigen und das Recht der Investitur dem Könige zugestehen mögen. So häufig wurden ihre Klagen, daß Paschalis zuletzt selber meinte, er habe ein schweres Unrecht begangen, und sich bei ihnen entschuldigte mit der Noth, da er gefürchtet hätte für das Leben der Gefangenen. Aber man ließ ihm das nicht gelten. Mehr und mehr nannten die Bischöfe den Kaiser Heinrich einen Verwüster und Zerstörer der heiligen römischen Kirche und deshalb berief der Papst 1112 eine Kirchenversammlung nach Rom in den Lateranpalast, wo sich hundertfünfundzwanzig Bischöfe einfanden. Alle tadelten hier den Papst und drängten ihn so, daß er zuletzt vor ihnen Allen sein Glaubensbekenntnis ablegen muste, ob er auch wirklich ein rechtgläubiger Papst sei. Dieses Bekenntnis lautete also: „Ich glaube an die ganze heilige Schrift alten und neuen Testamentes, an das Gesetz, das von Moses und den Profeten geschrieben ist; ich glaube an die vier Evangelien; ich glaube an die sieben kanonischen Briefe des heiligen Apostels Paulus; ich glaube an die heiligen Vorschriften der Apostel; ich glaube an die vier allgemeinen Concilien, wie an die vier Evangelien; ich glaube an die Dekrete der heiligen Päpste und insbesondere an die Dekrete Gregors VII. und Urbans II. Was sie gelobt haben, das lobe ich auch; was sie festgehalten haben, das halte ich auch fest; was sie bestätigt haben, das bestätige

ich auch; was sie verdammt haben, das verdamme ich auch; was sie verboten haben, das verbiete ich auch in allen Dingen und werde immer dabei beharren." Als der Papst dieß Glaubensbekenntnis abgelegt hatte, erhob sich der Bischof Gerhard von Angoulême und las den versammelten Bischöfen mit Beistimmung des Papstes eine Schrift mit folgenden Worten vor: „Jenes Vorrecht, in Wahrheit nicht ein Vorrecht, sondern ein Unrecht, welches dem Papste um der Freilaßung der Gefangenen willen vom Könige Heinrich V. gewaltsam abgedrungen ist, verdammen wir sämmtliche Bischöfe, die wir auf diesem heiligen Concil versammelt sind, kraft des Ansehens der Kirche und nach dem Urtheile des heiligen Geistes und halten es für ganz und durchaus ungültig und verfluchen es. Das thun wir aber deshalb, weil es in diesem sogenannten Vorrechte heißt, daß der zum Bischof oder Abte Erwählte von Niemandem solle geweiht werden, bis er zuvor vom Könige belehnt worden sei. Denn Solches ist wider den heiligen Geist und die Verordnungen der Kirche." Als dieß gelesen war, riefen alle Versammelte: Amen, Amen! und zwölf Erzbischöfe, hundertundvierzehn Bischöfe und fünfzehn Kardinäle, jedoch fast alle aus Italien, unterzeichneten diese Schrift.

Wir aber sehen und lernen daraus, daß die Macht der damaligen Kirche nicht wohnte in dem einzelnen Papste, sondern in der ganzen Gliederung derselben und der großen Mehrheit der Bischöfe; daß der Papst nur das aussprach, was die Mehrheit wollte, und wenn er selber anderer Meinung war, seine Untergebenen nicht nach seinem Willen zwang, sondern sich fügen muste nach dem ihrigen.

Viele der Bischöfe auch wünschten, daß Heinrich V. in den Bann gethan würde; aber der Papst hatte ihm sein Versprechen gegeben und wollte dieß nicht brechen. In diesem Zwiespalt mit sich selber, trat er mitten unter die Bischöfe, warf

seine Mitra und seinen päpstlichen Mantel dahin und sprach: „ich will meiner päpstlichen Würde entsagen; möge die Kirche ohne mich anordnen was sie wolle"; aber Alle riefen ihm zu, er möge seinen Mantel wieder aufnehmen; denn Solches solle nicht geschehen. Da fanden die Eifrigen ein anderes Mittel; denn einige Monate nachher versammelten sich viele Bischöfe bei dem Erzbischofe Guido von Vienne in Frankreich und diese nannten den deutschen Kaiser einen Tyrannen der Kirche und schleuderten gegen ihn den Bannfluch. Es kam nun darauf an, ob sie die Anerkennung dieses Bannes in Deutschland durchsetzen konnten.

## 4. Die Feindseligkeiten gegen Kaiser Heinrich V. in Deutschland.

Der Kanzler Adalbert, welcher in Rom dem Kaiser den Rath zur Gefangennahme des Papstes gegeben hatte, war der innigste Vertraute Heinrichs in allen Dingen und der Kaiser gedachte ihn für seine vielen Dienste zu belohnen. Damals starb der Erzbischof von Mainz, dessen Würde nach der königlichen die erste und wichtigste im deutschen Reiche war, und zu dieser Würde erhob der Kaiser seinen treuen Adalbert. Als nun dieser die höchste Stufe der Ehren erstiegen hatte, welche Heinrich ihm zuwenden konnte, wandte er sich von diesem ab und dem Papste zu. Darüber ergrimmte Heinrich auf das heftigste und schalt in bittern Worten die Undankbarkeit eines Mannes, den er aus niedrigem Stande zu hoher Würde emporgehoben, und dachte nicht daran, welche Schuld er selber auf sich geladen hatte gegen seinen Vater. Er ließ Adalbert ins Gefängnis werfen und behandelte ihn hart, er ließ ihn Hunger und Durst leiden und erbitterte ihn dadurch nur noch mehr und eben so machte er sich auch die andern Großen des Reiches nur noch mehr feind, weil er gegen einen aus ihrer Mitte ohne vorher-

gegangene Untersuchung und ohne Urtheil auf solche Weise verfuhr.

Es kamen andere Feinde hinzu. Im Jahre 1112 starb von den Großen Ulrich von Weimar, dessen Besitzungen alsbald der Pfalzgraf Siegfried nach dem Erbrechte in Anspruch nahm; aber der Kaiser sagte, sie wären dem Reiche anheimgefallen und nahm sie ihm weg. Darüber beklagte sich Siegfried bitter bei allen Großen des sächsischen Landes und brachte den Herzog Lothar von Supplinburg, dem Heinrich V. selber nach dem söhnelosen Absterben des Herzogs Magnus früher das Herzogthum Sachsen gegeben hatte, und viele Andere auf seine Seite. Unter diesen ragten besonders hervor der Bischof Reinhard von Halberstadt durch seine Thätigkeit gegen den Kaiser und die Wittwe Gertrud, welcher die braunschweigischen Lande gehörten, durch ihre Macht. Als der Kaiser diese feindselige Stimmung merkte, zog er ohne Scheu ins Sachsenland hinein und feierte das Weihnachtsfest zu Erfurt. Zur Weihnachtszeit aber kamen nach alter Sitte die Großen des deutschen Reiches zu Hofe, insbesondere die desjenigen Landes, in welchem gerade das königliche Hoflager war. An dem Ausbleiben der sächsischen Großen erkannte der Kaiser, wie weit es schon mit ihrer Feindschaft gekommen war, und begann sogleich noch während des Festes das sächsische Land zu plündern und zu verheeren. Er zog weiter hinein bis nach Halberstadt und nahm die feste Horneburg ein, auch Halberstadt muste sich ihm ergeben und aus Furcht, daß der Bischof sie stärker befestigen und eine Besatzung hineinlegen möchte, zerbrach er ihre Mauern und zündete die Häuser an. Dann zog Heinrich von da und überließ die Führung des Krieges dem Grafen Hoyer von Mansfeld, welcher die verbündeten sächsischen Großen im Anfange des folgenden Jahres 1113 bei Warenstadt gänzlich besiegte und den Pfalzgrafen Siegfried, den Urheber der Empörung, auf

den Tod verwundete. Da unterwarfen sich die Andern, nur nicht Herzog Lothar von Sachsen, dessen Macht noch ungebrochen war. Zur selben Zeit hatte der Kaiser in Burgund den Grafen Reinold unterworfen, der in jugendlichem Uebermuth den Bischof von Verdun bedrohte und diesem seine Stadt entreißen wollte. Aber der Kaiser Heinrich V. nahm ihn gefangen.

Als es nun dem Kaiser also gelang, alle Verschwörungen und allen Aufruhr der Großen des Reiches zu bändigen, beschloß er, ihnen seinen Macht in ihrem vollen Glanze zu zeigen und berief zur Feier seiner Hochzeit mit der englischen Königstochter Mathilde auf den Anfang des Jahres 1114 eine Reichsversammlung nach Mainz. Keinem der Großen des Reiches gestattete er von dort wegzubleiben und, so viel sie innerlich auch murren mochten, sie folgten dem Befehle des Königs. Während der Hochzeitsfeier erschien auch Lothar von Sachsen, der bis dahin dem Kaiser sich noch nicht unterworfen hatte, barfuß im langen wollenen Gewande, warf sich zu den Füßen des Kaisers nieder und bat um Vergebung seiner Schuld. Da fühlten Alle, daß unter einem solchen Kaiser seine Macht und die Einheit des deutschen Reiches nicht mehr ein bloßer Name sei; denn demüthig hatten sich ihm damals alle weltlichen Großen unterworfen.

Allein in den Herzen der Menschen nagte der Argwohn. Noch während des Festes ließ der Kaiser den Grafen Ludwig von Thüringen ergreifen und festnehmen. Da murrten die Großen, sie erinnerten sich daran, wie sie vor erst wenigen Jahren dem jungen Könige bereitwillig die Hand geboten hatten gegen seinen Vater, weil dieser immer danach strebte die königliche Macht zu kräftigen gegen die der einzelnen Großen. Damals hatte der junge König selber ihnen gesagt, daß das Wohl und Gedeihen der Fürsten wichtiger sei für das Reich als die Erhaltung und Kräftigung der königlichen Würde. Nun aber,

nachdem er mit ihrer Hülfe seinen Zweck gegen seinen Vater erreicht, nachdem sie ihm sogar behülflich gewesen gegen den Papst: nun hatte dieser junge König ganz dasselbe Bestreben verfolgt, wie einst sein Vater, aber mit mehr Kraft, mit mehr Folgerichtigkeit und es war ihm Alles gelungen und Keiner wagte mehr sich ihm zu widersetzen, als mit der äußersten Gefahr seines Lebens und seiner Würde. Also dachten die deutschen Großen und hofften im Stillen, es würden doch noch wohl einmal auch für sie beßere Tage kommen. Erbittert zogen sie fort von Mainz in ihre Heimat.

Kurze Zeit hernach beschloß Heinrich einen Zug gegen die Friesen zu unternehmen, welche unter allen Stämmen des deutschen Reiches am wenigsten mit dem Reichsoberhaupte in Verbindung standen. Der Kaiser Heinrich IV. hatte im Jahre 1101 den Herzog Heinrich den Dicken mit Friesland belehnt; aber als dieser das Land in Besitz nehmen wollte, hatten die Friesen ihn mit seinen Reitern im schlammigen Boden ihrer Marsch überrascht und erschlagen. Heinrich V. wollte nun die Friesen sich völlig unterwerfen und forderte darum Schiffe von der Stadt Köln, weil in dem wasserreichen Lande der Friesen ohne Schiffe ein Heer sich nicht bewegen konnte. Die Kölner aber hatten dem Kaiser Heinrich V. noch lange nicht vergeßen, wie er einst in dem Kriege gegen seinen Vater sie belagert und wie sie ihm nachher sechstausend Mark Silbers zur Buße hatten bezahlen müßen, und darum weigerten sie dem Kaiser die Schiffe. Darüber erzürnt zog der Kaiser gegen die Stadt selber; aber die im Herzen widerspenstigen Großen benützten den Anlaß und als der Kaiser herankam, fand er, daß mit den Bürgern von Köln auch ihr Erzbischof Friedrich, der Herzog Gottfried von Löven, Heinrich, der ehemalige Herzog von Lothringen, und der Graf Friedrich von Arnsberg zusammenhielten. Das war die Vergeltung für seine Thaten gegen seinen Vater und gegen

Köln, daß die Bürger, welche immer die treuesten Verbündeten der königlichen Macht gegen die Großen des Reiches gewesen waren, nun mit den Großen zusammenhielten gegen den Kaiser. Also überwog die Begierde der Rache in den Kölnern ihre sonst bewiesene Klugheit. Da umlagerte der Kaiser die Stadt; aber er konnte sie auch dieß Mal nicht gewinnen; denn ihre Mauern waren zu fest und die kölnischen Bogenschützen trafen mit unglückbringender Sicherheit stets ihr Ziel. Als der Kaiser sich endlich von der Fruchtlosigkeit der Belagerung überzeugen muste, verwüstete er Alles rings umher und zog dann im Herbste desselben Jahres 1114 gegen das Land des Grafen von Arnsberg. Auch dieses ward ganz verheert; dann brach der Winter herein und der Kaiser begab sich nach Goslar, um dort das Weihnachtsfest zu feiern.

Aber es entgieng ihm nicht, wie die Gemüther der sächsischen Großen immer feindseliger gegen ihn wurden, und deshalb entbot er sie ausdrücklich auf das Weihnachtsfest zu seinem Hoflager in Goslar, insbesondere den Bischof Reinhard von Halberstadt, den Herzog Lothar von Sachsen, den Pfalzgrafen Friedrich und den Markgrafen Rudolf. Keiner von Allen gehorchte dem Gebote, sondern sie lagen in der Burg Walbeck und befestigten sich da. In seinem Zorne über diese Widersetzlichkeit nahm der Kaiser Braunschweig ein, zerstörte Halberstadt aufs neue und belagerte die Burg Orlamünde. Während aber dieses geschah, mehrte sich die Anzahl seiner Feinde durch die Ankunft des Grafen Friedrich von Arnsberg und seines Bruders Heinrich, ferner des ehemaligen lothringer Herzogs Heinrich von Limburg, Hermann von Cavelage und vieler Anderer. Diese Alle mit dem Herzog Lothar von Sachsen schickten dem Kaiser im Anfang des Jahres 1115 ihre Boten und ließen ihm sagen, daß sie nicht zusammengekommen wären, um aus Verwegenheit gegen ihren Herrn zu kämpfen, sondern um sich gegen

ungerechte Angriffe zu vertheidigen; denn die Ehrfurcht vor dem Oberhaupte des deutschen Reiches war in ihnen noch so groß, daß sie eine offene Erklärung nicht wagten.

Die Heere rückten einander näher und standen sich bald gegenüber in der Gegend von Eisleben; aber noch vermied man ein Treffen. Im kaiserlichen Heere war einer der Hauptanführer Hoyer von Mansfeld, ein sächsischer Großer, dem seine Landsleute es bitter verargten, daß er mit dem Kaiser gegen sie zog, während die Andern ihn lobten, daß er zur Kräftigung der königlichen Macht auch den Kampf gegen seine Stammesgenoßen nicht scheute. Er war einer der hauptsächlichsten Rathgeber des Kaisers in diesem Kriege und dazu wirkte vor allen Dingen das Versprechen des Kaisers mit, ihm nach dem Siege über die sächsischen Großen viele Güter derselben, vielleicht das Herzogthum Lothars selber, zu übergeben. Darum auch stand ihm eine Verzögerung der Entscheidung nicht an, er sammelte um sich eine Anzahl Jünglinge, die von gleicher Streitlust beseelt waren, wie er, und alsbald begann er den Kampf. Als aber erst Einige im Gefechte waren, hielten auch die Andern sich nicht länger und es entbrannte die entsetzliche Schlacht am Welfesholze. Wiederum kämpften da, wie so oft, Deutsche gegen Deutsche; aber nicht bloß der Kampf war traurig, sondern noch mehr der Sieg; denn die königliche Macht unterlag derjenigen der Großen und von da an schwoll die Macht und die Anmaßung derselben. Die Erblichkeit der Reichslehen ward durch diesen Kampf mächtig gefördert, das Ansehen des Reichsoberhauptes ward geschwächt und immer schwerer ward es, die Fürstenmacht völlig zu beugen unter die königliche.

Hoyer von Mansfeld selber und mit ihm viele Andere des königlichen Heeres fielen. Auch der Verlust der Sachsen war nicht gering; aber der Bischof Reinhard von Halberstadt gieng zu den Verwundeten und Sterbenden und tröstete sie mit der

Botschaft des Sieges. Denen aber, welche auf der Seite des Kaisers gefallen waren, versagte er die Ehre des gemeinschaftlichen christlichen Begräbnisses mit den Andern, weil sie gefochten hätten zum Schutze eines Gebannten. Zur Erinnerung an diese Schlacht erbauten die Sachsen auf dem Schlachtfelde eine Kapelle und stellten dahinein die Bildsäule eines voll ausgerüsteten Mannes mit eisernem Helme. Dieses Bild nannten die umwohnenden Bauern in der Folge Tyodut und verehrten ihn als den Heiligen, durch dessen Hülfe die Sachsen in jenem Treffen gesiegt hätten. Mit schmerzlichen Gefühlen im Herzen floh der Kaiser dem Rheine zu; aber nun erst recht erstanden seine Feinde. Denn alle sächsische Große, die bis dahin noch geschwankt hatten, erklärten sich gegen ihn und mit ihnen viele andere Fürsten des Reiches. Zugleich auch richtete die päpstliche Partei neu das Haupt empor. Zwar hatte der Papst Paschalis dem Buchstaben seines Eides getreu den Kaiser selber nicht gebannt; aber dafür hatten es mehre Kardinäle und Erzbischöfe schon im vorigen Jahre gethan und nach der Schlacht am Welfesholze erneuerten sie den Fluch. Der Kardinal Dieterich kam auch ins Sachsenland und verkündigte dort aller Orten, der Kaiser sei gebannt. Nach allen Seiten breitete sich die Macht des Herzogs Lothar aus, der an den Spitze der Verbündeten stand, er nahm eine kaiserliche Burg nach der andern, unter ihnen die wichtigen Städte Dortmund und Münster. In solcher Noth schickte der Kaiser ihnen den Bischof Hartwig von Regensburg und den Grafen Dietrich von Are und ließ sagen, daß er bereit sei, alle Angelegenheiten des Reiches zu entscheiden nach dem Rathe der Fürsten und daß er sie deshalb auf den 1. November nach Mainz berufe, um dort mit ihnen Alles zu verhandeln.

Am festgesetzten Tage saß der Kaiser mit einigen wenigen Getreuen in seiner Pfalz zu Mainz und wartete der Fürsten des Reiches; aber es war vergebens; denn sie kamen nicht. Also

war das Reich nach langer Ruhe wiederum zerrißen und zerspalten. Ja auch nicht einmal die Bürger der Städte waren dem Kaiser getreu; denn die Mainzer zürnten ihm wegen mancher Eigenwilligkeit und insbesondere, weil er noch immer den Erzbischof Adalbert, seinen früheren Kanzler, in harter Gefangenschaft hielt. Darum stürmten sie gewaffnet und gepanzert gegen die königliche Pfalz, sie drangen in den Vorhof derselben und stellten sich da in Reihen auf, ihr Geschrei drang drohend in die Pfalz und in die Ohren des Kaisers. Sie forderten die Freilaßung des Erzbischofes Adalbert und Heinrich vermochte nicht ihrer Forderung zu widerstehen; sondern versprach sie ihnen. Im zornigen Unmuth aber zog er aus Mainz und entließ dann nach einigen Tagen den Erzbischof seiner Haft. Das bleiche und abgemagerte Aussehen des ersten geistlichen Fürsten des Reiches verkündete, was er gelitten hatte. Als er nun zuerst aussprach, daß er sich in allen Dingen dem päpstlichen Stuhle unterwerfe, und die Sendung des Kardinals Dieterich für vollberechtigt anerkannte, da muste Jeder wohl einsehen, daß der kaiserlichen Macht ein neuer furchtbarer Feind in ihm erstanden sei. Adalbert berief sogleich die Bischöfe des Reiches nach Köln, denn dort wollte ihm, der die bischöfliche Weihe noch nicht empfangen hatte, der Kardinal Dieterich sie ertheilen. Alle zogen auf Weihnachten 1115 dahin, der Kaiser aber begab sich niedergebeugt nach Speier, wo nur wenige Bischöfe und weltliche Große sich einfanden, um dort mit ihm das Weihnachtsfest zu begehen. Er schickte aber seinen getreuen Bischof Erlong von Würzburg nach Köln, damit dieser vor den dort versammelten geistlichen und weltlichen Großen seine Sache vertheidige.

Denn auch die weltlichen Großen zogen dahin, um durch die That zu zeigen, daß sie den Bannfluch anerkannten, der auf dem Haupte des Kaisers lastete. Erlong erhob vergebens seine Stimme für den Kaiser und zuletzt kam es auch mit ihm dahin,

daß er den Bannfluch für verdient erkannte. Mit solcher Antwort kehrte er zurück nach Speier und beßer als durch irgend eine Schrift ward dem Kaiser das in Köln Geschehene verkündet durch die Weigerung des Bischofs, vor dem Kaiser als vor einem Gebannten Messe zu lesen. Darüber gerieth der Kaiser in solchen Zorn, daß er den Bischof mit dem Tode bedrohte, wenn er nicht sofort die Messe läse. Seufzend gab Erlong nach und that nach Heinrichs Willen; aber dann floh er hinweg und ließ sich vor dem Kaiser nicht wieder sehen. Darum nahm ihm der Kaiser das Herzogthum in Ostfranken, welches nach alter Sitte der deutschen Könige dem Bischof von Würzburg zu Lehen gegeben ward und diesen Bischof zum mächtigsten im ganzen deutschen Reiche machte, selbst die drei rheinischen Erzbischöfe nicht ausgenommen. Heinrich V. verlieh dieß Herzogthum Ostfranken seinem Schwestersohne Konrad von Hohenstaufen, dessen Bruder Friedrich von Hohenstaufen das Herzogthum Schwaben besaß. Heinrich IV. hatte dieß dem Vater der beiden Jünglinge zugleich mit seiner Tochter gegeben und dadurch die Macht dieses wachsenden Geschlechtes begründet, das nun im Besitze zweier Herzogthümer war: Schwaben und Ostfranken.

### 5. Der zweite Zug des Kaisers Heinrich V. nach Italien. 1116.

Als der Kaiser im Vertrauen auf die Treue seiner Neffen, der hohenstaufischen Brüder Friedrich und Konrad, durch die Verleihung des Herzogthums Ostfranken an den Letzteren der beiden seinen Feinden in Deutschland einen mächtigen Damm entgegengestellt hatte, beschloß er nach Italien zu ziehen und dort durch die reichen Güter der Markgräfin Mathilde seine Macht zu kräftigen; denn während aller dieser Kämpfe war diese kluge thätige Frau im sechszigsten Lebensjahre gestorben. Es

war kein Zweifel, daß dem Kaiser das Recht zustand, die Güter, welche die kinderlos gestorbene Mathilde vom Reiche zu Lehen trug, nun wieder für das Reich in Anspruch zu nehmen; aber ein anderes war es mit ihrem erblichen Eigenthume, welches sie dem päpstlichen Stuhle zu eigen vermacht hatte. Unter den Lehnsleuten der Markgräfin hatte der Kaiser einen großen Anhang und von diesem ward er eingeladen über die Alpen zu kommen und das ganze Erbe in Besitz zu nehmen. Dem widersprach der Papst und verlangte es für sich; aber Heinrich erwiederte ihm, daß im langen Lauf der Jahre Feod und Allod (Lehen und Eigenthum) sich so untereinander gemischt hätte, daß man es nicht scharf mehr unterscheiden könnte. Da er nun auch ein Verwandter der Markgräfin Mathilde sei, so komme ihm ihr Erbe eher zu als der Kirche. Die Hauptsache aber war, daß er die Besitzthümer sogleich mit starker Hand besetzte; denn da konnte Niemand so leicht es wagen, ihn daraus zu vertreiben. Zugleich war auch die Macht des Kaisers in Oberitalien neu gekräftigt; denn die damals so mächtig heranblühenden Städte erkannten ihn als ihren Oberherrn und unter ihnen war vor allen ihm getreu das seemächtige Venedig.

Bei solcher schwierigen Lage der Dinge berief der Papst am Ende des März eine Kirchenversammlung nach Rom in den Lateranpalast. Einige Tage hindurch verhandelte man da über die Angelegenheiten italischer Bischöfe; am vierten Tage aber, als wieder eine solche Erörterung beginnen sollte, erhob sich einer der Bischöfe mitten aus der Versammlung und sprach: „es ziemt sich wohl, unseren Vater, den Papst, daran zu erinnern, um welcher Ursachen willen die Menge der Bischöfe und Aebte dieses allgemeinen Concils so manche Gefahren zu Waßer und zu Lande erduldet und auf seine Ladung hier zusammengekommen ist. Es sollte hier von geistlichen Dingen die Rede sein und statt dessen kehren wir die Ordnung um und handeln

zuerst von weltlichen Dingen. Zuerst, scheint mir, müße der Gegenstand erledigt werden, der uns hauptsächlich hier zusammengeführt hat, damit wir Alle genau erkennen, wie die Meinung unseres apostolischen Vaters ist und was wir nach der Heimkehr in unseren Kirchen zu predigen haben." Auf diese Mahnung begann der Papst Paschalis über die Ursache des Concils und seine Meinung also zu reden: „Nachdem der Herr an mir gethan, wie es ihm gefiel und mich und das römische Volk in die Hände des Königs übergeben hatte, sah ich tagtäglich Raub und Mord und Brand und Ehebruch verüben. Dieses und alles andere Leid wünschte ich abzuwenden von der Kirche und dem Volke Gottes und darum habe ich, was ich gethan habe, für die Befreiung des Volkes Gottes gethan. Ich habe aber gehandelt wie ein Mensch; denn ich bin Staub und Asche. Ich bekenne, daß ich übel gehandelt habe; aber ich flehe euch Alle an, bittet den Herrn für mich, daß er mir verzeihe. Jene unglückselige Schrift, welche damals in meinem Zelte verfaßt wurde, welche man um ihres Unrechts willen nicht einen Rechtsbrief, sondern einen Schlechtbrief genannt hat, verdamme ich mit ewigem Fluche, daß ihrer niemals mehr im Guten gedacht werde. Also thue ich und bitte euch Alle, daß ihr auch also thuet wie ich." Da riefen Alle: „Also soll es geschehen!"

Dann aber begann ein anderer Bischof also: „wir danken dem allmächtigen Gott, die wir den apostolischen Vater Paschalis, der hier unserer Versammlung vorsitzt, hier vernommen haben, wie er mit eigenem Munde jenen sogenannten Rechtsbrief verdammte, der nur Schlechtigkeit und Ketzerei enthält." Ein Anderer aber warf hierauf spöttisch ein: „wenn jener Brief Ketzerei enthält, so ist der Urheber desselben ein Ketzer." Der Kardinal Johannes aber, Bischof von Gaeta, erwiederte dem ersten Bischof darauf zürnend also: „Du wagst es hier in unserer Versammlung, vor unseren Ohren den römi=

schen Papst einen Ketzer zu nennen? Jene Schrift, welche der Papst gemacht hat, war zwar schlecht; aber sie war darum noch nicht Ketzerei.“ Und ein Anderer fügte hinzu: „sie darf nicht einmal schlecht genannt werden; denn wenn die Befreiung des Volkes Gottes ein gutes Werk ist, so hat der Papst ein gutes Werk gethan. Das Volk Gottes zu befreien ist aber wirklich und wahrhaftig ein gutes Werk; denn das Evangelium gebeut uns, daß wir unsere Seelen laßen sollen für unsere Brüder.“ Als aber der Papst den Namen Ketzerei hörte, ertrug seine Geduld es nicht mehr, er erhob sich, winkte mit der Hand Schweigen und brachte das Geschrei und Murren der Andersdenkenden durch diese Worte zur Ruhe: „Meine Brüder und Herren, vernehmt, was ich sage. Die Kirche hat niemals eine Ketzerei in sich gehegt, sie hat vielmehr alle Ketzereien zermalmt. Die Arianische Ketzerei hat dreihundert Jahre bestanden; aber die Kirche hat sie verachtet, und eben so ist es ergangen mit der Sabellianischen und Eutychianischen Ketzerei und allen anderen. Für diese seine Kirche hat der Sohn Gottes in seinen Leiden gebetet, als er sprach: Ich aber habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht aufhöre.“

Am folgenden Tage lenkte nun der Papst die Aufmerksamkeit Aller auf die allgemeinen Angelegenheiten der Kirche. Da erhoben sich der Bischof Johannes von Gaeta, Petrus Leo und einige Andere, die es mit dem Kaiser hielten, gegen den Kardinal Cuno von Präneste wegen des Bannes, den er über den Kaiser ausgesprochen hätte; aber der Papst suchte dieser Erörterung auszuweichen und als es ihm endlich gelang, das Murren und die Gegenreden hüben und drüben zu besänftigen, sprach er also: „die erste Kirche zur Zeit der Märtyrer blühte bei Gott und nicht bei den Menschen. Hernach aber bekehrten sich zum Glauben auch die Könige und Kaiser. Diese Fürsten beschenkten die Kirche, ihre Mutter, wie gute Söhne zu thun

pflegen, mit Landgütern, mit Städten und anderem Eigenthum, mit weltlichen Ehren und Würden. Da blühte die Kirche nicht bloß bei Gott, sondern auch bei den Menschen. So möge denn die Mutter behalten, was die Könige und Fürsten ihr gegeben haben, möge sie es behalten und nach bestem Wißen und Willen ihren Söhnen wieder austheilen!" Also sprach der Papst, als wollte er versöhnen und vermitteln; aber dann, um seinen Rechtsbrief über die Investitur an Heinrich V. gänzlich vergeßen zu machen, erneuerte er den Ausspruch Gregors VII. und belegte jeden Bischof, der die Investitur mit geistlichen Gütern aus der Hand eines Laien annehmen würde, mit dem Bannfluche, den Nehmer wie den Geber.

Der Kardinal Cuno von Präneste war mit diesem Allen noch nicht zufrieden, sondern er wollte auch die Anerkennung des Bannes, welchen er selber über den Kaiser Heinrich V. ausgesprochen hatte, und deshalb wandte er sich an den Papst mit folgenden Worten: „Vater und Herr, wenn ich in Wahrheit dein Legat gewesen bin, wenn du beschließest, daß Alles, was ich als solcher gethan habe, auch bei dir gültig sein soll: so sprich es vor den Ohren dieser ganzen Versammlung aus mit deinem eigenen Munde und bekräftige meinen Auftrag durch dein Ansehen, damit Alle wißen, daß du mich gesandt hattest." Darauf erwiederte sogleich der Papst Paschalis: „du bist gewis und wahrhaftig mein Legat gewesen und was auch immer du oder die andern Bischöfe und Kardinäle, die Gesandten Gottes und des apostolischen Stuhles, im Auftrage und mit dem Ansehen dieses apostolischen Stuhles gethan haben, das bestätige ich und ich setze fest was sie festgesetzt haben und verdamme was sie verdammt haben." Darauf fiel sogleich wieder der Kardinal Cuno von Präneste ein und sagte: „Als ich auf meiner Reise nach Jerusalem als Legat des apostolischen Stuhles vernahm, daß der König Heinrich nach gegebenen Geiseln,

nach geleisteten Eiden und dem Kusse des Friedens dennoch es gewagt habe, den heiligen Vater in der Kirche selber gefangen zu nehmen und ihn unwürdig zu behandeln, daß er ferner viele Kardinäle der römischen Kirche mit sich geschleppt, die Bürger Roms aber in großer Anzahl hingemordet habe: da habe ich um dieser Ursache willen auf den Rath der Kirche in Jerusalem den Bannfluch geschleudert gegen diesen König und dieser Bannfluch ist verkündet worden in Griechenland, Ungarn, Sachsen, Lothringen und Frankreich und auf fünf Kirchenversammlungen. Darum bitte ich, daß der heilige Vater, wie er zuvor hier meine Sendung im Namen der Kirche bestätigt hat, nun auch meinen Bannfluch gegen den König Heinrich bestätige."

Dasselbe baten andere Legaten und besonders der Brief des Erzbischofs Guido von Vienne in Burgund, das auch dem deutschen Reiche damals unterworfen war. Die Mehrzahl der versammelten Bischöfe war für die Bestätigung des Bannes, die Minderzahl aber wagte nur zu murren und der Papst Paschalis erhob keinen Widerspruch. Also ward wiederum der Bann verkündigt. Aber Heinrich schickte einen Boten nach dem andern und beklagte sich bitter über die Wortbrüchigkeit des Papstes, der doch geschworen hätte ihn niemals bannen zu wollen. Dagegen erwiederte der Papst, er selber habe ihn nicht gebannt, sondern hervorragende Glieder der Kirche, und es stehe nicht in seiner Macht, den von diesen ausgesprochenen Bann wieder aufzuheben; denn Solches komme nur einer allgemeinen Kirchenversammlung zu. Dazu sei er auch schon aufgefordert und besonders von Adalbert dem Erzbischofe von Mainz und wolle sie berufen.

Der Kaiser rückte weiter vor nach Rom und der Papst floh von dort über das Kloster Monte Cassino nach Capua und Benevent. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, wie viel günstiger der Adel und das Volk von Rom gegen den Kaiser

als gegen ihn gestimmt war; denn das Volk von Rom schrieb die Fortdauer des Streites dem Papste und der Geistlichkeit und nicht dem Kaiser zu. Heinrich gab sogar einem der römischen Großen seine Tochter Bertha zur Gemahlin und kräftigte dadurch seine Macht nicht wenig. Er sprach seinen Wunsch aus aufs neue zum Kaiser gekrönt zu werden und hielt deshalb folgende Anrede an die Römer: „Wenn die Obrigkeiten und Würdenträger der Erde sich untereinander mit würdiger Mäßigung und gegenseitiger Achtung entgegenkämen, so würde überall auf Erden Friede sein und Papst und Kaiser würden Einer die Ehre und den Ruhm des Andern gründen und beschützen. Nun aber ist es anders und darum erdulden wir alles dieß und haßen und verfolgen uns unter einander. So laßt uns denn das ändern und uns bekehren, und nehmt von mir das Gelübde meiner Beßerung an. Seht, ich bin aus dem fernen Deutschland unter vielen Gefahren hierhergezogen, um mich aufs neue hier krönen zu laßen. Dieß nun verlange ich hier und jemehr ich mich darum bemüht habe, desto lieber wird mir hier die Erfüllung meines Willens sein. Es soll aber Friede herrschen unter uns und er wird herrschen, wenn ihr nur wollt. Also rede ich ohne allen Vorwurf, denn wahrlich, endlich doch einmal muß nach dem Sturme das Meer sich wieder glätten."

Dagegen erwiederten zwar die Kardinäle, daß die Schuld des Unfriedens am Kaiser selbst läge, dessen Schritte alle feindlich gegen den römischen Stuhl gewesen seien; allein so dachten nicht alle Geistliche und am Ostertage 1118 setzte Burdino, der Erzbischof von Braga in Portugal, Heinrich V. nochmals wieder die Kaiserkrone auf. Das war dem Papste um so mehr leid, weil Burdino bei ihm in hoher Gunst stand und von ihm selber nach Rom gesandt war, um mit dem Kaiser einen Vergleich zu Stande zu bringen. Dennoch erreichte der Kaiser nicht, was er hauptsächlich erstrebte, die Bewilligung der Inve-

stitur. Als der Frühling wärmere Tage brachte, fürchtete der Kaiser für sich und sein Heer die Sumpfluft der Umgegend Roms und zog sich zurück auf höher gelegene kühlere Orte. Das ganze Jahr verstrich, ohne daß Etwas von Bedeutung geschah; im Anfang des folgenden Jahres aber sammelte der Papst selber ein Heer, um die kaiserliche Besatzung aus Rom wieder zu vertreiben. Die Belagerungsmaschinen waren noch nicht fertig gebaut, da starb Paschalis und die Römer weigerten sich nicht, seinen Leichnam in ihre Stadt aufzunehmen. Vornehme Römer trugen ihn auf ihren Schultern in die Stadt und dann ward er in der Laterankirche begraben. In aller Eile versammelten sich am dritten Tage nach dem Tode des Papstes die Kardinäle und wählten zum neuen Papste den Kardinal Johannes von Gaeta, der noch nicht einmal alle priesterlichen Weihen empfangen hatte, sondern erst Diakonus war. Er nannte sich Gelasius II.; aber kaum war die Kunde davon durch die Stadt gedrungen, als ein Frangipani, ein Anhänger des Kaisers, mit einem Haufen Bewaffneter in die Laterankirche drang, den Papst bei der Gurgel erfaßte, wie einen Dieb davonschleppte und in seinem Hause gefangen hielt. Aber Andere befreiten ihn wieder und führten ihn im Triumphe in den Lateranpalast. Auf diese Nachrichten war aber auch der Kaiser mit seinem Heere aus Oberitalien gekommen, wo er bis dahin verweilt hatte, und am Abende des zweiten März 1118 empfieng Gelasius die Nachricht, daß der Kaiser mit seinen Schaaren schon in dem bedeckten Gange sei, der auf dem rechten Tiberufer zur Peterskirche führte. Die Nacht hindurch verbarg sich Gelasius im Hause eines Freundes; aber mit dem Anbruch des Morgens trugen ihn und seinen Hof zwei Schiffe die Tiber stromabwärts ins Meer. Es stürmte heftig und die hochgehenden Wogen zwangen die Flüchtlinge wieder anzulanden. Mit Angst und Zagen vor dem Heere des Kaisers brachte der Papst den

übrigen Theil des Tages am Ufer der Tiber zu; als es wieder Abend geworden war, nahm der Kardinal Cuno den greisen Papst in der Dunkelheit der Nacht auf den Rücken und trug ihn also in das Schloß Ardea. Die deutschen Reiter streiften überall umher und forschten nach; aber die Getreuen des Papstes schwuren ihnen, daß er dort nicht sei. Am andern Morgen setzte sich der Papst wiederum auf ein Schiff und gelangte mit diesem trotz der noch immer hohen See glücklich aus der Tibermündung hinaus und kam nach seiner Vaterstadt Gaeta, wo man ihn mit Freuden empfieng. Dorthin schickte auch Kaiser Heinrich seine Boten und ließ dem Papste sagen, er billige die Wahl und lade den Papst ein, zu ihm nach Rom zu kommen, damit er dort in Gegenwart des Kaisers die volle priesterliche Weihe empfienge; dann könnte auch der Friede unter ihnen beiden leichter verhandelt werden. Allein der Papst zürnte ihm sehr und erwiederte ihm: der Kaiser habe seine Ankunft in Rom erst auf Ostern angekündigt und auf einmal sei er mitten in der Nacht lange vor der Zeit da angekommen. Das bedeute nichts Gutes und deshalb solle der Kaiser lieber nach Cremona kommen, dort könnten sie dann ihre Sache verhandeln.

Als Heinrich den vornehmen Römern dieß Schreiben mittheilte, sprachen sie zornig: „wollen die Freunde des Gelasius ihm zu Cremona vielleicht eine Ehre erweisen, die nur der Stadt Rom allein zusteht? Das soll nimmermehr geschehen, sondern, da sie von uns gewichen sind nach Gaeta, wollen wir ihrer List zuvorkommen und gemäß den kirchlichen Gesetzen einen anderen klugen und gerechten Mann zum Papste erwählen.“ Also geschah es und auf Antrieb des Kaisers wählte man in Rom Mauritius Burdino, der den Kaiser gekrönt hatte, zum Gegenpapste. Aber Gelasius sprach den Bannfluch aus über den Kaiser Heinrich und seinen Papst, der sich Gregor VIII. nannte. Dann zog der Kaiser fort, ließ aber seinen Papst im

Besitze der Stadt Rom. Aus dieser gedachte Gelasius ihn zu vertreiben, und schlich sich zu diesem Zwecke heimlich in Rom ein. Diejenigen der römischen Großen, welche mit Gelasius hielten, riethen ihm an, er solle die Meinung der Römer versuchen und in einer nahe gelegenen Kirche die Messe lesen. Das that Gelasius; aber kaum hatte er begonnen, da stürmten die kaiserlich gesinnten Frangipani die Häuser jener Edelleute. Mit genauer Noth entkam der erschrockene Papst ihren Händen und aus Rom und floh über die Felder mit seinem Kreuze in der Hand, bis eine mitleidige Frau ihn aufnahm und sein Kreuz versteckte. Spät am Abend führte sie ihn zurück. Aber obwohl die Waffen niedergelegt waren, so sprach doch Gelasius: „fort von diesem neuen Babel, wo jeder Herr sein will; denn lieber noch will ich einen einzigen Kaiser haben, als so viele dort in Rom."

Dann begab sich der Papst zu Schiffe und fuhr die Küste von Italien entlang bis nach Frankreich hin; denn dorthin hatten ihn der König und viele Bischöfe eingeladen. Auch hatte Gelasius vor, in Rheims eine Kirchenversammlung zu halten, um die Streitigkeiten mit dem Kaiser über die Investitur zu entscheiden. Aber es kam nicht dazu; denn ermüdet von der langen Reise und angegriffen von den mannigfachen Entbehrungen und Leiden auf derselben starb der alte Mann im Januar 1119. Es war kein Glück für den Kaiser; denn auf den Rath des sterbenden Gelasius erwählten die mit ihm gezogenen Kardinäle den Erzbischof Guido von Vienne zu seinem Nachfolger. Guido war der Erste gewesen, der es gewagt hatte, den Kaiser Heinrich V. in den Bann zu thun, und auch nachher war seine Stimmung gegen ihn nicht friedlicher geworden. Als die in Rom gebliebenen Kardinäle der Wahl der Andern beitraten, die mit Gelasius nach Frankreich gegangen waren, nahm Guido den Namen Calixt II. an. Alsbald schrieb der neue Papst

Calixt an den Erzbischof Adalbert von Mainz und berief dann eine Kirchenversammlung nach Köln. Auf dieser sprach er abermals öffentlich und feierlich den Bannfluch aus über den deutschen König Heinrich V., der als römischer Kaiser der vierte dieses Namens sei.

### 6. Der Zustand des deutschen Reiches während Heinrichs Abwesenheit und die Streitigkeiten nach seiner Rückkehr. 1118—1121.

Unterdessen sah es traurig und unglücklich im deutschen Reiche aus; denn weil das Oberhaupt desselben fern war in Italien, wütheten beide Parteien gegen einander mit Mord und Brand. Von beiden Seiten wurden die Felder verwüstet, die Landleute beraubt und geplündert, doch nirgends geschah des Unheils mehr, als im Bisthum Würzburg, welches Konrad der Hohenstaufe aus Zorn und Rache gegen den Bischof Erlong wegen dessen Abfalls von dem Kaiser ganz und gar verheerte. Bald blieb die Fehdelust nicht mehr bloß bei den Mächtigern, sondern da einmal die Gelegenheit und das Beispiel gegeben war, kamen aus allen Ecken und Winkeln die Strauchdiebe und Räuber hervor, die nicht aus Parteihaß, sondern nur aus Beutelust keines Menschen schonten, sondern die gemeinsamen Feinde Aller waren. Das Volk litt darunter hier wie dort; denn also ist es ja gewesen, seitdem die Menschen auf der Erde wohnen: den Zwist der Großen müßen die Völker büßen. Da wurden Burgen zerstört und andere wieder gebaut und wiederum zerstört, Mord und Brand wütheten aller Orten; denn die Reiter ritten mit Windeseile in das fremde Gebiet, warfen die Brandfackel in die Häuser und Hütten und kehrten dann wiederum zurück, als hätten sie etwas recht Großes und Tüchtiges ausgerichtet. Arme und Pilger wurden nicht mehr geschont, auch der Gottesfriede galt nicht mehr und kein Eid ward mehr

für heilig gehalten, kein Alter, kein Geschlecht war mehr gesichert; nur die Priester und Diener der Kirche wurden nicht angetastet. Aber weil die Felder verheert lagen, die Menschen theils erschlagen, theils geflohen waren, fehlte auch den Priestern der Lebensunterhalt und manche Kirchen standen verwaist von allem Gottesdienste. So weit war es gekommen, daß eins der reichsten und in ganz Deutschland wohlbekannten Stifter, die Abtei Fulda, ganz verlaßen stand; denn aus Mangel an Lebensunterhalt und allen nothwendigen Dingen hatten sich die Mönche in alle Welt zerstreut. Also erzählt uns der alte Abt aus dem Kloster Auersperg in jener Zeit und noch weiter fährt er fort: „damals hatten in allen anderen Reichen der Christenheit die Menschen endlich die bluttriefenden Schwerter in die Scheide gesteckt und gaben sich friedlichen Künsten der Eintracht hin; aber die deutsche Wuth*) weiß nimmer ihre Halsstarrigkeit abzulegen und kann nimmer lernen, ein wie köstlicher Friede denen gewährt sei, welche das Gesetz des Herrn lieben. Darum sind unsere Frevel, die schlimmer sind, als die von Sodom und Gomorrha, aufwärts gedrungen zu den Ohren des Herrn und er hat uns seinen Zorn kund gethan durch allerlei Zeichen. Denn um die Weihnachtszeit des Jahres 1118 erzitterte die Erde also heftig, daß Niemand sich einer ähnlichen Erschütterung zu entsinnen wußte. Viele Gebäude stürzten nieder, ja man erzählte, daß in Italien einige Städte, unter ihnen das herrliche Verona, ganz zusammengefallen seien. Auch vernahm man am Ende des Januar schreckliche Donnerschläge, Wirbelwinde sausten und es zuckten furchterregende Blitze. Als am Tage vor Himmelfahrt zu Lüttich im lothringischen Lande die ganze Geistlichkeit der zehn Collegien, die dort waren, im Dome des heiligen Lambert zur Ehre der Himmelfahrt des Sohnes

*) furor teutonicus.

Gottes ihre Psalmen sang, erhob sich ein schreckliches Unwetter mit Donner und Blitz und ein Strahl schlug nieder in den Dom und tödtete dort zwei Geistliche und einen Ritter auf einmal. Diese und viele andere Zeichen erschreckten alle Menschen, so daß sie meinten, das Ende aller Dinge und der jüngste Tag sei nahe."

In wenigen Ländern des Reiches aber war die Verwirrung so groß, als wo das Erzbisthum Mainz zusammengrenzte mit dem Gebiete der beiden Hohenstaufen Friedrich und Konrad; denn unabläßig suchten sich diese gegenseitig Schaden zuzufügen. Bald aber erhielt Adalbert Verstärkung durch den Kardinal Cuno von Präneste, der im Auftrage des Papstes Calixt den in Köln ausgesprochenen Bann auf einer neuen Kirchenversammlung zu Fritzlar wiederholte. Dort verabredete Cuno mit den weltlichen und geistlichen Großen eine neue Versammlung zu Würzburg, wo der Kaiser vorgeladen werden und Rechenschaft ablegen sollte, und, wenn er nicht erschiene, auch so des Reiches entsetzt werden müßte. Auf diese Nachricht eilte der Kaiser aus Italien herbei, und so heftig war sein Grimm, daß die Verwüstung der Länder seiner Gegner nun erst recht ihren Anfang nahm, und es schien, als sollte durch die Feindschaft und den Haß der Menschen Alles umgekehrt werden. In solcher Zeit vermehrten sich die Wölfe und andere Raubthiere auf schreckliche Weise und viele Menschen wurden von ihnen gefreßen. Das war endlich selbst auch den Fürsten und Großen des Reiches zu schlimm und auf ihre Bitte berief der Kaiser im Sommer 1119 eine Reichsversammlung nach Tribur und dort waren Alle einstimmig, daß man um des Friedens willen gegenseitig nachgiebig sein müße. Sowohl die Gegner, als die Anhänger des Kaisers kamen überein, daß einem jeden Beraubten durch das ganze Reich sein Eigenthum wieder zugestellt werden sollte. Der Kaiser aber sollte einstweilen alle Gebühren

und Rechte der alten Könige wieder besitzen und vor allen Dingen sollte allenthalben Friede herrschen durch das ganze Land.

Dennoch ward auch so der Friede den Menschen nicht gewährt; denn bald stritten sich die Großen wieder darum, welches denn eigentlich die unzweifelhaften königlichen Rechte und Reichseinkünfte wären, die man dem Kaiser zugesprochen, und wiederum konnte man sich nicht einigen. Der Kaiser aber versprach auf der Kirchenversammlung zu erscheinen, die der Papst Calixt noch im selben Jahre nach Rheims berief. Zwar kam er selber nicht dahin, doch war er in der Nähe, und schickte seine Abgesandten, um sich vielleicht mit dem Papste zu vergleichen; aber wiederum verlangte Calixt die Einwilligung des Kaisers in die erste Bedingung, daß dem Kaiser und aller weltlichen Macht jegliche Investitur der Bischöfe und Aebte bestimmt untersagt werden sollte. Das wollten die Gesandten des Kaisers in seinem Namen nicht zugeben und wiederum sprach darum Calixt über Heinrich den Bannfluch aus. Zwar murrten einige Bischöfe gegen den Bannfluch und wollten ihm nicht beistimmen; aber der Papst sprach: „es steht geschrieben, wer nicht für mich ist, der ist wider mich und darum ermahne ich Alle, die nicht einstimmen in diesen Beschluß, daß sie ausscheiden aus unserer Gemeinschaft und aus derjenigen der Kirche, die unser Aller Mutter ist.“ Da stimmten vierhundertundsiebenundzwanzig Geistliche mit ein und kehrten zum Zeichen dessen ihre brennenden Fackeln zur Erde und löschten sie aus.

Die treuen Anhänger des Kaisers unter den Bischöfen hielten auch da noch zu ihm; aber die andern befolgten gehorsam das Gebot des Papstes und auch Mindermächtige unter ihnen fürchteten sich nicht vor der weltlichen Gewalt des Kaisers. Also bewies es Erminold, der Abt des Klosters Prüfeningen unweit Regensburg. Der Bischof Otto von Bamberg hatte diese Kirche erbaut, und um diesem eine Ehre zu erweisen,

begab sich der Kaiser eines Tages mit ihm auf den Weg, um diese Kirche zu besehen. Gemäß dem Brauche der Zeit erwarteten sie, daß sowohl um des Kaisers willen, als zu Ehren des Gründers unter dem Geläute aller Glocken der Abt mit allen seinen Mönchen, mit Reliquien, mit Fahnen und Weihrauch ihnen entgegen ziehen würde. Aber nicht also dachte Erminold; denn er achtete das Gebot des Papstes höher, als alle anderen Rücksichten. Als er die Nähe und die Ankunft des Kaisers durch seine Boten erfuhr, ließ er sogleich alle Thüren des Klosters verschließen und erlaubte keinem seiner Mönche hinauszugehen und dem Kaiser oder einem seiner Begleiter ein Wort zum Willkommen zu sagen. Er selber aber trat vor bis an die äußere Klostermauer und als der Kaiser nahte, sprach Erminold ohne ihn zu grüßen also: „ich würde euch, kaiserlicher Herr, gern willkommen heißen und in das Kloster aufnehmen, wenn der Papst euch nicht in den Bann gethan hätte.“ Der Kaiser war der Meinung, Erminold wolle ihm seinen Groll dafür beweisen, daß er ihm einmal eine andere Abtei abgeschlagen hatte, und sprach: „du hast dich wahrlich unbesonnener Weise in deinem zornigen Muthe dieser Ehre beraubt.“ Aber Erminold merkte alsbald, worauf diese Worte zielten, und sprach eifrig: „Gott ist mein Zeuge, daß ich also handele aus Gehorsam gegen das Gebot des Papstes.“ Der Bischof Otto wollte vermitteln und sprach: „es kommt uns nicht zu Jemanden zu richten, dessen Bann noch nicht als rechtmäßig erwiesen ist.“ Aber der Abt kümmerte sich eben so wenig um den Bischof, wie um den Kaiser, und sprach: „ich kenne den Bann und seine Gründe sehr wohl, weil ich sie mit eigenen Ohren vernommen habe.“ Da ergrimmten die Begleiter des Kaisers gegen den Mönch und wollten auf ihn zustürmen; aber der Kaiser verbot es ihnen und sprach: „laßet ihn in Frieden.“ Also zogen der Kaiser und der Bischof mit ihrem ganzen Gefolge

an dem Kloster vorüber. Im Garten, der nur mit einem niedrigen Zaune umgeben war, beschäftigten sich die Mönche mit Arbeiten und als die noch immer zürnenden Begleiter des Kaisers daran vorbeiritten, sprach der Eine und der Andere von diesen: „da sind ja diese Mönchskappen, die keine Ehrfurcht und keine Scheu haben vor der kaiserlichen Würde, wir wollen über den Zaun setzen und sie todt schlagen; denn es wäre himmelschreiend, wenn solcher Frevel ungeahnt bliebe.“ Schon wollten sie ihre Pferde anspornen, um über die Umzäunung zu springen, als der Kaiser es bemerkte und ihnen strenge verbot irgend etwas Feindseliges gegen die Mönche zu unternehmen. Also zog der Kaiser mit dem Bischofe Otto wieder heim.

Jahrelang war also das ganze Reich zerspalten, doch endlich zeigte sich ein Weg der Versöhnung. Es gelang dem Kaiser im Jahre 1120 sich mit dem Grafen Friedrich von Arnsberg auszugleichen und dieser führte ihn nach Sachsen. Die allgemeine Noth und insbesondere der Hunger, der das Land drückte, wirkte mildernd auf die Großen des Landes und als der Kaiser eine Zusammenkunft nach Goslar berief, kamen dahin einige der sächsischen Großen und versöhnten sich mit ihm; nur die Bischöfe grollten nach wie vor und wollten mit dem Gebannten keine Gemeinschaft haben. Daraus entstand bald wieder neues Blutvergießen, besonders da der Erzbischof Adalbert von Mainz rastlos das Feuer schürte gegen den Kaiser. Dieser dachte nun ernstlich daran, Mainz, die erste Stadt des deutschen Reiches, zu belagern und seine Neffen Friedrich und Konrad sammelten dazu ein großes Heer im Süden des Reiches, während von Norden her die Sachsen dem Erzbischofe Adalbert ihre Hülfe versprachen (1121). In allen Gemeinden und Kirchen ward gefastet und gebetet, im Süden des Reiches für den Kaiser und die Hohenstaufen, im Norden für die Sache des Erzbischofes Adalbert und des Papstes. Also zogen die Heere gegen einander

32*

und wiederum sollte nicht bloß, wie in den kleineren Fehden, der einzelne Deutsche den einzelnen tödten, sondern Ströme Bluts sollten wieder die heimische Erde tränken, Bruderblut vergoßen von Bruderhand. Da gelang es noch einmal wieder den Weiseren, die Gemüther freundlich zu stimmen und von jeder Seite wurden zwölf vornehme Männer erwählt, um über den Frieden zu berathen. Sie beschloßen, daß um den Tag des heiligen Michael (29. Septbr. 1121) eine Zusammenkunft aller Großen des Reiches zu Würzburg Statt finden und bis dahin von beiden Seiten die Heere entlaßen werden sollten.

Da zog ein Jeder heim und nach drei Monaten kamen sie am Ende Septembers in die Nähe von Würzburg. Die sächsischen Großen und der Mainzer Erzbischof lagerten sich am Fluße Werne, der Kaiser einen Tagemarsch von ihnen entfernt. Die Herolde von beiden Seiten sagten Waffenstillstand an und dann begaben sich die Führer beider Heere zu der Stadt. Vor dem Thore empfieng der Kaiser die sächsischen Großen friedlich und darauf giengen sie mit einander in die Stadt und hielten eine Woche hindurch tagtäglich ihre Berathungen. Einige freilich waren noch feindselig gestimmt; aber die friedliche Mehrzahl überwog und der Kaiser war bereit alle Streitfragen nicht nach eigener Willkür zu entscheiden, sondern sie im Fürstenrathe ausmachen zu laßen. Wiederum ward der Beschluß von Tribur erneut, daß alle Kroneinkünfte und königliche Rechte dem Kaiser, die kirchlichen Güter dagegen der Kirche unverletzt erhalten, überhaupt aber ein Jeder bei seinem Eigenthume geschützt werden sollte. Besonders aber kam man überein, daß alle Räuber und Diebe auf allen Straßen und Wegen des Reiches zu verfolgen und zu bestrafen seien und daß überhaupt alles Aergernis und alle Verwirrung vermieden werden sollte. Ueber den Bannfluch, die hauptsächlichste Quelle aller Zerrüttung, sagte Niemand ein Wort, es ward aber ausgemacht, daß

Gesandte an den Papst abgehen sollten, um ihm alles Vorgefallene zu berichten und dann ihn zu bitten, daß er kraft seines apostolischen Ansehens eine allgemeine Kirchenversammlung in Deutschland berufen und allen Streit entscheiden möge.

7. Die Fortsetzung des Streites zwischen Calixt und Heinrich bis zur Entscheidung in Worms 1122.

Nach der Kirchenversammlung zu Rheims begab sich Calixt auf den Weg nach Italien und ward überall mit Jubel und Freude aufgenommen. Bald sah es schlimm aus für seinen Gegenpapst Gregor VIII.; denn Einer nach dem Andern verließ ihn. Da begab sich Gregor VIII. nach Sutri und gedachte sich hinter den festen Mauern dieser Stadt zu vertheidigen; aber als Calixt II. sich nun von allen Seiten gesichert sah, rüstete er ein Heer aus, schickte es gegen Sutri und folgte selbst dahin bald nach. Die Stadt wurde genommen, und Burdino, wie die Römer den Gegenpapst mit seinem früheren Namen nannten, den Soldaten zur Bestrafung überlaßen. Diese unterließen Nichts was ihn kränken konnte. Sie zogen ihm ein Kleid an, aus ungegerbten noch blutigen Ziegenfellen zusammengenäht, setzten ihn verkehrt auf einen Esel und gaben ihm statt des Zaumes den Schwanz des Esels in die Hand. Also führten sie ihn durch die Stadt und dann ward er zum ewigen Gefängnis auf den waldigen Höhen Campaniens unweit des Klosters Monte Cassino abgeführt. Zur Erinnerung aber an seine Ansprüche auf die päpstliche Würde ward er abgemalt, liegend unter den Füßen des Papstes Calixt und von ihm zertreten.

Als nun also der Papst Calixt ohne Gegner mächtig dastand, kamen die Boten des Kaisers und der Reichsversammlung in Würzburg zu ihm und baten um die Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung, denn der Kaiser habe versprochen, sich allen Beschlüßen derselben willig zu unterwerfen.

Diese Nachricht war dem Papste lieb und angenehm und er schickte alsbald mit den kaiserlichen Boten, dem Bischofe von Speier und dem Abte von Fulda, den Kardinal Lambert von Ostia und zwei andere Kardinäle nach Deutschland. Aber eine neue Saat des Unheils war unterdessen dort ausgestreut. Der Bischof Erlong von Würzburg war gestorben. Auf den Rath seiner Freunde gedachte der Kaiser gleich wieder für die Besetzung des Stuhles zu sorgen und bestimmte dazu einen jungen Mann, Namens Gebhard von Henneberg, die Geistlichen aber erwählten auf Adalberts Betrieb einen Priester, Namens Rotger. Also gab es zwei Bischöfe; denn Rotger wurde geweiht von Adalbert und den römischen Legaten, die kurz vorher von Rom gekommen waren, und Gebhard war vom Kaiser mit dem Bisthum belehnt. Da entbrannte wieder aufs neue die Feindschaft; denn Gebhard, der die Stadt Würzburg besaß, und Rotger, den die Gegend um den Neckar als ihren Bischof anerkannte, befehdeten sich gegenseitig und der Kaiser überzog in seinem Zorne den Erzbischof Adalbert. Nun aber war die Meinung Vieler gegen den Kaiser und selbst die Herzöge Konrad und Friedrich von Hohenstaufen misbilligten sein Unternehmen. So hätte wiederum der Brand in helle Flammen ausbrechen können; allein Calixt wollte ernstlich den Frieden und seine Legaten redeten zu den Fürsten und Großen des Reiches unabläßig in diesem Sinne. Als Heinrich den ernstlichen Willen der päpstlichen Gesandten sah, gab auch er nach und begab sich zu ihnen nach Worms, wo viele geistliche und weltliche Große des Reiches zusammenkamen. Dort redete man noch einige Tage hin und her über die Bedingungen; endlich aber kam im September des Jahres 1122 der Friede zu Stande. Er ist einer der wichtigsten Friedensschlüße des deutschen Reiches und seine Bestimmungen lauten also:

Ich Heinrich, von Gottes Gnaden Kaiser der Römer,

überlaße aus Liebe zu Gott und der heiligen römischen Kirche und dem Papste Calixt und zum Heil meiner Seele, Gott und den heiligen Aposteln Petrus und Paulus und der römischen Kirche jegliche Investitur mit Ring und Stab, und gestatte, daß in allen Kirchen freie Wahl und Einweihung geschehe. Die Besitzungen und Regalien des heiligen Petrus, welche von Anfang dieses Streites an bis auf den heutigen Tag, sei es zur Zeit meines Vaters, oder auch zu der meinigen, von ihr weggenommen und in meinem Besitze sind, die stelle ich der römischen Kirche wieder zurück und welche nicht in meinem Besitze sind, zu deren Zurückgabe will ich nach Kräften beistehen. Auch will ich ferner getreulich dazu helfen, daß die Besitzungen aller anderen Kirchen und der Großen, sowohl der geistlichen als der weltlichen und überhaupt Aller, denen Etwas entrißen ist, ihnen wieder zugestellt werden. Und ich verspreche dem Papste Calixt und der heiligen römischen Kirche und Allen, die ihr angehören, den rechten wahren Frieden und wenn die römische Kirche mich auffordert zu ihrer Hülfe, so werde ich immer dazu bereit sein." Also gelobte es Heinrich V. und mit ihm unterschrieben diese Urkunde die geistlichen und weltlichen Großen und der Erzbischof Friedrich von Köln untersiegelte es als Kanzler des Reiches mit goldenem Siegel. Die Urkunde wurde nach Rom in den Vatikan gebracht.

Dagegen gelobte der Papst von seiner Seite also: „Ich Calixt, Knecht der Knechte Gottes, gestatte meinem geliebten Sohne, dem von Gottes Gnaden römischen Kaiser Heinrich, daß die Wahlen der Bischöfe und Aebte des deutschen Reiches in deiner Gegenwart geschehen, jedoch ohne Simonie und ohne irgend welche Gewalt. Wenn aber dabei irgend ein Streit entsteht, so sollst du nach dem Rathe und Urtheil des Erzbischofs und der Bischöfe des Sprengels den Streit entscheiden. Der Erwählte empfange dann nach der Wahl von dir die Belehnung

mit den weltlichen Würden (den Regalien), ausgenommen dasjenige, was offenbar der römischen Kirche zukommt und welche in allen diesen Dingen dir thun soll, was sie dir mit Recht schuldig ist. In anderen Theilen des Reiches (d. h. den nicht deutschen Ländern) aber soll der zum Bischof oder Abt Erwählte innerhalb sechs Monate die Belehnung mit der weltlichen Hoheit durch das Scepter von dir empfangen. In denjenigen Dingen, über welche du dich beklagst, werde ich dir gemäß der Pflicht meines Amtes meine Hülfe gewähren. Ich gebe dir wahren Frieden und Allen, die in deinem Reiche sind oder zur Zeit dieser Zwietracht darin verweilt haben."

Die Menge der Menschen, welche herzugeströmt waren, um diesen Frieden zu vernehmen, war so groß, daß man sich auf der weiten Ebene am Rheine versammelte und dort unter Gottes freiem Himmel die Urkunden Allen vorlas. Solches geschah am 22. Septbr. 1122. Die unendlich große Mehrzahl des Volkes aber freute sich, daß so oder so endlich doch einmal Friede geworden war zwischen den beiden höchsten Gewalten auf Erden, und daß nun der Boden in Frieden wieder beackert werden konnte und in Frieden seine Früchte gab und daß der Kaufmann zu Waßer und zu Lande ruhig und unbekümmert seine Straße ziehen konnte. Um dieser Hauptsache willen, kümmerte es die große Menge wenig, ob denn der Papst oder der Kaiser in diesem Kampfe den Sieg davon getragen hätte. Die Päpstlichgesinnten aber freueten sich, daß in dem Verzicht des Kaisers auf die Investitur mit Ring und Stab der völlige Sieg des Papstes liege; dagegen klagten einige Kaiserliche, daß der Kaiser Heinrich mehr aufgegeben hätte, als er um des Reiches willen hätte thun dürfen; aber ihre stille Klage übertönte der Beifallsruf Aller, die um jeden Preis den Frieden wollten. Dem Kundigen entgieng nicht, daß von beiden Seiten nachgegeben war; denn es war ja auch von päpstlicher Seite in dem

Frieden anerkannt, daß die Bischöfe dem Reichsoberhaupte Gehorsam schuldig waren, und dadurch, daß der Kaiser selbst oder ein Abgeordneter in seinem Namen bei den Wahlen gegenwärtig war, hatte der Kaiser immer noch einen großen Einfluß auf diese Wahlen. Im Laufe der späteren Zeit aber entwickelte sich das Uebergewicht des Papstes dadurch, daß die kirchliche Bestätigung des Erwählten dem Papste zuerst zugestanden wurde vor der Belehnung des Kaisers; denn nach einer päpstlichen Bestätigung konnte die kaiserliche Weigerung der Belehnung nicht so viel mehr fruchten, als wenn in einem andern Falle der Papst seine Bestätigung versagte.

Also ward der mehr als fünfzigjährige Kampf beendet, der so großes Unheil über die Menschen gebracht hatte, und man nennt diese Einigung das Wormser Concordat vom Jahre 1122.

## 8. Die letzten Jahre Heinrichs V.

Also war Friede und Ruhe zwischen den großen kämpfenden Mächten; aber im Innern des deutschen Reiches war es noch nicht Friede; denn es gab noch überall eine Menge Räuber, welche sich Ritter nannten und in allen Winkeln sich versteckt hielten. Daraus stürzten sie hervor, erbrachen die Wohnungen der Menschen und die Kirchen, beraubten den Landmann in seinem Hause und auf dem Acker und zwangen die Unglücklichen, denen kaum Brot und Waßer zur Nahrung dient, ihnen Leckerbißen zuzubereiten. Unter der Last solcher Räuber klagten und jammerten die Landleute und erzählten sich wie zum Troste untereinander, daß an dem Orte ihres Frevels selber dieser Räuber nach dem Tode eine strafende Vergeltung warte: denn sie müßten dann des Nachts als feurige Reiter umherjagen und könnten nimmer Ruhe finden. Ja es gab viele Menschen, die selber mit diesen feurigen Reitern gesprochen zu haben meinten

und denen diese bitter ihr Leid geklagt hatten, daß die Pferde, die früher ihnen zum Raube gedient hätten, nun die Werkzeuge ihrer Qual wären und sie unabläßig hierhin und dorthin trügen. — Der Kaiser suchte nach Kräften dem Unwesen der Räuber Einhalt zu thun und es gelang ihm.

Allein von der anderen Seite ließ sich nicht verkennen, daß gegen die Großen des Reiches die königliche Macht durch die Schlacht am Welfesholze einen Verlust erlitten hatte, den sie nicht leicht verwinden konnte. Davon zeigten sich gar manche für den Kaiser unerfreuliche Beweise. Einmal berief Heinrich einen Fürstentag nach Bamberg, aber der Herzog Lothar von Sachsen folgte der Ladung nicht. Zur selben Zeit kam ein polnischer Fürst zu dem Sachsenherzog und bat ihn um Hülfe. Lothar schickte ihn mit seinen Gesandten nach Bamberg und ließ den Kaiser und die Reichsversammlung ersuchen, daß sie sich des verfolgten Mannes annehmen möchten. Als der Gesandte Lothars vor der Versammlung also redete, blickte der Kaiser sich zornig um in der ganzen Versammlung und sprach: „wahrlich, jener Herzog redet genug der Worte vor Kaiser und Reich. Er fordert, daß wir ein Unrecht rächen sollen und begeht doch selber das schwerste Unrecht; oder meint Jemand, es gäbe einen größeren Frevel, als daß ein Fürst des Reiches auf meine Ladung nicht zu Hofe kommt?" Alsdann forderte der Kaiser von den versammelten Großen einen Eid, daß sie im Augustmonat 1124 nach der Ernte sich mit ihren Lehnsleuten versammeln wollten, um gegen Sachsen zu ziehen. In Wahrheit aber wollte der Kaiser dem Herzog Lothar bloß drohen und dann seinen Schwiegervater, dem Könige Heinrich I. von England, zu Hülfe ziehen gegen den König Ludwig von Frankreich. Das war aber den Deutschen gar nicht recht; denn sie zogen ungern in einen Krieg außer Landes und darum fanden sich auch nicht Viele zum Reichsheere ein. Diese wurden noch mehr erschreckt durch

die Nachricht, daß der französische König Ludwig mit einem viel mächtigeren Heere sie gerüstet erwarte.

Unter solchen Umständen sah der Kaiser, daß er diesen Zug nicht ausführen könnte und da das Reichsheer einmal beisammen war, entschloß er sich schnell zu einem anderen. Die Bürger der Stadt Worms hatten wider den Willen des Kaisers ihren von diesem verjagten Bischof Burchard wieder in die Stadt geführt, und befestigten sie eifrig, um sich gegen den Kaiser zu schützen. Da zog der Kaiser wider Worms, das einst seinem Vater und auch ihm selber so treu gewesen war, und umlagerte es mit dem Reichsheere. Eines Tages wurden die Bürger durch eine Kriegslist der Kaiserlichen zum Ausfall und zur Verfolgung verleitet; aber das bekam ihnen übel; denn die Kaiserlichen sammelten sich schnell, schlugen die Bürger und nahmen ihrer viele gefangen. Da muste die Stadt um Frieden bitten; aber Heinrich V. ließ Vielen die Augen ausstechen, Anderen die Nasen abschneiden und bewilligte dann erst der Stadt den Frieden für fünftausend Mark Silbers.

Als es aber dennoch durch alle bisher versuchte Mittel dem Kaiser nicht gelingen wollte, die königliche Macht im Reiche zu kräftigen, ersann er nach dem Rathe seines königlichen Schwiegervaters von England einen andern Weg, der allerdings zu diesem Zwecke der geeignetste war: er wollte eine allgemeine bleibende Reichsabgabe einführen, damit diese ihm die Mittel zur Erhaltung eines stehenden Reichsheeres gäbe. Bis dahin kannte man eine bleibende Steuer im deutschen Reiche noch nicht, als nur etwa die Abgabe des Zehntens zur Erhaltung der Geistlichen und der Kirche; deshalb muste die Kunde von einer solchen Absicht des Kaisers Alle befremden und die Großen des Reiches sahen leicht, gegen wen sie gerichtet war. Die Geschichte der europäischen Völker in den letzten Jahrhunderten hat uns gelehrt, daß der Gedanke Heinrichs V. für seine könig=

liche Macht der zweckmäßigste war, wenn er durchgeführt werden konnte. Nur dadurch hat in England die heilsame gesetzliche Beschränkung der königlichen Macht, wie sie jetzt ist, geschehen können, und nur dadurch hat England die persönliche Freiheit seiner Bürger, das ursprüngliche Erbtheil der Freigeborenen aller deutschen Völkerstämme, so erhalten und so fortgebildet, weil seine Großen im Verein mit dem Volke sich durch alle Jahrhunderte hindurch jeglicher Steuer zur Besoldung eines stehenden Heeres auf das Entschiedenste widersetzt haben. Dabei aber hat England das günstigere Geschick vor Deutschland gehabt, daß es seinen Fürsten und Großen nicht gelungen ist, die Königsmacht zu schwächen, sondern daß sie sich unterordnen mußten unter diese, während im Laufe der Jahrhunderte durch mancherlei Ursachen die königliche Macht in Deutschland zu einem Schatten wurde. Das ist der Unterschied der Geschichte von Frankreich, Deutschland und England: in Frankreich siegte die königliche Macht so sehr, daß alle entgegenstehenden ihr gegenüber bedeutungslos wurden; in Deutschland siegte die Macht der Großen über die königliche und das Reich zersplitterte in kleine Theile; darum entbehrte Deutschland die Einheit, die in Frankreich zu straff gespannt wurde; England aber hatte das Glück, daß die kämpfenden Mächte zum Wohle der Nation sich in ein heilsames Gleichgewicht setzten.

Wer kann ermeßen, welche Entwickelung die Gestaltung Deutschlands genommen hätte, wenn es Heinrich V. vergönnt gewesen wäre seinen Plan einer Reichssteuer auszuführen? Doch die Frage ist müßig; denn es blieb ein Plan. Als Heinrich V. im Jahre 1125 zu Utrecht das Pfingstfest feierte, brach eine Krankheit hervor, die er lange schon zurückgedrängt hatte. Er berief die Kaiserin Mathilde und seine Getreuen, unter ihnen seinen Neffen Friedrich von Hohenstaufen, an sein Sterbelager und ertheilte ihnen seine letzten Rathschläge. Dann übergab er

ihnen die Reichskleinodien und bat, daß man sie bis zu einer Versammlung der Großen des Reiches im Schloße Trifels verwahren möge. Bald darauf starb er im Juni 1125, im vierundvierzigsten Lebensjahre seines Alters. Seine Leiche ward nach Speier gebracht in die Gruft seiner Ahnen.

Mit ihm endigte der fränkische oder salische Kaiserstamm; denn es war ihm kein Sohn vergönnt. Also muste mit ihm der Gedanke einer erblichen Königsmacht in Deutschland erlöschen und wiederum ward eine Neuwahl nothwendig. Deutschland war zerspalten: im Süden waren die Hohenstaufen mächtiger als das von ihnen rings umschloßene welfische Herzogthum Baiern, im Norden dagegen war Herzog Lothar von Sachsen der mächtigste Herr. Es fragte sich, welches Geschlecht von diesen beiden obsiegen würde bei der neuen Königswahl, die Spaltung von Nord- und Süddeutschland war noch niemals so schroff zu Tage getreten als damals.

---

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

# Druckfehler.

S. 18 Z. 7 von unten lies Kinheim statt Ninheim
„ 68 „ 16 v. u. l. der st. des
„ 72 „ 7 v. oben l. nah st. noch
„ 77 „ 16 v. o. l. nicht st. einst
„ 78 in der Anmerkung l. Lüneburger st. Limburger
„ 116 Z. 5 v. o. l. Chèvremont st. Chèremont
„ 158 „ 2 v. u. l. oder st. aber
„ 164 „ 9 v. o. l. meiner Barten st. meine Rache
„ 220 „ 15 v. o. l. Nordosten st. Nordwesten
„ 256 „ 4 v. o. ist ein Punkt st. des Semikolon zu setzen
„ 257 „ 6 v. o. l. Buthue st. Buthne
„ 258 „ 2 v. u. l. und st. des Kommas
„ 316 „ 15 v. o. l. immer feindlicher st. nimmer friedlicher
„ 378 „ 8 v. o. l. des Herrn st. der Heere
„ 387 „ 13 v. u. l. werde für werden
„ 388 „ 9 v. o. setze Kolon st. Komma
„ 487 „ 17 v. u. l. vernichtet für verachtet

# Geschichten

und

# Charakterzüge

der deutschen Kaiserzeit

von 843—1125.

Nach den Quellen erzählt

von

**Dr. O. Klopp.**

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1852.

Hutm.